

Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler

Gewalt in der Körperbehindertenhilfe

Das Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein
von 1947 bis 1967

Verlag für Regionalgeschichte

Gewalt in der Körperbehindertenhilfe

v|rg

Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte
an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Band 18

Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler

Gewalt in der Körperbehindertenhilfe

Das Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein von 1947 bis 1967

Zweite Auflage

Verlag für Regionalgeschichte

Bielefeld 2013

Titelbild:

Drei Jungen (in der Mitte Harald O., verst.)
des Johanna-Helene-Heims blicken auf ihren Spielplatz.
Bestand: FAG JHH 2006.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Evangelische Stiftung Volmarstein
Alle Rechte vorbehalten

ISSN 1868-047X
ISBN 978-3-89534-918-8

www.regionalgeschichte.de

Gestaltung und Satz: Büro für Design, Martin Emrich, Lemgo
Druck: Hans Kock Buch- und Offsetdruck, Bielefeld
Verarbeitung: Integralis Industriebuchbinderei, Ronnenberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Evangelischen Stiftung Volmarstein	9
Vorwort der Freien Arbeitsgruppe JHH 2006	13
Danksagung	20
1. Einleitung	21
1.1. Anlass der Studie	21
1.2. Zum Forschungsstand	23
1.3. Quellen und Methode	24
1.4. Zum Aufbau der Studie	26
2. Alltag im Johanna-Helene-Heim aus der Sicht der Betroffenen, 1947 – 1967	29
2.1. Wege in das Johanna-Helene-Heim	35
2.1.1. Vorgeschichten	35
2.1.2. Die Ankunft im Johanna-Helene-Heim	41
2.2. Räume, Dinge, Menschen	43
2.2.1. Räume zum Leben	43
2.2.2. Platz für sich	52
2.2.3. Die eigenen Dinge	57
2.2.4. Begegnung mit Menschen	64
2.2.5. Deprivation	71
2.3. Die Bezugspersonen der Kinder	72
2.3.1. Schwestern und Helferinnen	72
2.3.2. Lehrerinnen	77
2.3.3. Diakonenschüler	85
2.3.4. Ärzte	89
2.3.5. Das Verhältnis der Kinder zu den Bezugspersonen: Angst als Grundgefühl	90
2.4. Die Ordnungen des Hauses – der Tag im Johanna-Helene-Heim ...	91
2.4.1. Am frühen Morgen	92
2.4.2. In der Schule	96

2.4.3. Mittagessen	99
2.4.4. Am Nachmittag	102
2.4.5. Am Abend	106
2.5. Strafen und Gewalt	107
2.5.1. Von wem ging Gewalt aus?	108
2.5.2. Wer war bevorzugtes Opfer von Gewalt?	110
2.5.3. Gewaltnähe	111
2.5.4. Physische Gewalt – das Schlagen	113
2.5.5. Zwangsfüttern	115
2.5.6. Einordnung: Rechtlicher Rahmen und kultureller Kontext	118
2.5.7. Formen psychischer Gewalt	121
2.5.8. „Freak Shows“: Der behinderte Körper als Objekt des Spotts	121
2.5.9. Stillstehen: Die Degradierung des Körpers zum Ding	123
2.5.10. Badetag: Zurschaustellung und Unterdrückung der Sexualität	126
2.5.11. „Bullemann“, Nikolaus und Leichenkammer: Angst als Waffe	129
2.5.12. Das Schwarze Kleid: Erniedrigung	132
2.5.13. Die Eltern: Zwischen Gleichgültigkeit und Solidarisierung	135
2.6. Die Kinder untereinander	139
2.6.1. Interne Hierarchien	140
2.6.2. Freundschaften	141
2.6.3. Jungen und Mädchen	142
2.6.4. Sexualität	145
2.6.5. Exkurs: Die „Affäre Friedrichs“	148
2.7. Zwang zur Arbeit: Behinderte Kinder als „Hilfspfleger“	152
2.8. Medizinische Versorgung	152
2.9. Beschulung – verpasste Lebenschancen	155
2.10. Religiöses Leben	157
2.11. Festkultur	159
2.12. Wege aus dem Johanna-Helenen-Heim	162
3. Menschen mit körperlicher Behinderung im Spannungsfeld von Exklusion und Inklusion	166
3.1. Menschen mit körperlicher Behinderung in der modernen Gesellschaft	166
3.2. Die evangelische „Krüppelfürsorge“	167
3.3. Die „Entdeckung des Krüppels“ durch die Orthopädie	168

3.4.	Der Erste Weltkrieg, die Weimarer Republik und die „Kriegsbeschädigten“	169
3.5.	„Schwerbeschädigte“, „Krüppel“, „Sieche“ – eine verhängnisvolle Dreiklassengesellschaft	170
3.6.	Die Beschulung körperbehinderter Kinder	171
3.7.	„Körperbehinderte Volksgenossen“ und „minderwertige Krüppel“ ...	172
3.8.	Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg	173
4.	Das Johanna-Helene-Heim, 1945 – 1967	176
4.1.	Die Vorgeschichte: Das Johanna-Helene-Heim von 1904 – 1945	176
4.2.	Das Johanna-Helene-Heim bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit	177
4.3.	In der jungen Bundesrepublik: Neue Herausforderungen und Fragen der strategischen Ausrichtung	179
4.4.	Die bauliche Situation des „Siechenhauses“ Johanna-Helene-Heim und seine Stellung im Gesamtgefüge der Anstalten	182
4.5.	Die finanzielle Situation des Johanna-Helene-Heims	186
5.	Das „Stammpersonal“ – Die Königsberger Diakonissen	189
5.1.	Das Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit in Königsberg, 1850 – 1945	189
5.2.	Der Wechsel der Schwesternschaft im Johanna-Helene-Heim 1947 ..	192
5.3.	Der Personalmangel und die strukturelle Überlastung der Diakonissen	196
5.4.	Die Überalterung der Diakonissen	203
5.5.	Der Gesundheitszustand der Diakonissen	203
5.5.1.	Der körperliche Zustand der Diakonissen	203
5.5.2.	Der psychische Zustand der Diakonissen	207
5.6.	„Die Mädchen auf dem Bild gehören d. Schw. Elise u. die Jungens alle mir“ – Alltag im Johanna-Helene-Heim aus Schwesternsicht ..	211
5.6.1.	Schwester Elise, Schwester Martha und Schwester Jenny: die Biographien	211
5.6.2.	Die schriftlichen Hinterlassenschaften der Schwestern	216
5.6.3.	Arbeit	218
5.6.4.	„Am 13.7. hat der Spaß für die Kinder und die Arbeit für uns ein Ende.“ – Die Schullandaufenthalte	221
5.6.5.	„Süße“, „Schäfchen“, „schwere Brocken“ und „Trabanten“: Der Blick auf die Kinder	231

5.7.	Die Binnenbeziehungen des Personals im Johanna-Helene-Heim	237
5.7.1.	Die Schwestern und ihre Helferinnen und Helfer	237
5.7.2.	Die Schwestern der verschiedenen Mutterhäuser untereinander	241
5.7.3.	Schwesterliches Miteinander? Das Verhältnis zwischen Schwester Martha, Schwester Elise und Schwester Jenny	242
6.	Die Lehrerinnen und Lehrer	245
6.1.	Rekrutierung	245
6.2.	Gertraude Steinigers Konzept der „Krüppelschule“	248
6.3.	Zum Hintergrund: Die „Krüppelsee“ und die „Krüppelseelenpädagogik“ in Deutschland	254
7.	Dr. Alfred Katthagen: zwischen Bekennender Kirche und Eugenik	258
7.1.	Alfred Katthagen und der Bund Deutscher Bibelkreise	259
7.2.	„Die Geschichte der Unfruchtbarmachung“. Alfred Katthagen und die NS-Erbgesundheitspolitik	261
7.3.	Alfred Katthagen und die Eugenik nach 1945	267
8.	Der Umgang mit den Missständen	271
8.1.	Zur Kenntnis des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses	271
8.1.1.	Führungsschwäche der Oberin im Johanna-Helene-Heim	273
8.2.	Zur Kenntnis der Verantwortlichen der Volmarsteiner Anstalten	274
8.3.	Erklärungen für Schweigen und Untätigkeit	276
8.4.	Die Heimaufsicht	278
8.4.1.	Zur Genese der Heimaufsicht	278
8.4.2.	Die Adressaten der Heimaufsicht	279
8.4.3.	Der Prüfungsauftrag der Heimaufsicht	280
8.4.4.	Die Instrumente der Heimaufsicht in Nordrhein-Westfalen	281
8.4.5.	Die Heimaufsicht im Johanna-Helene-Heim	284
9.	„Noch paar Wochen, da wär' ich kaputt gegangen.“ – Das Ende des Johanna-Helene-Heims und der Wandel der Behindertenhilfe	286
10.	Resümee	293
	Dokumente	303
	Personenregister	318
	Abkürzungen	325
	Nachwort zur zweiten Auflage	326

Vorwort

der Evangelischen Stiftung Volmarstein

Mit diesem Buch wird ein dunkles Kapitel in der Geschichte unserer Evangelischen Stiftung Volmarstein aufgeschlagen. Dies zu erkennen, war ein mühsamer Weg. Es zu bekennen, fällt heute leichter. Denn mit diesem über drei Jahre währenden Prozess der Aufarbeitung konnten allmählich Schritte der Versöhnung gegangen werden. Insbesondere mit denjenigen ehemaligen Heimkindern, die sich in der Freien Arbeitsgruppe Johanna-Helenen-Heim im Jahre 2006 als Sprecherkreis zusammengeschlossen haben, um an diesem schmerzlichen Teil ihrer Lebensgeschichte gemeinsam zu arbeiten.

Der Beginn der Aufarbeitung – ausgelöst durch Peter Wensierskis Buch „Schläge im Namen des Herrn“ – war schwierig: Ein misslich verlaufender Briefwechsel in einer Kirchenzeitung ging allem voran. Frühere Versuche, über das negativ Erlebte zu sprechen, misslangen. Vielleicht war es damals einfach noch zu früh, um über Vorfälle und Ereignisse gemeinsam zu reden, die sich in den 1950er/1960er Jahren im Stammhaus unserer Einrichtung, dem damaligen Johanna-Helenen-Heim, ereignet hatten.

„Das Schlimmste war“, so sagte mir eine Betroffene, „dass man mir nicht glaubte, wenn ich es erzählte. Man tat es als Hirngespinnst, als Lüge ab, weil es doch wohl so nicht gewesen sein kann ...“. Dieses Bekenntnis ging mir unter die Haut. Und so sollen gleich zu Beginn des Buches Worte der Entschuldigung stehen, die wir als Stiftung auch jedem einzelnen ehemaligen Heimkind als Brief¹ zugestellt haben. Diese Entschuldigung gilt jedem und jeder einzelnen Betroffenen:

„Nachdem nunmehr die Wissenschaftler Professor Dr. Schmuhl und Frau Dr. Winkler die Ereignisse und die Situation im Johanna-Helenen-Heim in den 50er und 60er Jahren untersucht haben, liegt das Ergebnis vor. Es ist so bedrückend, wie Sie es zum Teil zu Beginn der Aufarbeitungszeit bei der einen oder anderen Veranstaltung geschildert haben. Für Kinder, die damals im Johanna-Helenen-Heim lebten und zur Schule gingen, war es im Wesentlichen eine sehr schlimme Zeit. Ihre Berichte und Schilderungen, die von Professor Schmuhl und Dr. Winkler festgehalten worden sind und die das

1 Der Brief mit einer Entschuldigung wurde am 10. Juni 2009 an die ehemaligen Heimkinder verschickt.

Gesamtbild ausmachen, haben uns zutiefst bewegt. Die damaligen Verstöße stellen nach heutiger Erkenntnis massives Fehlverhalten dar. Sie waren offensichtlich leider keine ‚Einzelfälle‘, wie wir zunächst vermuteten, sondern weit mehr: Kinder und Jugendliche in diesem Haus waren Übergriffen von Mitarbeitenden ausgesetzt, die eigenmächtig einem falsch verstandenen pädagogischen Verständnis nacheiferten. Es sah Bestrafung in übelster Weise vor und ließ die Würde und die Achtung vor dem Mitmenschen völlig außer acht. Besonders negativ betroffen waren solche, die als Sozialwaisen in das Haus kamen.

Auch die Leitung hat nicht angemessen reagiert und ist ihrer Verantwortung nicht gerecht geworden.

Daneben hat es auch damals Mitarbeitende gegeben, die Ihnen zur Seite gestanden und Ihnen so auch vielleicht manche Hilfestellung gegeben haben. Aber leider waren es nur wenige, und die negativen Erlebnisse waren prägender.

Dass damals die Leitung der Stiftung in finanziell angespannter Zeit auf die Zuweisung von öffentlichen Mitteln wartete, um durch einen Neubau die schlechten räumlichen Verhältnisse zu verbessern und zu überwinden, erklärt vielleicht manches. Aber dies entschuldigt nicht die bedrückende Situation, wie sie in Einzelschilderungen beschrieben wird. Hier hätte es andere Lösungen geben müssen.

Dass Mitte der 90er Jahre Hinweisen auf diese Missstände im Johanna-Helenen-Heim nur sehr zurückhaltend nachgegangen wurde, kann ich mir nur so erklären, dass die Zeit für die Aufarbeitung, wie sie jetzt geschehen ist und geschieht, noch nicht reif war.

Für die Evangelische Stiftung Volmarstein kann ich mich auf diese Weise nur mit tiefem Bedauern und großer Betroffenheit dafür entschuldigen, dass Sie in der genannten Zeit Repressalien ausgesetzt waren, wie sie in der Dokumentation nachzulesen sind.“

So möchte ich an dieser Stelle den ehemaligen Heimkindern danken, dass sie den gemeinsamen, wenn auch beschwerlichen und belastenden Weg der historischen Aufarbeitung mitgegangen sind und bereit waren, ihre Erlebnisse den Historikern vertrauensvoll zu erzählen.

Mit diesem Buch wird eine wissenschaftliche unabhängige Expertise der Autoren vorgelegt, die im Auftrag der Evangelischen Stiftung Volmarstein erstellt worden ist.

Ich danke Frau Dr. Ulrike Winkler und Herrn Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und die wissenschaftliche Auswertung der leitfadengestützten Interviews, aus denen sich das historisch belegte Gesamtbild des

damaligen Lebens im Johanna-Helene-Heim als einem Haus der Behindertenhilfe erschließt.

Zur zweiten Auflage

Nunmehr geht dieses dokumentarische Buch in die zweite Auflage. Fast drei Jahre nach der ersten Veröffentlichung. Es hatte sich u.a. herausgestellt, dass besonders eine Person im Johanna-Helene-Heim in der damaligen Zeit zu leiden hatte: Marianne Behrs. Im Prozess der Aufarbeitung hat sie freundlicherweise zugestimmt, dass als Zeichen des Erinnerns und der beginnenden Aussöhnung ein im Gelände der Evangelischen Stiftung Volmarstein zu benennendes neues Kinderheim gegenüber dem ehemaligen Johanna-Helene-Haus, das seit den 1970er Jahren als Schulgebäude genutzt wird, nach ihr zu benennen. Dafür sind wir dankbar.

Im Eingangsbereich des neuen Marianne-Behrs-Hauses, das zum 1. Advent 2012 feierlich eröffnet worden ist, ist von Auszubildenden des Grafikbereichs unseres Berufsbildungswerkes ein grafisch-künstlerischer „Brückenschlag“ gestaltet worden. Porträts ehemaliger Heimkinder und kreative Bilder der jetzigen jungen Bewohnerinnen und Bewohner mit Kurzerläuterungen zum Namen Marianne Behrs begrüßen die Eintretenden. Dieses „Denk-mal“ ist Erinnerung und Verpflichtung zugleich.

Zur eigenen Institutionsgeschichte wie aber auch zur Aufarbeitung der Geschichte der Evangelischen Heimerziehung in Deutschland ist dieses Buch ein wesentlicher Beitrag, war es doch die erste Veröffentlichung im Bereich der Körperbehindertenhilfe. Weitere Veröffentlichungen anderer, nicht nur diakonischer Einrichtungen sind gefolgt oder in Bearbeitung. „Sich der Geschichte zu stellen und Verantwortung zu übernehmen war ein schwieriger Prozess. Die Evangelische Kirche und ihre Diakonie, die Landes- und Fachverbände, die Träger und Einrichtungen und Mitarbeitenden haben in diesem Prozess der Aufarbeitung viel gelernt: Über ihre Geschichte, über das Leid der Betroffenen, über den Umgang mit Verantwortung, für die Erziehungshilfe heute und für eine gewaltfreie Zukunft.“² So hat es das sozialpolitische Vorstandsmitglied des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem Beitrag formuliert. Dieses Resümee kann ich nur unterstreichen.

Die nunmehr vor fast zehn Jahren begonnene medien- und damit öffentlichkeitswirksame Diskussion hatte in Deutschland zur Errichtung eines fachlich breit zusammengesetzten Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages geführt, an dem

2 Maria Loheide, Lernen für die Zukunft – Aufarbeitung der Geschichte der evangelischen Heimerziehung, in: Jugendhilfe 50, 4/2012, S. 207.

auch Vertreterinnen und Vertreter der Betroffenen teilgenommen haben. Der Deutsche Bundestag ist der Empfehlung dieses Petitionsausschusses gefolgt und hat einen „Fonds Heimerziehung“ eingerichtet, an dem sich zu einem Drittel auch die Evangelische Kirche und ihre Diakonie beteiligen. Anlauf- und Beratungsstellen sind eingerichtet worden. Die „unkomplizierte Unterstützung und Hilfen für Betroffene, die Finanzierung von Aufwendungen und die schnelle Umsetzung der Rentenersatzleistungen stehen im Mittelpunkt der Bemühungen der Diakonie. Die Erwartungen einer Reihe von Betroffenen haben sich mit dem Fonds Heimerziehung nicht erfüllt. Für viele Ehemalige ist der Fonds allerdings auch eine große Hilfe.“³

Von Anfang an hatte jedoch die Konzentration auf nur eine Zielgruppe im Rahmen der Arbeit des Petitionsausschusses einen Webfehler: Der Ausschuss war einseitig auf die Erziehungshilfe ausgerichtet. Alle Bemühungen, den Blick auch auf Betroffene aus dem Bereich der Behindertenhilfe zu richten, scheiterten. Dabei war es ja im diskutierten Zeitfenster mitunter eher zufällig, ob jemand als Kind oder Jugendlicher einer Einrichtung der Jugendhilfe oder der Behindertenhilfe zugewiesen wurde. Pragmatismus, Zufälligkeiten, Kostendruck und auch Bequemlichkeit mögen damals zu schnellen Einweisungen geführt haben. Manche Einrichtungen – wie auch die Evangelische Stiftung Volmarstein – waren in beiden Tätigkeitsfeldern unterwegs.

Somit bleibt für mich eine offene und schmerzhaft empfundene Wunde im ergebnisorientierten Prozess der auch gesellschaftspolitisch bedeutsamen Aufarbeitung der Nachkriegsjahrzehnte bestehen, was zugleich als gegenwärtige Aufgabe nicht nur der Diakonie verbleibt, nämlich dass ehemalige Heimkinder aus dem Bereich der Behindertenhilfe auch an diesem Fonds Heimerziehung partizipieren können. Auch das mag nicht alle zufrieden stellen, weil die Erwartungen weiter reichen. Aber es wäre ein Stück Gerechtigkeit auf dem Weg in eine versöhnliche Zeit, in der das Wort Inklusion zum Schlüsselwort des gesellschaftlichen Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Behinderung zu werden scheint.

Für die Evangelische Stiftung Volmarstein
Pfarrer Jürgen Dittrich
Vorstandssprecher

3 Ebd., S. 211.

Vorwort

der Freien Arbeitsgruppe JHH 2006

Ist es Segen oder Fluch, dass der damals amtierende Vorstandssprecher der Evangelischen Stiftung Volmarstein (ESV) im April 2006 überreagierte?

April 2006: In einem Leserbrief in einer evangelischen Kirchenzeitung hatte er einen anderen Leserbriefschreiber beleidigt. Wie konnte es dazu kommen? Ein ehemaliges Heimkind aus dem Johanna-Helenen-Heim (JHH) dieser Einrichtung (nicht zur Fürsorgeerziehung oder freiwilligen Erziehungshilfe, sondern zur Rehabilitation) für Körperbehinderte, schrieb im März 2006 einen provokativen Leserbrief: „Die gute Nachricht zuerst: Die meisten Kinder haben sie überlebt. Und nun die schlechte: Die meisten Kinder haben sie erlebt und einige täglich: die Hölle von Volmarstein.“ Weiter schrieb er: „Leider darf man nicht die Namen von Verbrechern nennen und so auch nicht die jener Teufel, die unter dem Kronenkreuz in der Hölle gewütet und kleine Kinder körperlich, seelisch und sogar sexuell misshandelt haben.“

Diese und weitere anklagende Formulierungen ließen den bis Ende 2006 amtierenden Vorstandssprecher unangemessen reagieren und schreiben: „Wir wissen aber auch, wie Traumatisierungen oft den Blick trüben, zumindest fixieren können. Wir verwahren uns schon dagegen, dass Volmarstein zu seiner Zeit *die Hölle voller Teufel* war und kennen auch die *Engel von Volmarstein*.“ In seinem Leserbrief griff er das vorgenannte ehemalige Heimkind öffentlich und namentlich an.

Was wäre passiert, wenn er stattdessen in seinem Leserbrief geschrieben hätte: *Ja, das war damals so. Das tut uns allen unendlich leid. Wir bitten um Entschuldigung.* Salopp formuliert: Die Luft wäre raus gewesen. Niemand hätte sich intensiver für die Vergangenheit des Johanna-Helenen-Heimes interessiert.

Wie bekannt und auf der Homepage der Arbeitsgruppe nachlesbar, folgte ein Leserbrief dem anderen, die Lokalredaktion der Tageszeitung „Westfälische Rundschau“ interessierte sich für das Thema und der besagte Vorstandssprecher schob am 20. Juni 2006 eine Stellungnahme hinterher, die als „Volmarsteiner Erklärung“ in die Anstaltsgeschichte einging.

Das führte dazu, dass einige ehemalige Heimkinder nach Jahrzehnten wieder Kontakte miteinander aufnahmen. Über diese „Volmarsteiner Erklärung“ waren sie empört, spiegelte sich in ihr nach ihrem Empfinden keinerlei Einsicht wider; sie war hingegen geprägt von Verharmlosungen, Tatsachenverdrehungen und Unwahrheiten.

Spätestens jetzt müssen Namen angeführt werden. Marianne Behrs, Wolfgang Möckel, Klaus Dickneite, Helmut Jacob und später Horst Moretto tauschten sich aus. Pastor Dr. Ulrich Bach, selbst körperbehindert und von 1962 bis 1996 Seelsorger in den Volmarsteiner Anstalten, ermutigte sie, ihre Empörung zur „Volmarsteiner Erklärung“ zu artikulieren und dieses dunkle Kapitel der Einrichtung selbst aufzuarbeiten. So schlossen sich im Herbst 2006 die Genannten zu einer Interessengemeinschaft zusammen. Unter Mithilfe von Dr. Ulrich Bach wurde die Gruppenbezeichnung „*Freie Arbeitsgruppe JHH 2006*“ gefunden. Zu ihr zählen heute auch die ehemaligen Diakonenschüler Karl-Joachim Twer, Eberhard Flüge und seine Frau Christel, damalige Diakonische Helferin, und Erika Bach, die Ehefrau des inzwischen verstorbenen Dr. Ulrich Bach.

Auf die Stellungnahmen der Arbeitsgruppe zur „Volmarsteiner Erklärung“ blieben die Reaktionen enttäuschend. So beschloss die Arbeitsgruppe, selbst Kindheits-erinnerungen zu sammeln, um sie der Evangelischen Stiftung zur Verfügung zu stellen. Bereits Anfang 2007 gelangte die Arbeitsgruppe zu der Überzeugung, dass neben einem Buch über diese Schreckenszeit – zu dessen Druck sie den vorherigen Vorstandssprecher aufforderte – eine eigene Dokumentation wichtig ist. So entstand die Homepage www.gewalt-im-jhh.de.¹ Auf ihr haben inzwischen von etwa 60 ehemaligen Heimkindern, zu denen Kontakte bestehen, über 20 ihre Kindheits-erinnerungen oder Bruchstücke ihrer Erinnerungen freigegeben. Die Arbeitsgruppe konnte die Namen und teilweise Adressen von etwa 230 Heimkindern ermitteln. Einige ehemalige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen meldeten sich ebenfalls zu Wort. Eine Dokumentation über solche oder ähnliche Vorfälle in Kinderheimen zwischen 1947 und 1967 ist einzigartig und derzeit sonst im Internet nicht zu finden.

Ist es Fluch oder Segen, dass der damalige Vorstandssprecher gereizt handelte? Diese Frage wird spätestens an dieser Stelle interessant.

Die Auseinandersetzung mit ihrer Kinderheimzeit war und ist für alle auf der Homepage vertretenen damaligen Kleinkinder und Schulkinder ein schmerzlicher Prozess. Die erneute Konfrontation mit dem Erlebten, Erlittenen, Verdrängten und Verschwiegenen tut weh. Einige schämen sich noch heute, ihren Ehepartnern über diese grausamen Kindheitsjahre als Heimkind zu berichten. Noch schmerzhafter ist es, über Details erlebter Grausamkeiten und Verbrechen zu berichten. So ist in dem einen oder anderen Fall psychologische Begleitung Voraussetzung für die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Eins haben alle Opfer gemeinsam: Sie wurden erneut zu Opfern und fühlten sich noch einmal misshandelt durch das oben angesprochene Lavieren.

1 Der gegenwärtige Stand der Homepage ist auf der beiliegenden CD-ROM dokumentiert.

Ein schmerzlicher Prozess ist die Aufarbeitung dieser Zeit auch für einige ehemalige Diakonenschüler und Diakonische Helferinnen. Wir können nur ahnen, wie viele sich heute zweifelnd fragen: Habe ich wirklich genug getan, um das Leid der Kinder wenigstens zu minimieren, sie zu trösten und ihre Wunden zu lindern? Einige von ihnen haben den Anstaltsleiter der fünfziger und sechziger Jahre und die Hausleitung des JHH auf diese Grausamkeiten aufmerksam gemacht. Sie mussten ohnmächtig erleben, dass ihnen entweder nicht geglaubt oder sie abgewimmelt oder zur Rücknahme solcher angeblich ungeheuerlichen Behauptungen aufgefordert wurden. Diese Hilflosigkeit haben sie kompensiert, indem sie den ihnen anvertrauten hilflosen Kindern ihre ganze Liebe und Zuneigung schenkten. Ohne viel Worte, aber durch intensiven Einsatz während und nach ihrer Arbeit, haben sie den Kindern vermittelt, dass es neben Verachtung, Hass und Gewalt auch Liebe gibt. Zweifellos ist es ihnen zu verdanken, dass einige Heimkinder ihre Kleinkinder- und Schulzeit ohne auffällige psychische Schäden überstanden haben; wobei mit den Dokumentationen der Historiker und der Arbeitsgruppe jedoch feststeht, dass diese Zeit in den Seelen der meisten Kinder Verwüstungen hinterlassen hat.

So empfinden sich neben den Kindern auch ehemalige Mitarbeitende als Opfer.

Der heutige Stiftungssprecher hat bereits zu Beginn seiner Amtszeit verdeutlicht, dass er Anteil nimmt und eine intensive Aufarbeitung wünscht. Die Arbeitsgruppe spürte schnell, dass Pfarrer Dittrich eine Last aufgeschultert bekam, die so schnell nicht abzutragen ist. In den fünfziger und sechziger Jahren gab es viel Gewalt und Verbrechen an Heimkindern. Für einen Umdenkungsprozess reichte die Homepage-Dokumentation anscheinend nicht aus. Und so blickten alle gespannt auf die Arbeit der Historiker Professor Dr. Hans-Walter Schmuhl und Dr. Ulrike Winkler. Endlich, am 26. März 2009, konnten sie in der Martinskirche berichten: So, wie geschildert, war es tatsächlich. Zitat: „Öffnete man in den 1950er und 1960er Jahren die Tür zum Johanna-Helenen-Heim, so sah man in einen Abgrund der Willkür, der Zerstörung, der Angst und der Einsamkeit. Man blickte in das *Herz der Finsternis*“. Anmerkung: Das *Herz der Finsternis* ist ein Roman von Joseph Conrad, in dem er die Gräuel der Belgier in der ehemals königseigenen Kolonie Kongo beschreibt. Der Romantitel ist mittlerweile zur Chiffre für die vielfältigen Zivilisationsbrüche des 20. Jahrhunderts geworden.²

Pfarrer Dittrich hatte die Interessen der ESV zu vertreten, drückte aber auch immer wieder seine persönliche Erschütterung über das ihm Zugetragene aus. So hat die „*Freie Arbeitsgruppe JHH 2006*“ in ihm schon bald einen „Helfer“ gesehen. Empört ist die Gruppe über die fehlende Einsicht und zähe Aufarbeitung dieses schwarzen Kapitels seitens vieler, die heute in Kirche, Diakonie und staatlicher Aufsicht

2 Vgl. Kap. 10 des vorliegenden Buches.

Verantwortung tragen. Leider sind Jahre mit Verunglimpfungen vergangen, unter denen die Betroffenen gelitten haben.

Nun, nachdem das Buch vorliegt, zeigt sich das Ausmaß des „Segens“ dieses unsäglichen Leserbriefes vom April 2006. Er brachte eine Lawine ins Rollen: Ehemalige fanden wieder zueinander und sie dokumentierten. Die ESV beauftragte Historiker, die ebenfalls dokumentierten. Nun endlich wird den Opfern erstmalig geglaubt. Sie müssen nicht mehr befürchten, als Phantasten oder gar Lügner einsortiert zu werden. Diese Bestätigung ist ein neues Gefühl der Freiheit für die Seelen der Opfer.

Der Aufarbeitungsprozess war und ist also ein schmerzlicher, aber auch heilsamer Prozess für alle. Heilsam für die Opfer, die ihre Vergangenheit nicht mehr im Unterbewusstsein verstecken müssen. Heilsam für die Rechtsnachfolger der damaligen Orthopädischen Anstalten Volmarstein, weil sie zur Erkenntnis gelangten: Wo Licht ist in der Geschichte, da ist auch Schatten. Und die Aufgabe der Anstalt besteht nicht nur darin, auf die lichten Seiten hinzuweisen, sondern auch auf die Schatten.

Nur so, und das ist der dritte Aspekt des Segens, kann verhindert werden, dass sich solche Gewalt und Verbrechen wiederholen.

Die Evangelische Stiftung hat letztendlich Licht ins Dunkel gelassen. So ist das vorliegende Buch nicht nur ein Geschichts-, sondern auch ein Lehrbuch über die Wirkung und Auswirkungen von Verbrechen und Versagen. Die Kirchen und die staatlichen Aufsichtsorgane können erkennen, welchen Schaden falscher Umgang mit behinderten Menschen, falsche Personalbesetzung und fehlende Kontrollen verursachen. Der „Runde Tisch Heimkinder“ in Berlin erfährt, dass sein Aufgabengebiet viel zu eingeschränkt ist, weil Kleinkinder, Waisen und behinderte Kinder nicht berücksichtigt werden. Und jeder Leser weiß zukünftig: Wie immer er auch mit dem Anderen umgeht – wenn der Umgang von Gewalt und Zerstörung geprägt ist, bleibt er nicht versteckt, sondern er gelangt ans Licht der Öffentlichkeit.

Die „*Freie Arbeitsgruppe JHH 2006*“ ist mit großen Schritten auf dem Weg der Versöhnung mit der ESV. Vielleicht sind es andere ehemalige Mitschüler und Mitschülerinnen ebenso. Zu diesem Versöhnungswillen hat Pfarrer Dittrich entscheidend beigetragen. Es bleibt nicht nur bei Entschuldigungen, es wird an der Lösung einzelner Probleme gearbeitet.

„Die Absicht der Evangelischen Stiftung Volmarstein, ein neues Heim in der Nähe des Johanna-Helenen-Heims nach einem misshandelten Heimkind zu nennen, ist meiner Meinung nach die höchste Anerkennung, die auf der symbolischen Ebene möglich ist“, so der Pfarrer und Psychologe Dierk Schäfer zu einem der Beschlüsse, die Stiftungssprecher Dittrich der „Freien Arbeitsgruppe“ im Juli 2009 vortrug. Die Aktivitäten der ESV werden auf der Homepage auch zukünftig dokumentiert. So ist das vorliegende Buch auch ein Teil der Gesamtdokumentation.

Sind wir mit der ESV im Prozess der Versöhnung, wird dies mit der Evangelischen Kirche, dem Diakonischen Werk als Rechtsnachfolger der Inneren Mission, der Bundesregierung und der Landesregierung Nordrhein-Westfalen als Gesetzgeber und Aufsichtsorgane noch dauern. Ein „Sorry“ reicht nicht aus!

Da sind noch offene Themen: Opferrente bzw. Opferentschädigung, würdevolle Versorgung ehemaliger Heimkinder in ihrer vertrauten Wohnung etc.

Zum Schluss ist uns unser Dank unter Namensnennung wichtig:
Euch, liebe ehemalige Mitschülerinnen und Mitschüler, Dank für Euren Mut zur Offenlegung Eurer Kindheit, manchmal mit zitterndem Körper und Tränen in den Augen; für die Beantwortung von Fragen, die manchmal unerträglich schienen, deren Antwort aber das Ausmaß des Leids der Kinder verdeutlichen.

Dir, lieber Ulrich Bach, über Deinen Tod hinaus, Dank für Deine Aufforderung, unsere Geschichte selber zu schreiben, für Deine unermüdliche Unterstützung, Beratung und Mitarbeit in unserer Arbeitsgruppe bis zwei Tage vor Deinem Tod.

Ihnen, Herr Klaus Görzel von der „Westfälischen Rundschau“, Dank für Ihr journalistisches Auge auf diesen Zeitabschnitt auch dieser Volmarsteiner Geschichte und Ihre Selbstverständlichkeit, mit der Sie Ihren Lesern auch die Sicht der Arbeitsgruppe vermitteln.

Ihnen, Herr Pfarrer Dittrich, Danke für Ihr Engagement; dafür, dass aus Ihrer Betroffenheit und Ihrem Mitleid Taten erwachsen.

Ihnen, Frau Dr. Ulrike Winkler und Herr Professor Dr. Hans-Walter Schmuhl, die Sie nach eigenem Bezeugen einen Blick in das „Herz der Finsternis“ geworfen haben, Dank für das Ertragen vieler grausamer Geschichten, die Ihnen mündlich und schriftlich übermittelt wurden.

Dank den Mitgliedern der Arbeitsgruppe für viele, manchmal auch kontroverse Gespräche, aber immer das Ziel der Dokumentation dieser Zeit im Auge behaltend; Dank für die kollegiale Hilfe jedes Gruppenmitglieds und für die Kollegialität untereinander.

Dank einem Mann der Öffentlichkeit, dem Schadensbegrenzung in Sachen Aufarbeitung der Verbrechen in den Heimen völlig fremd ist, der sich vor drei Jahren auf die Seite aller Heimopfer gestellt hat und mit ihnen für Entschuldigung, Wiederherstellung der Würde und Wiedergutmachung kämpft; ihm, der das Kreuz Jesu Christi immer wieder gerade biegt, wenn andere in das Kreuz hineintreten – herzlichen Dank: Herr Pfarrer Dierk Schäfer.

Dank Ihnen, Herr Peter Wensierski, für den mutigen „Startschuss“ mit Ihrem Buch „Schläge im Namen des Herrn“, der betroffene und streitbare Behinderte in Bewegung setzte.

Zur zweiten Auflage

An sich kann man zur Zweitaufgabe eines Buches nur gratulieren. Im Falle dieses Buches, das über Gewalt in fast allen erdenklichen Facetten berichtet, macht diese rege Nachfrage aber auch nachdenklich.

Sicher hat sich in den fast drei Jahren nach Erscheinen der Erstauflage herumgesprochen, wie viel Leid die Schulkinder des Johanna-Helene-Heims der damaligen Orthopädischen Anstalten Volmarstein ertragen mussten. Die Interessierten wollen sich über diese Geschehnisse informieren und sie wollen Anteil am Schicksal der Opfer nehmen. Sicher wollen sie auch erfahren, wie es den Opfern heute geht, wie sie mit dieser Vergangenheit leben. Sie werden sich auch die Frage stellen, welche Konsequenzen die Rechtsnachfolger dieser Behinderteneinrichtung, nämlich die Evangelische Stiftung Volmarstein (ESV), aus den gewonnenen Erkenntnissen ziehen. Die Antworten sind in diesem wissenschaftlichen Buch nicht zu finden. Man liest, mehr zwischen den Zeilen, dass diese Zeit die Opfer geprägt haben muss.

Gerade darum ist es wichtig und richtig, dass die Evangelische Stiftung Volmarstein (ESV) als Rechtsnachfolgerin der Beilage einer aktualisierten CD zugestimmt hat. Auf der CD sind neben den bereits bekannten auch neue Schilderungen der Opfer ungekürzt und ausführlich zu finden. Auf ihr ist auch nachlesbar, welche Position die ESV zu den Forderungen der ehemaligen Heimkinder bezieht. In Verbindung mit der Internetpräsenz www.gewalt-im-jhh.de werden diese Informationen ständig aktualisiert. Um Studierenden und anderen Interessierten die Möglichkeit zu geben, sich umfassend über die Gewalt in anderen Heimen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR in den drei Nachkriegsjahrzehnten zu informieren, wurde auch die Seite „Blick über den Tellerrand“ eingerichtet. Es sind inzwischen sieben Seiten und auch sie finden reges Interesse.

So ist die Zustimmung der ESV zur Beilage einer aktualisierten CD auch in der zweiten Auflage ein Beitrag zur ESV-internen Aufarbeitung. Wir freuen uns auch, dass das Buch in den stiftungsinternen Schulungen eingesetzt und Betroffene zu diesen Schulungsmaßnahmen eingeladen werden. Damit sich solche Gewalt nicht wiederholt, sollte das Buch didaktisch erschlossen werden. Es könnte auf diese Weise sogar Eingang in den Religions- und Sozialkundeunterricht allgemeinbildender Schulen finden.

Oktober 2012

Freie Arbeitsgruppe JHH 2006

Dr. Ulrich Bach, gestorben am 8. März 2009

Erika Bach

Marianne Behrs, gestorben am 13. November 2012

Klaus Dickneite

Christel Flügge

Eberhard Flügge

Helmut Jacob

Wolfgang Möckel

Horst Moretto

Karl-Joachim Twer

Danksagung

Die vorliegende Studie geht auf einen Forschungsauftrag des Vorstandes der Evangelischen Stiftung Volmarstein zurück. Wir danken Herrn Pfarrer Jürgen Dittrich sehr herzlich für sein Vertrauen, für anregende Diskussionen und die uneingeschränkte Förderung unserer Arbeit. Herzlich danken wir auch wir den Mitarbeitenden der Evangelischen Stiftung Volmarstein, die uns bei unseren Recherchen behilflich waren.

Zu Dank verpflichtet sind wir Schwester Marianne Anschutz und Schwester Gertrude Krämer vom Wittener Mutterhaus, dem ehemaligen Vorsteher der Königsberger Diakonie Wetzlar, Herrn Pfarrer Dieter Nebeling, sowie dem Leitenden Landesverwaltungsdirektor des LWL-Landesjugendamtes Westfalen, Herrn Matthias Lehmkuhl, die uns wichtige Dokumente zugänglich gemacht haben. Gerne schließen wir die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Archivs der Evangelischen Stiftung Volmarstein, des Archivs des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin und des Archivs des Diakonischen Werkes Rheinland-Westfalen-Lippe in unseren Dank ein. Für fachliche Hinweise danken wir Dr. Ulrike Gaida, PD Dr. Gerrit Hohendorf, Dr. Uwe Kaminsky und Prof. Dr. Dirk Schumann.

In tiefer Dankbarkeit und mit großem Respekt denken wir an die Gespräche zurück, die wir mit den ehemaligen Schülerinnen und Schülern des Johanna-Helenen-Heims geführt haben. Das uns entgegengebrachte Vertrauen hat uns sehr berührt. Herzlich danken möchten wir auch unseren anderen Interviewpartnerinnen und -partnern, die uns von ihren Erlebnissen im Johanna-Helenen-Heim berichteten.

Bedanken möchten wir uns bei allen, die uns Photos zum Abdruck überlassen haben. Herrn Klaus-Dieter K. sei herzlich für die Überlassung seiner Heimatkundenmappe und des im Dokumentenanhang abgedruckten Briefwechsels gedankt.

Endlich geht ein lieber Dank an unsere Partner, Dr. Regina Geitner und Rolf Winkler. Wie immer haben sie uns und unsere Arbeit wunderbar unterstützt.

Bielefeld und Berlin, im Januar 2010

Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler

1. Einleitung

1.1. Anlass der Studie

Vor dem Hintergrund der von *Peter Wensierski* Buch „Schläge im Namen des Herrn“¹ ausgelösten bundesweiten Diskussion über Gewalt in der Fürsorgeerziehung in den 1950er/60er Jahren kam es auch zu einer Kontroverse über die damaligen Zustände im Johanna-Helene-Heim in Volmarstein. Ehemalige Schülerinnen und Schüler des Johanna-Helene-Heims hatten – nach Jahrzehnten des Schweigens – in Leserbriefen ihr Schicksal öffentlich angesprochen.² Damit waren die „Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten für Körperbehinderte, Johanna-Helene-Heim“, wie sie von 1954 bis 1968 hießen, die erste Einrichtung im Bereich der Hilfe für Menschen mit körperlichen Behinderungen, die in die Kritik geriet.

Die Geschehnisse, die in diesem Buch geschildert und untersucht werden, waren durchaus schon früher öffentlich angesprochen worden. So hatte der im Früh-

-
- 1 Peter Wensierski, *Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik*, München 2006.
 - 2 Siehe die Leserbriefe von Helmut Jacob, in: *Unsere Kirche*, 12.3.2006, 8.4.2006 und 7.5.2006, und ders., *Westfälische Rundschau*, 8.4.2006, den Leserbrief von Marianne Behrs, in: *Unsere Kirche*, 23.4.2006, sowie das Schreiben von Ulrich Bach, in: *Unsere Kirche*, 30.4.2006. Bis dahin hatten sich die Betroffenen in „kleiner Runde“, etwa anlässlich ihrer Silbernen Konfirmation am 14. Mai 1989, über das im Johanna-Helene-Heim Erlebte ausgesprochen. Siehe: Ulrich Bach, *Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar*, Neukirchen-Vluyn 2006, S. 88.

jahr 2009 verstorbene Pastor Dr. *Ulrich Bach*³ anlässlich seiner Verabschiedung aus Volmarstein im Jahre 1996⁴ ausdrücklich auf die Missstände im früheren Johanna-Helenen-Heim hingewiesen, doch wurde das Thema seinerzeit weder vom damaligen Vorstand der Evangelischen Stiftung Volmarstein (ESV) weiterverfolgt noch von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen.

Auf die Leserbriefe der ehemaligen Schülerinnen und Schüler und die flankierende mediale Berichterstattung über die Zustände im Johanna-Helenen-Heim⁵ reagierte die ESV im April 2006 zunächst mit einem Leserbrief,⁶ im Juni 2006 schließlich mit einer so genannten „Volmarsteiner Erklärung“.⁷ Das elfseitige Papier, das zugleich als Dokumentation für das Diakonische Werk der EKD⁸ gedacht war, beschrieb die damaligen räumlichen Verhältnisse im Johanna-Helenen-Heim, listete die Namen der seinerzeit Beschäftigten auf und benannte ausdrücklich auch die Pressionen, die die Kinder von Seiten des Personals zu erleiden hatten. Zugleich versuchte die ESV Erklärungen – wirtschaftliche, soziale, pädagogische, religiöse⁹ – für das inkriminierte Verhalten der damaligen Verantwortlichen zu finden. Keinen Zweifel ließ die Evangelische Stiftung Volmarstein daran, dass sie die Schilderungen der Betroffenen für glaubwürdig hielt.¹⁰ Trotz der Entschuldigung von Pfarrer *Ernst Springer*, seinerzeit Vorstandssprecher der ESV, „dass die Grausamkeiten damals nicht verhindert, unterbunden und geahndet wurden“, und trotz seiner Bitte um

3 Ulrich Bach war von 1962 bis 1996 in Volmarstein als „dritter Anstaltspfarrer“ tätig, er erteilte u. a. den Jugendlichen des Johanna-Helenen-Heims Konfirmandenunterricht. Siehe für einen Nachruf auf Dr. Ulrich Bach: BeB Informationen, 38/August 2009, S. 11.

4 Siehe: Bach, *Ohne die Schwächsten*, S. 90.

5 Beispielsweise: Klaus Görzel, *Züchtigung auch in Diakonie daheim*, in: *Westfälische Rundschau*, 6.4.2006.

6 Ernst Springer, in: *Unsere Kirche*, 22.4.2006.

7 Der Titel der „Volmarsteiner Erklärung“ lautet so: „Die Nachkriegsjahre (etwa 1947 – 1962) im Johanna-Helenen-Heim (JHH) der Evangelischen Stiftung Volmarstein (ESV)“, Volmarstein 2006.

8 Der damalige Präsident des DW der EKD, Pfarrer D. *Jürgen Gohde*, hatte zu Beginn des Jahres 2006 erklärt, dass die Diakonie ihre Geschichte der Heimerziehung (Fürsorgeerziehung) ab 1945 bis Ende der 1960er Jahre aufarbeiten und dokumentieren wolle. Unterstützt und finanziell gefördert von EKD, dem Deutschen Caritasverband und der Deutschen Ordensoberenkonferenz hat ein Forscherteam an der Universität Bochum gezielt die konfessionelle Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland untersucht. Bernhard Frings/Uwe Kaminsky, *Gehorsam – Ordnung – Religion, Konfessionelle Heimerziehung 1945 – 1975*, Münster 2012.

9 Genannt wurden: „Der eklatante Personalmangel, die allgemeine Finanznot, die bedrückende Lebensmittelknappheit, der beherrschende medizinische (orthopädische) Blick, die zunehmenden Erziehungsprobleme“. Siehe: Springer, *Volmarsteiner Erklärung*, S. 9. Eine Auflistung von Bibelziten – „maßgeblich für die soziale und religiöse Sozialisation unserer Vorväter/Vormütter“ –, die sich ausdrücklich für eine „Züchtigung aus Liebe“ aussprechen, findet sich in: ebd., S. 10.

10 Springer, *Volmarsteiner Erklärung*, S. 3. Für die nachfolgenden Zitate ebd.

„Vergebung und Versöhnung“ empfanden die Ehemaligen die „Volmarsteiner Erklärung“ als inhaltlich unbefriedigend, deren Deutungen und Schlussfolgerungen als unsensibel und nicht zuletzt als paternalistisch, war sie doch ohne einen unmittelbaren Gedankenaustausch mit ihnen verfasst worden.¹¹ Als Reaktion auf die „Volmarsteiner Erklärung“ gründete sich kurze Zeit darauf die „Freie Arbeitsgruppe Johanna-Helenen-Heim 2006“ (FAG JHH 2006), die seitdem als Interessenvertretung der ehemaligen Schülerinnen und Schüler des Johanna-Helenen-Heims fungiert.

Der Kritik der FAG JHH 2006 an der „Volmarsteiner Erklärung“ Rechnung tragend, erteilte uns die ESV, vertreten durch ihren seit Januar 2007 amtierenden Vorstandssprecher, Pfarrer *Jürgen Dittrich*, den Auftrag, die Geschichte des Johanna-Helenen-Heims von den späten 1940er bis zum Ende der 1960er Jahre wissenschaftlich zu erforschen.¹²

1.2. Zum Forschungsstand

Während sich verschiedene Fachdisziplinen, allen voran die Pädagogik und die Geschichtswissenschaft, der Untersuchung der öffentlichen Ersatzerziehung in staatlichen bzw. in konfessionellen Heimen schon lange vor der aktuellen Debatte angenommen haben,¹³ steht die wissenschaftliche Erforschung der Zustände in Heimen für Kinder und Jugendliche mit körperlichen bzw. mit geistigen Behinderungen noch ganz am Anfang. Allerdings zeigen erste Untersuchungen, dass auch

11 Siehe die Stellungnahmen von Wolfgang Möckel, Marianne Behrs und Helmut Jacob auf: <http://www.gewalt-im-jhh.de>.

12 Uwe Herrmann, Vergangenheit wird aufgearbeitet, in: *Unsere Kirche*, Nr. 23, 3.6.-9.6.2007.

13 So weist zum Beispiel die CD-ROM FIS Fachinformation Bildung vom 6. März 1999 zum Suchbegriff „Heimerziehung“ 1.088 veröffentlichte Titel (u. a. Studien zur Geschichte der Heimerziehung, aber auch Leistungen und Grenzen von Heimerziehung sowie zu speziellen Fragen, wie etwa der Problematik unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge) aus. Siehe: Thomas Gabriel, *Forschung zur Heimerziehung. Eine vergleichende Bilanzierung in Großbritannien und Deutschland*, Weinheim/München 2001, S. 117. In Auswahl: Annette Lützke, *Öffentliche Erziehung und Heimerziehung für Mädchen 1945 bis 1975 – Bilder „sittlich verwahrloster“ Mädchen und junger Frauen*, Essen 2002 (Ms. Diss. phil.); Helmut Rosemann, *Der Erziehungsbereich in Eckardtsheim: Fürsorgeerziehung und (halb-)offene Jugendsozialarbeit (bis 1970)*, in: Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl (Hgg.), *Bethel-Eckardtsheim. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung als Teilanstalt (1882 – 2001)*, Stuttgart 2006, S. 242-285; Carola Kuhlmann, „So erzieht man keinen Menschen!“ Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre, Wiesbaden 2008; Ulrike Winkler, „Den eigenen Weg finden.“ Hundert Jahre Jugendhilfe Hephata (1908 – 2008), in: Hans-Walter Schmuhl (Hg.), *Hundert Jahre Jugendhilfe Hephata Diakonie, Schwalmstadt-Treysa 2008*, S. 16-50, besonders S. 36-44; Matthias Benad/Kerstin Stockhecke/Hans-Walter Schmuhl (Hgg.), *Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre*, Bielefeld 2011.

und gerade im Umgang mit behinderten Menschen ein hohes Maß von Vernachlässigung und Gewalt zu beobachten ist.

So wurde zum Beispiel 1970 das Soester Walpurgis-Kinderheim von einem regelrechten Skandal erschüttert.¹⁴ Ein Wehersatzdienstleistender hatte seinerzeit die Öffentlichkeit über unhaltbare Zustände in dem – vom Evangelischen Perthes-Werk getragenen, vom Wittekindshof medizinisch betreuten – Heim, in dem knapp einhundert schwer geistig behinderte Kinder lebten, alarmiert. So hatte der junge Mann u. a. darüber geklagt, dass die Schutzbefohlenen auf Matratzen schlafen mussten, die „durchgelegen, durch Urin aufgeweicht, muffig und stinkend“ seien. Die tägliche Bettruhe der Kinder betrage über dreizehn Stunden, teilweise würden die unruhigen Zöglinge mechanisch oder medikamentös ruhig gestellt. Auch erführen diese weder eine ausreichende körperliche Pflege noch eine ihrer geistigen Behinderung angemessene Betreuung und Förderung. Am schwersten wog sicherlich der Vorwurf, dass ein Diakon durch „überaus brutales Schlagen“ auffalle. Sodann muss von einer weiteren Einrichtung für Menschen mit geistigen Behinderungen – dem Wittekindshof in Volmerdingsen/Bad Oeynhausen – berichtet werden, in der es offenbar auch zu Misshandlungen und zur Zwangsverabreichung von Medikamenten gekommen ist.¹⁵

Im Bereich der stationären Unterbringung, Erziehung und Beschulung von körperlich behinderten Kindern und Jugendlichen gibt es bislang (noch) keine Forschungen. Insofern wird mit der vorliegenden Studie regelrechtes „Neuland“ betreten.¹⁶

1.3. Quellen und Methode

Im Rahmen dieses Projektes haben wir Interviews mit dreizehn ehemaligen Schülerinnen und Schülern des Johanna-Helenen-Heims – vier Frauen, neun Männer – geführt. Desweiteren sprachen wir in den vergangenen zwei Jahren mit einer Schwester

14 Für die folgende Schilderung und die Zitate: Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, Das Evangelische Perthes-Werk. Vom Fachverband für Wandererfürsorge zum diakonischen Unternehmen, Bielefeld 2009, S. 229-234.

15 Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, „Als wären wir zur Strafe hier“ Gewalt gegen Menschen mit geistiger Behinderung – der Wittekindshof in den 1950er und 1960er Jahren, Bielefeld 2011, 32012.

16 Da jedoch davon ausgegangen werden muss, dass es nicht nur im Johanna-Helenen-Heim zu Vernachlässigung und zu Akten der Gewalt gegenüber Schutzbefohlenen kam, hat der Bundesverband evangelischer Behinderteneinrichtungen (BeB) seine Mitglieder „ausdrücklich zu einer vertieften Beschäftigung mit der eigenen Institutionsgeschichte und insbesondere mit dem Thema ‚Gewalt in der Behindertenhilfe‘“ ermutigt. Vgl. BeB Informationen 38/August 2009, S. 31.

des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses, die die Jungenseite der „Schulstation“ im Johanna-Helenen-Heim verantwortete, mit einem Facharzt für Orthopädie, der zur fraglichen Zeit in den Volmarsteiner Anstalten tätig war, sowie mit einer Lehrerin, die in der „Bettenschule“ der Orthopädischen Klinik unterrichtete. Schließlich führten wir Interviews mit drei Diakonenschülern und einer diakonischen Helferin, die einige Monate lang im Johanna-Helenen-Heim arbeitete, sowie mit einem Pfarrer, der den Kindern Konfirmationsunterricht gab. Auch sprachen wir mit einem ehemaligen Praktikanten, der uns über die pädagogische Übergangssituation in Volmarstein Anfang der 1970er Jahre Auskunft geben konnte.

Bei allen unseren Gesprächspartnerinnen und -partnern haben wir uns gegen narrative Interviews, wie sie normalerweise in oral-history-Projekten geführt werden,¹⁷ entschieden. Wieso? Narrative, also „erzählerisch freie“ Interviews geben Auskunft über die „Lebensgeschichte“ des Befragten bzw. der Befragten. Dieser „Lebensroman“ eines jeden Menschen ist ein Produkt seiner Erlebnisse und seiner Versuche, das Erlebte vor dem Hintergrund seines „sozialen Wissens“ (z. B. religiöse, moralische, politische Überzeugungen)¹⁸ zu verstehen, zu interpretieren und es schließlich in das je individuelle Bild von der „Welt“ oder eben in die eigene Biographie sinnvoll zu integrieren. Dieser Prozess kann auch als *Erfahrung* bezeichnet werden.¹⁹ Häufig verschwimmen in narrativen Interviews Erlebnis und Erfahrung, sie sind nur schwer zu trennen.

In unserem Projekt aber sollten die Interviews mit den Betroffenen und ehemaligen Beschäftigten primär dazu dienen, die Verhältnisse im Johanna-Helenen-Heim im fraglichen Zeitraum auszuleuchten und dabei jene Facetten des Alltagslebens in den Blick zu nehmen, die sich in den Akten nur andeutungsweise oder gar nicht niedergeschlagen haben. So kann man im Fall des Johanna-Helenen-Heims von einer Subkultur der Gewalt sprechen, die sich aber – wie es einer Subkultur eigen ist – eben nicht schriftlich überliefert hat. Daher haben wir uns für leitfadengestützte Interviews entschieden. Diese zeichnen sich durch eine verhältnismäßig starke Strukturierung der Gesprächssituation aus und sind daher in besonderem Maße geeignet, eingeschliffene und vom Befragten in aller Regel nicht mehr hinterfragte

17 Vgl. Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt am Main 1980.

18 Zum „sozialen Wissen“ siehe: Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Frankfurt am Main 1979.

19 Der Erfahrungsbegriff konnte in den letzten Jahren vor allem zur Erforschung von Feldpostbriefen und der damit verbundenen Rekonstruktion des Kriegsalltages so genannter „kleiner Leute“ fruchtbar gemacht werden. Vgl. v. a. Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 56 (1997), S. 1-30.

Erzähl- und Erinnerungsmuster aufzubrechen. Natürlich war während der Gespräche und in deren anschließenden Auswertung zu berücksichtigen, dass sich unsere Interviewpartnerinnen und -partner untereinander kennen und in einem engen persönlichen Austausch miteinander stehen. Die intensive Öffentlichkeitsarbeit der FAG JHH 2006 und ihre auf ihrer homepage abzurufende Dokumentation konnten zudem dazu beitragen, dass sich die Berichte der Interviewten tendenziell angleichen. Die Unterbrechung des Erzählflusses durch das im Leitfaden vorgegebene Frage-raster erwies sich hier von unschätzbarem Vorteil. Wo persönliche Gespräche mit Betroffenen nicht möglich bzw. nicht gewünscht waren, haben wir auf deren schriftliche Erinnerungen, die die FAG JHH 2006 ebenfalls auf ihrer homepage veröffentlicht hat, zurückgegriffen.

Sodann haben wir die einschlägigen Bestände des Archivs der Evangelischen Stiftung Volmarstein, des Archivs des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin und des Alt-Archivs des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster gesichtet und systematisch ausgewertet. Besonders wertvoll waren die schriftlichen Hinterlassenschaften der Schwestern der „Schulstation“ im Johanna-Helene-Heim, die uns im Archiv der Königsberger Diakonie in Wetzlar und im Archiv des Diakoniewerks RuhrWitten zugänglich gemacht wurden.

Die Vielfalt der, wenn auch nicht unproblematischen, so doch aussagekräftigen Quellen, gepaart mit einem differenzierten methodischen Zugriff, gestattete schließlich einen multiperspektivischen Blick *auf* und *in* das Johanna-Helene-Heim.

1.4. Zum Aufbau der Studie

Die vorliegende Studie gliedert sich in neun Kapitel. Eine Anregung der FAG JHH 2006 aufgreifend, steht Kapitel 2 ganz im Zeichen der Beschreibung der Schicksale der Kinder des Johanna-Helene-Heims. Ausführlich kommen hier die Ehemaligen zu Wort, deren Erinnerungen wir mit den Schilderungen ihrer damaligen Betreuer und Betreuerinnen eng miteinander verwoben haben.

Um den „Sozialraum Johanna-Helene-Heim“ und die ihm zugrunde liegenden Strukturen aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen, widmet sich das Kapitel 3 der über die Jahrzehnte entstandenen gesellschaftlichen Situation von Menschen mit körperlichen Behinderungen. Der Blick auf die Anfänge der „Krüppelfürsorge“, wie sie zeitgenössisch hieß, dient zugleich der historischen Einbettung und politischen Einordnung der orthopädischen und pädagogischen Arbeit, die die Volmarsteiner Anstalten seinerzeit praktizierten.

Der Volmarsteiner Anstaltskomplex expandierte Anfang der 1930er Jahre und noch einmal nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, zugleich differenzierte er sich zunehmend aus. Dem damit einhergehenden internen Bedeutungs- und Statusver-

lust des Johanna-Helenen-Heims und die daraus resultierenden gravierenden Folgen für die Kinder nimmt sich Kapitel 4 ausführlich an.

Kapitel 5 beschäftigt sich mit jenen Diakonissen, die fast zwanzig Jahre lang die Verantwortung für die Betreuung und die Pflege der Jungen und Mädchen des Johanna-Helenen-Heims trugen. Ihre Biographien, stark geprägt durch Krieg, Flucht und Gefangenschaft, werden hier ebenso geschildert wie ihr Arbeitsalltag und ihre Beziehungen untereinander. Nicht zuletzt findet ihre Haltung zu ihren Schutzbefohlenen eingehende Berücksichtigung.

Einen großen Raum im Leben der Mädchen und Jungen nahm der tägliche Schulunterricht ein. Schließlich waren die Kinder ja ins Johanna-Helenen-Heim gekommen, weil sie keine „Normal“- oder Regelschule besuchen konnten. Kapitel 6 nimmt sich daher des Lehrkörpers, vor allem aber des von diesem vertretenen und praktizierten Konzepts der so genannten „Krüppelseelenpädagogik“ an.

Kapitel 7 befasst sich mit der Person von Dr. *Alfred Katthagen* (1915–1999), seit 1949 Oberarzt, seit 1960 Chefarzt der Orthopädischen Klinik, der für die medizinische Betreuung der Kinder im Johanna-Helenen-Heim verantwortlich war. Seine Biographie ist insofern von großem Interesse, als sich zeigt, dass der von Mitarbeitern als unnahbar, von den ehemaligen Schülerinnen und Schülern als überaus streng und harsch beschriebene Arzt zur Zeit des „Dritten Reiches“ der Bekennenden Kirche nahegestanden hatte, zugleich aber auch ein Verfechter der nationalsozialistischen „Erbgesundheitspflege“ gewesen war – was seinen ärztlichen Blick auf Menschen mit körperlichen Behinderungen mit geprägt haben dürfte.

Die Missstände im Johanna-Helenen-Heim blieben weder der Leitung der Volmarsteiner Anstalten noch dem Vorstand des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses, das die Schwestern gestellt hatte, verborgen. Wie reagierten die Verantwortlichen auf die Beschwerden, die von Eltern und Beschäftigten an sie herangetragen wurden? Wie verhielt sich die Heimaufsicht? In Kapitel 8 gehen wir diesen Fragen nach.

Das abschließende Kapitel 9 ist dem pädagogischen Neubeginn in Volmarstein – optisch markiert durch den Neubau der Oberlinschule und des Hermann-Luisen-Hauses für die Kinder des Johanna-Helenen-Heims – gewidmet. Hier geben wir einen Ausblick in die 1970er Jahre hinein.

In einem Resümee (Kapitel 10) werden die wesentlichen Befunde der Studie zusammengefasst. Im Dokumentenanhang präsentieren wir den Schriftwechsel zwischen einem Schüler des Johanna-Helenen-Heims, seinen Eltern und der Lehrerin *Gertraude Steiniger* (1909–1979/80).

Wir haben versucht, den Alltag im Johanna-Helenen-Heim nicht nur zu beschreiben, sondern auch mit Photos zu illustrieren. Bei unseren Recherchen mussten wir jedoch feststellen, dass die erhalten gebliebenen Photos häufig inszeniert

waren, um bestimmte Inhalte (etwa lachende Kinder auf einem neuen Karussell) für bestimmte Zwecke (zum Beispiel für das „Freundesblatt“ der Anstalt) darzustellen. Diese Photos bilden nur jenen Teil der Wirklichkeit im Johanna-Helene-Heim ab, den derjenige, der im Besitz der Kamera war, zeigen wollte. Nie ist aus der Perspektive der Kinder fotografiert worden. Die überlieferten Photos waren daher – wie jede andere historische Quelle auch – kritisch zu befragen. Wir haben dem mit ausführlichen beschreibenden Bildunterschriften Rechnung getragen.

Eine nunmehr aktualisierte CD-ROM mit der homepage der FAG JHH rundet diese Studie ab, von der wir hoffen, dass sie weitere Forschungen im Bereich der Hilfe für Menschen mit körperlicher Behinderung anregen wird.

2. Alltag im Johanna-Helenen-Heim aus der Sicht der Betroffenen, 1947 – 1967

„Dankbar denken wir an die kleineren und größeren Aufführungen der Kinder bei Festlichkeiten und die gut geleiteten Kinder- und Schwesternchöre, die immer wieder Freude in die Herzen unserer Kranken brachten.“¹ Das war auch schon alles, was die Freunde und Förderer der „Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten für Körperbehinderte“² in Volmarstein im Jahresbericht 1954 über die Stationen³ für

-
- 1 51. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein (Ruhr) für das Jahr 1954 (Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“), gleichzeitig 73. Jahresbericht des Altersheims Bethanien für das Jahr 1954, S. 3. Im Bericht des Anstaltsleiters, der als Vorlage des Jahresberichts diente, hieß es etwas ausführlicher: „Auch im vergangenen Jahr haben wir wieder mit unseren Kindern Feste mit kleineren und größeren Aufführungen gefeiert, und es war immer wieder eine Freude zu sehen, wie fleißig der Schwestern- und der Kinderchor mitwirkte. Auch die Wochenandachten fanden regelmäßig auf der kleinen und großen Siechenstation statt. Da der im Johanna-Helenen-Heim stehende Flügel anderweitig verwandt werden musste, wurde an seiner Stelle ein neues Klavier beschafft.“ Jahresbericht zur Vorstandssitzung am Montag, 26. April 1954, 10 Uhr, im Bibliothekszimmer der Orthopädischen Klinik, Volmarstein, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1954 – 1957“. Das Klavier stand auf der „Frauenstation“ des Johanna-Helenen-Heims. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.
 - 2 Die Volmarsteiner Anstalten haben mehrfach ihren Namen gewechselt. Von 1922 bis 1954 hießen sie offiziell „Krüppelanstalten Johanna-Helenen-Heim (Pfarrer Arndt'sche Stiftung)“, von 1954 bis 1968 „Orthopädische Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten für Körperbehinderte, Johanna-Helenen-Heim“, von 1968 bis 1993 „Orthopädische Anstalten Volmarstein“, seit 1993 „Evangelische Stiftung Volmarstein“.
 - 3 Im Johanna-Helenen-Heim gab es zum einen die „Schulstation“, in der körperbehinderte Kinder und Jugendliche zu einem regulären Volksschulabschluss geführt werden sollten. Die „Schulstation“ gliederte sich in eine „Jungenstation“ und eine „Mädchenstation“, die – bei strenger

körperbehinderte Kinder im Johanna-Helene-Heim lesen konnten. Im Rechenschaftsbericht von Pastor *Hans Vietor* (1882–1959), Leiter der Volmarsteiner Anstalten von 1917 bis 1956, der als Grundlage des gedruckten Jahresberichts diente, war noch von einer Revision der „Schulabteilung“ durch den neuen Schulrat in Hattingen die Rede gewesen, der sich zwar „über die Erfolge in den verschiedenen Schulklassen anerkennend“ geäußert, gleichzeitig jedoch angemahnt habe, „dass in nicht zu ferner Zeit die zum Teil überfüllten Schulklassen modernisiert bzw. erweitert werden“⁴ sollten. Diese Passage wurde im gedruckten Jahresbericht weggelassen, so dass die Leser von der drangvollen Enge auf den „Kinderstationen“ nichts erfuhren.⁵ Vielmehr entstand der Eindruck, dass im Johanna-Helene-Heim trotz ihrer körperlichen Behinderungen fröhliche und unbeschwerte Kinder ihre Zeit mit Singen, Musizieren, Theaterspielen, Handarbeiten und Gottesdienst⁶ verbrachten – ein Bild, das sich wie ein roter Faden durch die gedruckten Quellen zieht.

In den Archivbeständen der Volmarsteiner Anstalten vom Ende der 1940er Jahre bis zum Ende der 1960er Jahre werden die „Kinderstationen“ des Johanna-Helene-Heims nur selten – und dann meist ganz beiläufig – erwähnt, obwohl die hier stattfindende Betreuung und Beschulung körperbehinderter Kinder und Jugendlicher

Geschlechtertrennung außerhalb des Unterrichts – doch institutionell eng miteinander verzahnt waren. Von der „Schulstation“ organisatorisch weitgehend getrennt war die „Kleinkinderstation“, in der lediglich ein rudimentärer Unterricht auf dem Niveau einer „Sonderschule“ oder „Hilfsschule“ stattfand. Die Bezeichnung „Kleinkinderstation“ ist insofern irreführend, als hier keineswegs Kinder im Vorschulalter betreut und beschult wurden, vielmehr handelte es sich, wie man dem Berichtswesen der Volmarsteiner Anstalten entnehmen kann, um eine „Kindersiechenstation“ für schwer behinderte Minderjährige, die für einen Regelschulabschluss nicht in Frage zu kommen schienen. Der Wechsel zwischen „Schulstation“ und „Kleinkinderstation“ war möglich.

- 4 Jahresbericht zur Vorstandssitzung am Montag, 26. April 1954, 10 Uhr, im Bibliothekszimmer der Orthopädischen Klinik, Volmarstein, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1954–1957“. Vgl. Kap. 4.3.
- 5 Im Gegenteil: Mit dem Hinweis auf die bevorstehende Verlegung der Säuglingsabteilung in die Orthopädische Klinik (vgl. Kapitel 4.4.) verband sich die Ankündigung, dass die frei werdenden Räume „für sieche Kinder und zur Neuaufnahme anderer siecher Frauen“ (51. Jahresbericht, S. 3) genutzt werden sollten, so dass der Eindruck entstand, dass die bisherigen Raumprobleme gelöst seien.
- 6 Auf zwei Photos im 51. Jahresbericht (S. 2) sind Kinder des Johanna-Helene-Heims zu sehen: „Handarbeitsstunde der Schulkinder im Freien“ und „Kindergottesdienst in der Anstaltkapelle“. Handarbeiten waren den Mädchen im Johanna-Helene-Heim im Wohnbereich nicht gestattet – dazu weiter unten mehr. Die Mädchen hatten jedoch das Fach Handarbeiten in der Schule. Der Handarbeitsunterricht fand für gewöhnlich in einem Klassenzimmer statt, manchmal aber auch in einem Kellerraum. Bei schönem Wetter kam es gelegentlich vor, dass der Handarbeitsunterricht im Garten des „Hexenhäuschens“ (wie das angrenzende Fachwerkhaus mit den Wohnungen der Lehrerinnen bei den Kindern hieß) abgehalten wurde. Der Handarbeitsunterricht der Mädchen fand zur selben Zeit statt wie der Werkunterricht der Jungen. Der Werkraum befand sich im Keller des Johanna-Helene-Heims.

nach wie vor ein wichtiges Arbeitsfeld bildete.⁷ In den *ungedruckten* Schriftquellen erfährt man immerhin einiges zu strukturellen Problemen – etwa zu baulichen Mängeln, zu den dramatischen Personalengpässen, zur fehlenden Qualifikation und zur Arbeitsüberlastung des Personals. Die *gedruckten* Schriftquellen sind durchweg von den Klischees der evangelischen „Krüppelfürsorge“⁸ des ausgehenden 19. Jahrhunderts geprägt, so dass diese Quellen zwar viel über das diakonische Selbstverständnis zu sagen haben, das der Arbeit zugrunde lag, die Arbeit selbst aber völlig im Dunkeln bleibt. Der Alltag des Heims bleibt hinter der Fassade des in den Schriftquellen gezeichneten Potemkinschen Dorfes verborgen.

Will man die Ordnungen des Hauses, die Erziehungsrezepte und Erziehungspraktiken, die sozialen Konstellationen, Interaktionen und Bindungen zwischen den im Heim tätigen Schwestern, Helferinnen, Lehrerinnen, Diakonenschülern und Ärzten und den körperbehinderten Kindern und Jugendlichen erforschen, muss man auf mündliche Aussagen von Zeiteuginnen und Zeitzeugen zurückgreifen.

Die Interviews und Berichte wurden nach den Regeln der historischen Hermeneutik einer inneren und äußeren Quellenkritik unterworfen. Systematisch wurden Überkreuzvergleiche zwischen den Interviews angestellt, um übereinstimmende Muster herauszufiltern.⁹ Es ist zudem gelungen, die Angaben der Zeitzeugen und Zeiteuginnen durch einzelne primäre Schriftquellen zu bestätigen. Besonders

7 Vgl. Kap. 4.4.

8 Klaus-Dieter Thomann, Die konfessionelle Körperbehindertenfürsorge, in: Ursula Röper/Carola Jüllig (Hgg.), Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie, 1848 – 1998, Berlin 1998, S. 162-173. Als konkretes Beispiel: Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, Auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau unter den Direktoren Hermann Bezzel (1891 – 1909) und Wilhelm Eichhorn (1909 – 1918), Neuendettelsau 2009, S. 33-56.

9 Wichtig war hierbei, sowohl ehemalige Schülerinnen und Schüler des Johanna-Helene-Heims als auch ehemalige Mitarbeitende zu interviewen, um beide Perspektiven gleichsam übereinander blenden zu können. Eine mögliche methodische Fehlerquelle besteht darin, dass, wie bereits erwähnt, die meisten unserer Interviewpartnerinnen und -partner, insbesondere aus dem Kreis derer, die ihre Kindheit im Johanna-Helene-Heim verbracht haben, in einem engen Kommunikationszusammenhang stehen – es besteht daher potentiell die Gefahr, dass sich die Berichte durch den regen Austausch untereinander angleichen. Umso wertvoller war es für uns, mit Klaus-Dieter K. einen Interviewpartner aus dem Kreis der ehemaligen Schülerinnen und Schüler gefunden zu haben, der nicht im Kontakt zu den übrigen steht. Dennoch decken sich seine Angaben im Wesentlichen mit denen der anderen Interviewten, eine weitere Bestätigung für die Glaubwürdigkeit der Zeitzeugenberichte. – Das Rohmanuskript wurde mit allen Interviewpartnerinnen und -partnern noch einmal durchgesprochen, um mögliche Fehler, Ungenauigkeiten und Missdeutungen zu korrigieren. Auch sind den Interviewpartnerinnen und -partnern nach der Lektüre des Rohmanuskripts noch zahlreiche wertvolle Details eingefallen. Diese Mitteilungen im persönlichen Gespräch, am Telefon, in Briefen und E-Mails sind in die Endfassung eingeflossen. Der endgültige Text ist somit in einer Art Rückkopplungsschleife entstanden.

wertvoll ist in diesem Zusammenhang der im September 1965 verfasste, erhalten gebliebene Praktikumsbericht des Diakonenschülers *Karl-Joachim (Jochen) Twer* (* 1940), der von Mai 1964 bis Februar 1965 ein Praktikum im Johanna-Helenen-Heim absolvierte.¹⁰

Tabelle: Zeitzeuginnen und Zeitzeugen

Ehemalige Schülerinnen und Schüler		
Name	Im Johanna-Helenen-Heim	Quelle
Annegret K.	1947 – 1955	Interview 6.8.2007
Axel H.	1956 – 1958	Schriftlicher Bericht
Barbara S.	1960 – 1967	Interview 7.8.2007
Bernd B.	1958 – 1965	Interview 6.8.2007
Günter K.	1962 – 1966	Interview 11.9.2009
Hannelore O.	1956 – 1967	Schriftlicher Bericht
Helga S.	1957 – 1963	Schriftlicher Bericht
Helmut G.	1956 – 1959	Schriftlicher Bericht
Helmut J.	um 1959 – 1965	Interview 6.8.2007
Horst M.	1954 – 1957	Schriftlicher Bericht
Inge C.	1959 – 1965	Schriftlicher Bericht
Ingrid S.	1955 – 1963	Interview 10.7.2009
Jochen P.	um 1953 – 1960/61	Interview 10.9.2009; Interviewtranskript
Klaus D.	1948/um 1952 – 1962	Interview 29.2.2008
Klaus-Dieter K.	1959 – 1961	Interview 10.9.2009
Marianne B.	1956 – 1964	Interviews 6.8.2007, 15.5.2008; schriftlicher Bericht
Norbert S.	1958 – 1967	Interview 22.4.2009
Volker D.	1958/59 – 1961 (?)	Interview 30.7.2009
Wolfgang M.	1956 – 1963	Interview 13.3.2009; schriftlicher Bericht

10 An der Authentizität dieser Schriftquelle, die seinerzeit für Aufsehen in den Volmarsteiner Anstalten sorgte, kann kein Zweifel bestehen. Das uns vorliegende Exemplar trägt einen Eingangs- und zwei Bearbeitungsvermerke von Pastor Christoph Theurer, dem Brüderpfarrer des Martineums. Danach ging der Bericht am 10. Februar 1965 bei Theurer ein. Weiter vermerkte Theurer: „Am 22.3.65 bei telefon. Anruf von Schw. Elfriede erfahren, dass die Angelegenheit am selben Tage offiziell in Anwesenheit des Anstaltsleiters und Br. Twers besprochen.“ Am 4. September 1965 leitete Theurer den Bericht Pastor Kalle zur Kenntnis weiter.

Ehemalige Mitarbeitende		
<i>Name</i>	<i>In Volmarstein</i>	<i>Quelle</i>
Dr. Ulrich Bach, Pfarrer	1962 – 1996	Interview 16.5.2008
Christel Flügge, geb. Reuter, diakonische Helferin	1960 – 1961, 1963 – 1964	Interview 31.7.2009
Eberhard Flügge, Diakonenschüler	1960 – 1961	Interview 31.7.2009
Ruth Gößling, Hauswirtschafterin und Hilfserzieherin	1960er Jahre	Interview 15.5.2008
Adolf Harms, Diakonenschüler	1961 – 1972	Interview 6.8.2008
Dr. Dietrich Muthmann	1953/54, 1957 – 1960 (Assistenzarzt), 1960 – 1967 (Oberarzt), 1967 – 1993 (Leitender Arzt Fachbereich Rehabilitationsmedizin)	Interview 4.12.2008
Inge Petri, Lehrerin	1962 – 1990	Interview 1.9.2007; schriftlicher Bericht Juli 2006
Karl-Joachim (Jochen) Twer, Diakonenschüler	1964 – 1965	Interview 15.8.2009; Praktikumsbericht
Eugenie (Jenny) Zoller, Diakonisse	1956 – 1967	Interview 20.2.2008
Aktuell Mitarbeitende		
Ekkehard Meinecke, Leiter Wohnbereich		Interview 22.4.2009

Die Wirklichkeit, die in den Erzählungen unserer Interviewpartnerinnen und -partner aus dem Kreis derer, die als Kinder im Johanna-Helene-Heim gelebt haben, Gestalt gewinnt, ist nicht die „eigentliche“ Wirklichkeit. Sie spiegelt – neben den Perspektiven der im Johanna-Helene-Heim tätigen Schwestern, Lehrerinnen und Ärzte, der Anstaltsleitung, der Heimaufsicht, der Eltern und Verwandten – eine subjektive Perspektive auf das Geschehen wider – freilich die *Zentralperspektive*, ohne die nur ein grob verzerrtes Gesamtbild entstehen kann. Der grundlegende Unterschied liegt in der Dichotomie von Macht und Ohnmacht, Autonomie und Heteronomie, Außen und Innen: Die körperbehinderten Kinder und Jugendlichen waren Objekte eines pädagogischen Regimes, dem sie weitestgehend schutz- und wehrlos ausgesetzt waren, aus dem sie nicht ausbrechen konnten, das sie durchleben und durchleiden mussten – alle anderen Beteiligten waren Akteure mit Handlungsoptionen, sie erfüllten Funktionen in einem Betrieb, auf den sie, wenn auch mit unterschiedlichen Gestaltungsspielräumen, einwirken konnten – und sie konnten sich, wenn sie wollten, den Zumutungen des Betriebes entziehen und gehen.

Aus der Perspektive der Kinder stellte sich das Johanna-Helene-Heim als eine totale Institution im Sinne des Soziologen *Erving Goffman* (1922–1982) dar.¹¹ Darunter versteht man soziale Institutionen, die darauf abzielen, sämtliche Lebensäußerungen der in ihnen untergebrachten Menschen allumfassend zu regeln und in einen störungsfreien Betriebsablauf einzupassen, ihr Verhalten möglichst lückenlos zu kontrollieren, ihre Kontakte zur Außenwelt weitgehend einzuschränken, sie einer einzigen zentralen Autorität zu unterwerfen, ihre individuelle Identität auszulöschen und die Ordnung der Institution – auch durch Drill, demütigende und herabsetzende Behandlung und physische Gewalt – in Körper und Psyche einzuschreiben. Klassische Beispiele für solche totalen Institutionen sind Kasernen, Kriegsschiffe, Klöster, Internate, Arbeitslager, Gefängnisse oder psychiatrische Anstalten, aber auch soziale Einrichtungen wie Waisenhäuser, Kinderheime, Fürsorgeerziehungsanstalten, Altenheime oder Behinderteneinrichtungen nähern sich diesem Typus an. Ungeachtet der offiziellen Ziele einer totalen Institution – Vergeltung, Abschreckung, Besserung, Schutz der Gesellschaft, Therapie, Erziehung, Ausbildung, Heiligung usw. – geht es in totalen Institutionen stets darum, „den Tageslauf einer großen Zahl von Menschen auf beschränktem Raum und mit geringem Aufwand an Mitteln zu überwachen“¹² und zu steuern. In totalen Institutionen existieren zwei „soziale und kulturelle Welten“ nebeneinander, die sich „kaum gegenseitig durchdringen“: die

11 Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (1961), Frankfurt am Main 1973, besonders S. 13-123.

12 Ebd., S. 53.

Welt des „Stabes“ und die Welt der „Insassen“.¹³ Menschen, die in totalen Institutionen interniert sind, können auf den Druck, unter dem sie dort stehen, unterschiedlich reagieren: indem sie sich innerhalb der extrem eingeschränkten Lebensverhältnisse einrichten („Kolonisierung“), indem sie sich die Ordnung der Institution zu eigen machen („Konversion“), sich dagegen auflehnen („Rebellion“) oder aber sich völlig in sich selbst zurückziehen („Regression“, „Hospitalismus“). Die psychosozialen Folgen eines Aufenthalts in einer totalen Institution kennzeichnet Goffman als „Diskulturation“. Damit ist gemeint, „dass jemand gewisse, im weiteren Bereich der Gesellschaft erforderliche Gewohnheiten verliert oder sie nicht erwerben kann.“¹⁴

2.1. Wege in das Johanna-Helene-Heim

2.1.1. Vorgeschichten

Die Lebensgeschichten der von uns interviewten Frauen und Männer zeigen, dass es grundsätzlich drei Wege in das Johanna-Helene-Heim gab: Manche der Kinder kamen unmittelbar aus ihren Familien nach Volmarstein; andere hatten bereits längere Zeit zur Behandlung ihrer körperlichen Schädigung,¹⁵ meist im Gipsbett liegend, in einem Krankenhaus verbracht und kannten ihr Elternhaus kaum; wieder andere – so genannte „Sozialwaisen“, deren Eltern sich nicht um sie kümmern konnten – hatten seit ihrer Geburt in Heimen gelebt. Auf welchem der drei Wege ein Kind in das Johanna-Helene-Heim gelangte, war insofern von Bedeutung, als davon die

13 Ebd., S. 20.

14 Ebd., S. 76.

15 In der vorliegenden Studie wird auf der Analyseebene der Begriff „Menschen mit Behinderungen“ oder – näher eingrenzend – „Menschen mit Körperbehinderungen“ – benutzt. Zu analytischen Zwecken wird an manchen Stellen in Anlehnung an die 1980 veröffentlichte International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps (ICIDH) der World Health Organization (WHO) zwischen „Schädigung“ (impairment), „Beeinträchtigung“ (disability) und „Behinderung“ (handicap) unterschieden (deutsche Übersetzung: Internationale Klassifikation der Schädigungen, Beeinträchtigungen und Behinderungen, Berlin 1995). Die neue, 2001 von der WHO verabschiedete International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) greift diese Dreiteilung auf, indem sie von „Schädigungen“ (impairments), „Aktivitätsbeeinträchtigungen“ (activity limitations) und „Partizipationseinschränkungen“ (participation restrictions) spricht. Diese Auffächerung des Behinderungsbegriffs hat den Vorteil, die Dimensionen des Körpers, der individuellen Lebensführung und der gesellschaftlichen Zuteilung von Lebenschancen sauber auseinanderzuhalten, wengleich sie die in älteren Definitionen von Behinderung angelegte, sich aus einer medizinischen Betrachtungsweise ergebende Defizitorientierung – die Beschreibung von Menschen mit Behinderungen als „Mängelwesen“ – letztlich nicht zu überwinden vermag. Zur Kritik: Marianne Hirschberg, Die Klassifizierung von Behinderung der WHO. Gutachten, erstellt im Auftrag des Institutes Mensch, Ethik und Wissenschaft (IMEW), Berlin 2003.



Blick auf das Johanna-Helene-Heim, das 1904 gegründete Stammhaus der Volmarsteiner Anstalten. Bestand: ESV.

Bindung an das familiäre Umfeld abhing – und der Kontakt zu einer intakten Familie war wiederum ein Faktor, der den Status eines Kindes im Johanna-Helene-Heim positiv beeinflussen konnte. In allen Fällen erfolgte die Aufnahme, um der Schulpflicht Genüge zu tun. In den 1950er/60er Jahren begann man, die Schulpflicht für körperbehinderte Kinder, die im Prinzip schon vor dem Ersten Weltkrieg eingeführt worden war, konsequenter durchzusetzen. Obwohl erste Versuche, körperbehinderte Kinder in Regelschulen zu integrieren, schon in den 1950er Jahren ermutigende Ergebnisse erbracht hatten, war die Beschulung in Sonderschulen bis in die 1970er Jahre hinein eine selbstverständliche, kaum jemals hinterfragte Praxis.¹⁶

Annegret K. wurde am 1. April 1947 im Alter von sieben Jahren im Johanna-Helene-Heim eingeschult, weil man in Dortmund-Mengede, dem Wohnort der Familie, keine Möglichkeit zur Beschulung in einer Regelschule sah. In Annegrets Fall kam erschwerend hinzu, dass ihre Mutter an Multipler Sklerose litt. Der Vater, der, von Beruf Bergmann, nach seinem Ausscheiden aus der Zeche ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieb, musste für Annegret und ihre beiden Brüder sorgen – unter diesen Umständen schien es den Eltern wohl von vornherein geraten, das behin-

¹⁶ Vgl. auch Kap. 3.6. und 3.8.

derte Mädchen nach Volmarstein zu geben.¹⁷ Ingrid S., die 1948 in Bochum geboren wurde und mit dreieinhalb Jahren an Kinderlähmung erkrankte, sollte dagegen nach dem Willen ihrer Eltern eigentlich in eine Regelschule vor Ort eingeschult werden. Ihre Familie war recht gut situiert. Der Vater, der den Bergmannsberuf von der Pike auf gelernt hatte, brachte es bis zum Bergingenieur. Nach einem schweren Unfall unter Tage wechselte er auf einen Schreibtischposten im Büro der Zeche und nahm – als diese schließlich geschlossen wurde – eine Stellung bei der Stadt an.¹⁸ Vor diesem materiellen Hintergrund wollten die Eltern ihr körperbehindertes Kind zu Hause behalten, nahmen aber – wohl auch aufgrund der Beratung durch eine Gemeindegemeinschaft – von ihrem Plan Abstand, weil es hieß, der Besuch einer Regelschule sei zu gefährlich: Man fürchtete, die anderen Kinder könnten Ingrid, die mit Hilfe von Beinschienen und Krücken ging, umstoßen und verletzen. Deshalb gaben die Eltern das Mädchen 1955 in das Johanna-Helene-Heim – einen Teil der Kosten hatte die Familie aufzubringen.¹⁹ Bernd B. wurde 1950 in Remscheid geboren. Seine Eltern – der Vater war ursprünglich Kraftfahrer, die Mutter kaufmännische Angestellte gewesen – hatten dort ein Lebensmittelgeschäft. 1958 kam Bernd in das Johanna-Helene-Heim. Ein Grund für seine Aufnahme in Volmarstein, so Herr B. rückblickend, sei gewesen, dass die Familie an einer Hauptverkehrsstraße gewohnt habe, wo er mit seinem Handhebelfahrzeug nicht fahren könne. Ausschlaggebend war aber wohl, dass der Kinderarzt, bei dem er in Behandlung war, die Eltern ermahnt habe, Bernd müsse „so langsam in die Schule“.²⁰ Barbara S., 1953 in Eisenach (Thüringen) geboren, kam 1960 im Alter von sechs Jahren in das Johanna-Helene-Heim. Ihre Eltern, ebenfalls als Kaufleute tätig, waren in den Westen abgewandert, sie lebten mit ihren insgesamt vier Kindern und der Großmutter in Rhede. In diesem Fall kamen wohl zu der Aussichtslosigkeit, einen Platz für das körperbehinderte Mädchen in einer Schule vor Ort zu finden, innerfamiliäre Probleme: Barbaras Eltern ließen sich scheiden. Günter K. wurde 1954 als Sohn eines Landwirts geboren.²¹ Seine Mutter war Hausfrau und kümmerte sich um ihre drei Söhne, von denen allerdings einer kurz nach der Geburt verstarb. Da Günter K. spastisch gelähmt war und daher eine „Behindertenschule besuchen musste“, kam er 1962 in das Johanna-Helene-Heim.

Manche Kinder mit einer erworbenen Behinderung hatten, ehe sie nach Volmarstein kamen, bereits eine Regelschule besucht. Axel H. wurde 1943 in Ribnitz (Mecklenburg) geboren. Nach Kriegsende floh die Mutter mit ihren vier Kindern – die

17 Interview Annegret K., 6.8.2007.

18 Die Mutter ging putzen und trug damit zum Familieneinkommen bei.

19 Interview Ingrid M., 10.7.2009.

20 Interview Bernd B., 6.8.2007.

21 Interview Günter K., 11.9.2009.

Eltern lebten getrennt und ließen sich später scheiden – nach Westdeutschland. 1949 kam die Familie in einem Auffanglager in Siegen unter, wo Axel eingeschult wurde, wenig später wies man ihnen eine Zwei-Zimmer-Wohnung ohne fließendes Wasser und Toilette im sauerländischen Hemer zu. Hier lebte die Familie schlecht und recht – oft litt sie Hunger. Für die Kinder wurde ein Amtsvormund bestellt. 1951 wurde Axel beim Spielen auf einem Bauplatz verschüttet. Bei diesem Unfall verlor er einen Unterschenkel. Nachdem er aus dem Krankenhausaufenthalt nach Hause zurückgekehrt war, häuften sich die Klagen des Vermieters – dieser beschwerte sich etwa, dass Axel, der noch keine Beinprothese hatte, auf einem Bein durchs Haus hüpfte, was die hölzerne Wohnungsdecke erschütterte und Lärm verursachte. Die Mutter war mit der Erziehung der vier Kinder überfordert, so dass der Amtsvormund schließlich Axels Verlegung in das Johanna-Helene-Heim veranlasste.²²

Auch Klaus-Dieter K., Sohn eines Landwirts in Schwerte, hatte die erste Klasse der Volksschule besucht, als er im Alter von sieben Jahren schwer an Kinderlähmung erkrankte. Nachdem er mehrere Tage bewusstlos gewesen war und zu sterben drohte, wurde er durch eine experimentelle Therapie so weit wiederhergestellt, dass er – nach der Erstrehabilitation in der Städtischen Klinik Dortmund – um die Jahreswende 1957/58 nach Volmarstein verlegt werden konnte. Zunächst kam er in die Orthopädische Klinik, wo er die Bettenschule besuchte, 1959 wurde er in das zweite Schuljahr des Johanna-Helene-Heims aufgenommen. Obwohl im ländlichen Umfeld der Familie Vorwürfe aufkamen, dass man ein krankes Kind nicht einfach weggebe, habe – so Herr K. – die Vorstellung, ein behindertes Kind könnte in eine Regelschule gehen, noch außerhalb des Denkmöglichen gelegen.²³

Andere Kinder hatten bereits lange Krankenhausaufenthalte hinter sich, als sie in das Johanna-Helene-Heim aufgenommen wurden. Wolfgang M. wurde 1947 in Bad Honnef geboren. Seinen familiären Hintergrund schildert Herr M. als „kleinbürgerlich“²⁴ – der Vater, von Beruf Elektromonteur, war als Betriebselektriker bei einer Firma in Bad Godesberg beschäftigt. Im Alter von drei Jahren erkrankte Wolfgang an chronischer Osteomyelitis²⁵ und wurde längere Zeit in der Chirurgischen Universitätsklinik auf dem Bonner Venusberg behandelt. Nach einer experimentellen Operation – dabei wurde das Wadenbein an die Stelle des zerstörten Schienbeins verpflanzt – konnte Wolfgang nach Jahren in Gips – „im Gefängnis meines Beines“²⁶ – wieder aufstehen und erlernte zum zweiten Mal in seinem Le-

22 Lebenserinnerungen Axel H., 25.8.2008.

23 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

24 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

25 Infektiöse Knochenmarkentzündung.

26 Aus den schriftlichen Lebenserinnerungen von Wolfgang M. Danach auch die folgenden Angaben.

ben das Gehen. 1955 wurde er nach Hause entlassen. Dort blieb er aber nur wenige Monate. Das Verhältnis zu den Eltern, insbesondere zum Vater, der wohl enttäuscht war, dass der ersehnte Stammhalter eine Behinderung hatte, war nach dem langen Klinikaufenthalt von einer gewissen inneren Distanz geprägt. Vor allem stellte sich bei Wolfgang M. die Frage der Beschulung. Er hatte, obwohl schon fast neun Jahre alt, noch keine Schule, auch keine Klinikschule besucht. Die Ärzte in Bad Honnef wollten die Verantwortung für den Besuch einer Regelschule nicht übernehmen. Zu groß erschien ihnen die Gefahr, dass die anderen Kinder zu grob mit Wolfgang umgingen und sein Bein brechen würde. So machten sich die Eltern auf die Suche nach einem Internat mit angeschlossener medizinischer Betreuung und wurden dabei auf das Johanna-Helene-Heim aufmerksam. Helmut J., geboren 1950, hatte ebenfalls längere Zeit in einem Bonner Krankenhaus gelegen, war von dort in die Orthopädische Klinik Volmarstein verlegt worden und wurde zum zweiten Schuljahr im Johanna-Helene-Heim eingeschult. Seine Eltern hatten sich nach seiner Geburt scheiden lassen.²⁷

Volker D. hatte bereits eine lange Odyssee durch verschiedene Krankenhäuser hinter sich, ehe er – erst mit etwa 17 Jahren – in das Johanna-Helene-Heim gebracht wurde. Geboren 1941, erkrankte Volker mit fünf Jahren an Wirbeltuberkulose und wurde in ein Kindersanatorium nach Scheidegg im Allgäu verbracht, wo er jahrelang im Bauchgips lag. In Scheidegg habe er, so berichtet Herr D., sehr unter der Gewalttätigkeit der dort eingesetzten Nonnen gelitten.²⁸ Nach vier Jahren habe ein Arzt ihn, den völlig entkräfteten Jungen, aufstehen lassen – ein von Tuberkulose befallener Wirbel sei daraufhin zusammengebrochen, und er habe eine Querschnittslähmung davongetragen. Diese wurde zunächst im Städtischen Krankenhaus Kaiserslautern und dann in einer Orthopädischen Klinik in Bad Dürkheim („Knochenmühle“) erfolgreich behandelt. In seiner Kindheit, so Herr D., habe er zehn Jahre in Krankenhäusern verbracht, davon acht Jahre in Gips. Wieder zu Hause bei seiner Mutter – der Vater, Techniker und Erfinder, war verstorben, als Volker ein Jahr alt war –, stellte sich auch bei ihm die Frage der Beschulung. Volker hatte zwar an der Bettenschule teilgenommen, lesen gelernt und viele Bücher gelesen, bis dahin aber keinen regulären Schulunterricht erhalten. Nun hieß es, er müsse die Schule nachholen. So kam er 1958 oder 1959 nach Volmarstein in das Johanna-Helene-Heim, wo er in das vierte Schuljahr eingestuft wurde und in jedem Schuljahr zwei

27 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

28 So berichtet Herr D., er sei von den Nonnen morgens verprügelt worden, wenn er sich nachts eingenässt oder eingekotet hatte. Auch Zwangsfüttern bis hin zum Eintrichtern von Erbrochenem sei in Scheidegg häufig vorgekommen.

Klassen absolvierte, bis er nach drei Jahren entlassen wurde. Er war damit mit Abstand der älteste Junge im Haus.²⁹

Drei der von uns Interviewten hatten ihr ganzes Leben in Heimen zugebracht. Klaus D. wurde 1946 in einem Krankenhaus in Lüdenscheid geboren. Seine Mutter war verwitwet, nachdem ihr Ehemann im Zweiten Weltkrieg gefallen war. Der verstorbene Ehemann der Mutter war aber nicht der Vater von Klaus – er war unehelich geboren worden. Herr D. weiß wenig über seinen leiblichen Vater – dieser soll bei der Waffen-SS gewesen sein. Bei Klaus D. wurde nach der Geburt Arthrogryposis multiplex congenita³⁰ festgestellt. Er blieb als Säugling zwei Jahre lang im Krankenhaus. 1948 kam er auf die Säuglingsstation in Volmarstein, die damals noch im Gebäude des Johanna-Helene-Heims untergebracht war. Mit knapp sechs Jahren – also um das Jahr 1952 – wurde er auf die „Jungenstation“ des Johanna-Helene-Heims verlegt. Auch Norbert S., geboren 1955, hatte nie zu Hause gelebt. Von unehelicher Geburt – sein leiblicher Vater, ein Kriegskamerad des im Zweiten Weltkrieg gefallenen ersten Ehemanns der Mutter, kehrte, als seine verschollen geglaubte Familie wieder auftauchte, zu dieser zurück –, blieb der spastisch gelähmte Junge, der zudem zu früh zur Welt gekommen war, im Krankenhaus, bis er im Alter von drei Jahren in das Johanna-Helene-Heim, zunächst auf die „Kleinkinderstation“, dann auf die „Schulstation“ verlegt wurde.³¹

Marianne B. wurde 1950 geboren. Ihre Mutter stammte aus Danzig, bei Kriegsende leistete sie ihr Pflichtjahr in Tiegenhof, als sie, gerade 17 Jahre alt, auf sich allein gestellt vor der Roten Armee fliehen musste. Ihre Odyssee in den Westen endete zunächst auf einem Bauernhof in der Eifel, wo sie ein Jahr lang arbeitete. Dann jedoch wurde sie des Diebstahls einer Strickjacke beschuldigt und mit Schimpf und Schande davongejagt, zog ohne festen Wohnsitz umher, wurde von der Polizei aufgegriffen und in das Erziehungsheim zum Guten Hirten in Aachen³² eingewiesen, wo sie bis zur Erreichung der Volljährigkeit blieb. Danach war sie ohne festen Wohnsitz. Ein Jahr später, mit 22 Jahren, erlitt sie in einer Straßenbahn in Aachen eine Frühgeburt. Das Kind brachte man in das Städtische Klinikum Aachen. Marianne litt nicht nur an einer angeborenen Hüftgelenksluxation, es stellte sich auch heraus, dass eine

29 Interview Volker D., 30.7.2009.

30 Arthrogryposis multiplex congenita (AMC), früher auch Guérin-Stern-Syndrom genannt, bezeichnet eine angeborene Gelenksteife. Diese entsteht beim Embryo zur Zeit der Organogenese gegen Ende der ersten drei Schwangerschaftsmonate. Die Ursachen dieser Fehlbildung sind vielfältig. Neben genetischen Faktoren können etwa vorgeburtliche Erkrankungen durch Infektionen, Medikamente, Gehirnlähmungen u. a. eine Rolle spielen. Bei Klaus D. sind ausschließlich die unteren Extremitäten betroffen.

31 Interview Norbert S., 22.4.2009.

32 Dazu Wensierski, Schläge im Namen des Herrn, S. 57, S. 66.

Geschlechtskrankheit der Mutter auf sie übergegangen war – sie litt an „Knochenfraß“ und wurde mit Penicillin behandelt. Deshalb rechnete man kaum damit, dass das Kind überleben würde. Im Alter von zwei Monaten wurde es notgetauft, zwei Schwestern des Klinikums fungierten dabei als Patinnen. Den Namen Marianne hatte die Mutter noch ausgesucht. Weiter konnte sich die Mutter nicht um das Kind kümmern – ihre Spur verlor sich später in Süddeutschland, sie gilt als verschollen. Das Sorgerecht für ihre Tochter war ihr im August 1950 aberkannt worden. Die kleine Marianne schien jedoch Glück im Unglück zu haben. Noch in der Klinik strebte eine Frau das Sorgerecht für sie an, doch erkrankte die zukünftige Pflegemutter überraschend an Leukämie und verstarb. Marianne wurde unmittelbar nach ihrem ersten Geburtstag aus dem Klinikum in ein Aachener Waisenhaus verlegt.³³ Auch bei ihr stellte sich die Frage der Beschulung. Kurz nach ihrem sechsten Geburtstag wurde sie von einer Sozialarbeiterin nach Volmarstein gebracht.

Verallgemeinernde Aussagen zum sozialen Hintergrund der im Johanna-Helene-Heim untergebrachten Kinder sind, da keine seriellen Quellen zur Verfügung stehen, nicht möglich. Aus den Interviews geht immerhin hervor, dass das soziale Spektrum der Herkunftsfamilien – wenn man vom Beruf des Vaters ausgeht – bis in die gehobene Mittelschicht hineinreichte (Geschäftsinhaber, Facharbeiter, Landwirt). Es gab aber im Johanna-Helene-Heim auch Kinder aus dem Unterschichtmilieu – so die Geschwister Ulla, Hannelore und Detlef E., deren Familie – bestehend aus dem blinden Vater, der Stiefmutter und zwei Stiefbrüdern – in einer Einraumwohnung im „Elendsviertel“ Dortmund-Lanstrop lebte. Aus den Ferien kamen die Mädchen stets verlaust in das Johanna-Helene-Heim zurück.³⁴ Ihnen haftete daher das Odium der „Asozialität“ an – sie hatten aber immerhin noch eine Familie. „Sozialwaisen“ wie Marianne B. – mit ihrem durch Flucht und Vertreibung geprägten familiären Hintergrund, von unehelicher Geburt, mit einer Behinderung, die mit einer Geschlechtskrankheit der Mutter in Zusammenhang gebracht wurde – galten erst recht als (anlagebedingt) „asozial“.

2.1.2. Die Ankunft im Johanna-Helene-Heim

An die Ankunft, die ersten Tage und Wochen im Johanna-Helene-Heim haben die meisten Interviewten keine genaue Erinnerung mehr, waren sie doch zu dieser Zeit zumeist erst um die sechs Jahre alt. Wohl aber sind bisweilen einzelne starke Eindrücke haften geblieben. Annegret K. kam Ende März, wenige Tage vor Beginn des

 33 Frau B. kennt diese Einzelheiten aus ihrer Akte im Aachener Klinikum, die sie später hat einsehen dürfen.

34 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008.

neuen Schuljahres am 1. April, nach Volmarstein.³⁵ Den Aufnahmetag empfand sie als „ganz schlimm“. Sie wurde sofort in dem großen Mädchenschlafraum, „wo kein Mensch drin war“, ins Bett gebracht – drei Tage sollte sie dort liegen, tagsüber ganz allein. Ein großes, mit einer Decke verhängtes Loch in der Wand – hier hatten wohl schon die Arbeiten zum Verbindungsbau zwischen dem Johanna-Helenen-Heim und dem „Hexenhäuschen“, dem angrenzenden Fachwerkhaus mit den Wohnungen der Lehrerinnen, begonnen³⁶ – machte Annegret Angst. Schließlich lief sie im Nachthemd die Treppe hinunter, setzte sich auf die Stufen vor dem Haus und schrie „Ich will nach Hause, ich will nach Hause“. Die Schwestern brachten sie aber zurück ins Bett, wo sie bleiben musste, bis die Schule begann.³⁷ Auch Barbara S. erinnert sich, dass das große, alte Haus einen „unheimlichen Eindruck“ auf sie machte. Der schlimmste Moment sei gewesen, als die Großmutter – Barbaras wichtigste Bezugsperson –, die sie in das Johanna-Helenen-Heim gebracht hatte, Abschied nahm. Die ersten Nächte im großen Schlafsaal mit 15 Kindern seien schlimm gewesen, man habe sich erst mühsam daran gewöhnen müssen. Anfangs sei sie von starkem Heimweh geplagt worden. Wenn sie weinte, habe es jedoch nur geheißen: „Das hat keinen Sinn.“ Wolfgang M. wurde von seiner Mutter am Dreikönigstag, dem 6. Januar 1956, am späten Nachmittag (nach einem Besuch im Kölner Dom) im Johanna-Helenen-Heim abgegeben, zum Abendessen wurde er in den Speisesaal der Jungen geführt und an den „kleinen Tisch“ gesetzt.³⁸ Alles sei ihm „sehr fremd“ vorgekommen, er habe ein „komisches Gefühl“ gehabt, obwohl er aus seiner Zeit im Universitätsklinikum Bonn an die Krankenhausatmosphäre gewöhnt gewesen sei.³⁹

Günter K. berichtet, dass er seinerzeit von seinen Eltern nach Volmarstein gebracht wurde. Da die Familie in Kerpen lebte, hatte sich der Chef des Vaters bereit erklärt, die Familie nach Volmarstein zu fahren. Herr K. erinnert sich, dass er bei seiner Ankunft im Johanna-Helenen-Heim „fürchterlich geweint“ habe, auch später, wenn sein Vater sich von ihm verabschiedete, sei er in Tränen ausgebrochen.⁴⁰

Volker D. erinnert sich nur noch an eine nackte Lampe unter der Decke und die abgesprungene Farbe an den Betten, die – weil von überall her zusammengesucht

35 Vorher war sie zweimal zu einer Schulaufnahmeprüfung im Johanna-Helenen-Heim gewesen.

36 Später kam eine Doppelverglasung in die aufgestemmte Wand. Dahinter befand sich der „D-Zug“ zum „Hexenhäuschen“. Interview Annegret K., 6.8.2007.

37 Interview Annegret K., 6.8.2007.

38 Lebenserinnerungen Wolfgang M. Im „Jungenspeisesaal“ gab es einen „großen Tisch“, einen „kleinen“ oder „Katzentisch“ sowie einen „Spezialtisch“ für die größeren Jungen. Dieser fungierte auch als „Straftisch“. Zeitweilig diente er auch dazu, eine der Wuppertaler Schwebbahn nachempfundene Spielzeuggbahn aufzubauen.

39 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

40 Interview Günter K., 11.9.2009.

– ganz verschieden ausgesehen hätten.⁴¹ Horst M. fühlte sich besonders durch die vergitterten Fenster vor den Toiletten eingeschüchtert.⁴² Ingrid S. hat, wenn sie an Volmarstein denkt, vor allem den Flur vor der Mädchentoilette vor Augen – gelegentlich taucht dieses Bild noch heute in ihren Träumen auf.⁴³

2.2. Räume, Dinge, Menschen

Für die körperliche, seelische und geistige Entwicklung eines Kindes ist es existenziell wichtig, dass ihm die Möglichkeit eröffnet wird, spielerisch die Welt zu entdecken. Weltverständnis und Selbstvertrauen entwickeln sich nur, wenn Kinder ihre natürliche Neugier befriedigen, sich im Raum bewegen, Entfernungen bewältigen, Grenzen durchbrechen, Hindernisse überwinden, den eigenen Aktionsradius immer weiter ausdehnen können. Es gilt, Dinge zu entdecken, anzufassen, zu riechen, zu schmecken, um sie einschätzen und verstehen zu können. Wichtig ist auch, dass Kinder sich Dinge aneignen können: Eigene Dinge zu haben, sich daran zu erfreuen, stolz darauf zu sein, dafür Verantwortung zu tragen, sie mit anderen zu teilen, hilft dem Kind, sich selbst als Person zu begreifen, das Eigene und das Andere auseinander zu halten, den eigenen Besitzanspruch zu behaupten, den fremden zu respektieren, den Wert der Dinge zu schätzen, sorgfältig und behutsam mit Gütern umzugehen. Und schließlich ist es wichtig, dass ein Kind auf seiner Entdeckungsreise in die Welt und in sein Leben Menschen begegnet – Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, die ihm freundlich und offen begegnen, so dass das Kind im Umgang mit anderen ein Grundvertrauen entwickeln kann, zugleich die Unterschiede zwischen Menschen erkennt, lernt, sich auf Menschen einzustellen, und auf diese Weise soziale Kompetenz erwirbt. Kurz: Ein Kind braucht, um sich natürlich entwickeln zu können, Räume, Dinge und Menschen. Wie war der Zugang der Kinder im Johanna-Helene-Heim zu diesen Ressourcen?

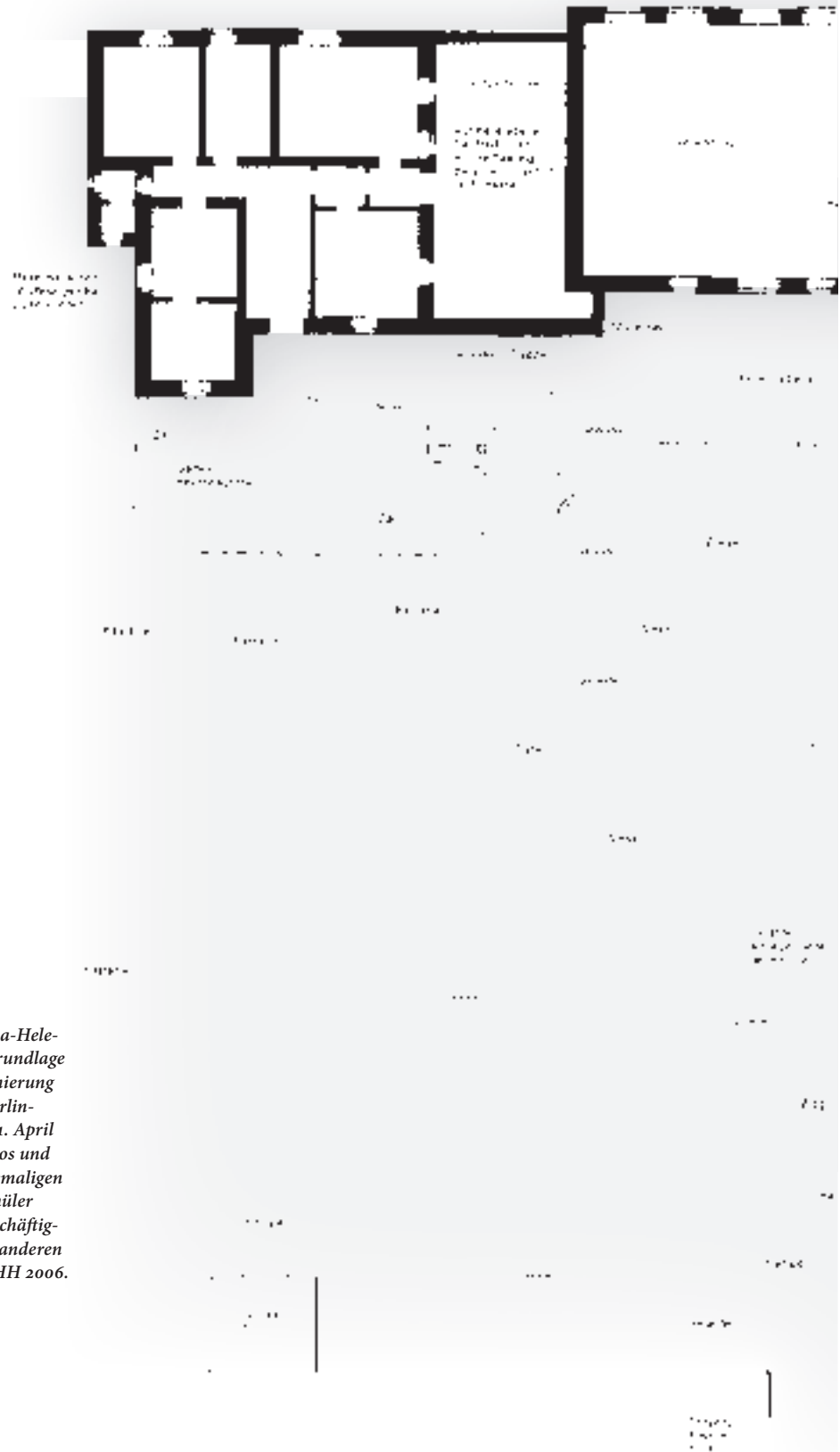
2.2.1. Räume zum Leben

Ein Kind, das im Johanna-Helene-Heim aufgenommen wurde, war von der Außenwelt weitgehend abgeschnitten und in einem nahezu hermetisch abgeschlossenen Raum eingeschlossen. Das Haus hatte drei Stockwerke: Im Erdgeschoss befanden sich die drei Klassenräume, die beiden Speisesäle und die Toiletten der „Schulstation“ sowie ein „Tagesraum“, eine Spülküche, das Esszimmer der Schwestern und

41 Interview Volker D., 30.7.2009.

42 Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

43 Interview Ingrid S., 10.7.2009.



Grundriss des Johanna-Heinen-Heims auf der Grundlage der Umbaupläne (Sanierung und Erweiterung Oberschule) der ESV vom 1. April 1996 sowie nach Photos und Erinnerungen der ehemaligen Schülerinnen und Schüler sowie ehemaligen Beschäftigten; danach auch die anderen Grundrisse. © FAG JHH 2006.



das Büro der Oberschwester. Daneben waren im Erdgeschoss des Johanna-Helene-Heims aber auch große Teile der Verwaltung der Volmarsteiner Anstalten – u. a. das Büro und Vorzimmer des Anstaltsleiters, die „Auskunft“,⁴⁴ das „Meldebüro“ und das „Baubüro“ – untergebracht.⁴⁵ Die mittlere Etage nahmen drei Stationen für „sichtige Frauen“ ein, die von den „Kinderstationen“ strikt getrennt waren.⁴⁶ Im oberen Stockwerk befanden sich die Schlafräume der „Schulstation“ – auf der Mädchenseite gab es ein 15-Bett- und ein 9-Bett-Zimmer (ca. 55 bzw. 40 qm), auf der Jungenseite ein „Einpackerzimmer“⁴⁷ mit sechs Betten (ca. 20 qm), ein „mittleres Zimmer“ mit zwölf Betten (ca. 35,5 qm), ein „kleines Zimmer“ mit sechs Betten (ca. 21 qm) und ein Zimmer für die älteren Jungen (deshalb auch manchmal „großes Zimmer“ genannt) mit sieben Betten (ca. 25,5 qm) –, des Weiteren je ein Badezimmer für die Mädchen und Jungen, die Zimmer der Schwestern sowie Zimmer für weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Am Ende des Flurs auf der Jungenseite lag, von der „Schulstation“ durch eine Tür getrennt, die „Kleinkinderstation“ – im Berichtswesen der Anstalten als „Kindersiechenstation“⁴⁸ geführt. Sie bestand aus fünf Schlafräumen für die Kinder – einem großen (ca. 43 qm), zwei mittleren (ca. 35 bzw. 32 qm), einem kleinen (ca. 16 qm) und einem winzigen (ca. 10 qm)⁴⁹ –, einem Schul-, Speise- und Aufenthaltsraum (ca. 38,5 qm), einem kleinen Baderaum mit Toilette, einer kleinen Küche und einer kleinen Kammer für die betreuende Diakonisse.⁵⁰

44 In diese „Auskunft“, auch „Pforte“ oder „Meldebüro“ genannt, war ein Kiosk integriert. Hier konnte man Süßigkeiten, Getränke und Briefmarken kaufen. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

45 Vgl. Grundriss des Erdgeschosses des Johanna-Helene-Heims aus der Heimatkundemappe von Herrn Klaus-Dieter K. Dieser Grundriss wurde 1958/59 von der Lehrerin Gertraude Steiniger gezeichnet und beschriftet. Er deckt sich weitgehend mit dem von Mitgliedern der Freien Arbeitsgruppe JHH 2006 aus dem Gedächtnis gezeichneten Grundriss. Danach auch die Schätzungen der Quadratmeterzahlen. Der Grundriss Steinigers weist eine kleine Nähstube im Erdgeschoss auf, an die sich die ehemaligen Schülerinnen und Schüler nicht erinnern können.

46 Im Berichtswesen der Volmarsteiner Anstalten tauchen die Frauenstationen im Johanna-Helene-Heim als „Siechenstationen“ auf. Dr. Dietrich Muthmann teilt mit, der Begriff sei im Alltag nicht verwendet worden. Interview Dr. Dietrich Muthmann, 4.12.2008.

47 Mit „Einpacker“ wurden diejenigen Kinder bezeichnet, die aufgrund einer Querschnittslähmung keine Kontrolle über Blase und Enddarm hatten und deshalb ausgekleidet, gewickelt und ins Bett „gepackt“ werden mussten. Es schliefen auch Kinder, die nicht an Inkontinenz litten, in diesem Zimmer, da es aber nur hier „Einpacker“ gab, wurde es dennoch kurzerhand das „Einpackerzimmer“ genannt. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

48 Jochen P. erinnert sich daran, dass am Eingang zu der Station in gotischer Schrift „Siechenstation“ an der Wand gestanden habe. Interview Jochen P., 10.9.2009.

49 Die mittleren und kleinen Schlafräume auf der „Kleinkinderstation“ waren offenbar durch das Einziehen von Zwischenwänden aus einem einzigen großen Raum gewonnen worden. Die in Leichtbauweise ausgeführten Wände reichten etwa bis zur Oberkante der Matratzen der Betten, darüber befanden sich Glasscheiben.

50 Vgl. den Grundriss des oberen Stockwerks des Johanna-Helene-Heims. Auf der Mädchenseite waren die Zimmer von Schwester Elise und Schwester Martha sowie ein Büro für Schwester

In welchem Raum konnte sich ein Kind, das im Johanna-Helenen-Heim lebte, bewegen? Im oberen Stockwerk waren ihm nur sein Schlafräum, der Flur, die Toilette und der Waschräum zugänglich – das Betreten der anderen Schlafräume, erst recht des Flurs mit den Räumen des anderen Geschlechts,⁵¹ war streng untersagt. Nur in ganz seltenen Fällen durfte ein Kind das Zimmer einer Schwester betreten.⁵² Für den Weg in das Erdgeschoss standen ein Aufzug (für die „Wagenkinder“) und das Treppenhaus (für die „Läufer“) zur Verfügung. Der Zugang zu den „Frauenstationen“ war ihnen verwehrt – das ging so weit, dass selbst Annegret K., deren an Multipler Sklerose leidende Mutter drei Jahre lang auf einer der „Frauenstationen“ lag, nur zu den offiziellen Besuchszeiten gemeinsam mit ihrem von zu Hause ange-reisten Vater zur Mutter durfte.⁵³ Nur zu Weihnachten hatten die Kinder näheren Kontakt zu den „Frauenstationen“, wenn sie nach der eigenen Weihnachtsfeier (in Anwesenheit des Anstaltsleiters) im Treppenhaus und auf dem Flur Musik für die Patientinnen auf der ersten Etage machten.⁵⁴ Tagsüber hielten sich die Kinder zu den Mahlzeiten und in den freien Zeiten am frühen Nachmittag in den Speisesä-len im Erdgeschoss auf – streng nach Geschlechtern getrennt: Jungen durften die Schwelle des Mädchenspeisesaals (ca. 41 qm), Mädchen die des Jungenspeisesaals (ca. 51,5 qm) nicht überschreiten. Zum Unterricht begaben sich die Kinder in ih-ren jeweiligen Klassenraum. Musste ein Kind die Toilette aufsuchen, hatte es sich abzumelden.⁵⁵ Das Leben der Kinder spielte sich mithin fast ausschließlich in drei Räumen ab: ihrem Schlafräum, dem Speisesaal und dem Klassenzimmer. Man habe sich, so Wolfgang M. rückblickend, „oft wie im Gefängnis gefühlt“.⁵⁶

Aus dem Haus kamen die Kinder nur bei gutem Wetter in der freien Zeit nach dem Mittagessen. Der Aktionsradius der Kinder im Freien beschränkte sich auf die Freifläche zwischen dem Johanna-Helenen-Heim, dem Friedhof der evangelischen

Elfriede, auf der Jungenseite die Zimmer von Schwester Jenny und Schwester Else Schröder. Hinzu kamen Räume für die Helferin der „Kleinkinderstation“ und für einen Diakonenschüler. Schließlich gab es im Obergeschoss einen Vorratsraum, eine Schuhputzdecke (auf der Mädchenstation) und eine Nähstube (zwischen den Stationen).

- 51 Dies bezog sich nur auf die „Schulstation“. Auf der „Kleinkinderstation“ lebten Jungen und Mädchen zusammen. Vgl. unten Kap. 2.6.3.
- 52 Volker D. berichtet, Schwester Jenny habe seinen Freund Dieter S. gelegentlich mit in ihr Zimmer genommen, was Anlass zu Gerüchten gegeben habe. Interview Volker D., 30.7.2009. Ähnliches berichtet Helmut J., Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Wolfgang M. war ebenfalls mehrmals – einmal zusammen mit Dieter S. – in Schwester Jennys Zimmer. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.
- 53 Interview Annegret K., 6.8.2007. Selbst an den Weihnachtstagen durfte Annegret ihre Mutter nicht allein besuchen.
- 54 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.
- 55 Interview Ingrid S., 10.7.2009.
- 56 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

Gemeinde Volmarstein, der Kapelle und dem (alten) Margarettenhaus.⁵⁷ Die Spielfläche gliederte sich in einen unmittelbar an das Johanna-Helene-Heim angrenzenden „unteren Platz“ (ca. 292,5 qm), der durch eine Bruchsteinmauer und eine Hecke von dem zur Anstaltskapelle hin gelegenen „oberen Platz“ (ca. 109 qm) getrennt war – der Höhenunterschied betrug etwa einen halben Meter. Den Kindern der „Schulstation“ war der „untere Platz“, auch „Schulhof“ genannt, wo sich ein Kletterpilz und ein Rundlauf befanden, als Spielfläche zugewiesen. Auf diesem „unteren Platz“ standen vier große Robinien, deren Wurzeln den Bewegungsspielraum der Kinder, insbesondere der Rollstuhlfahrer, nochmals einschränkten. Zudem war der „untere Platz“ durch eine unsichtbare Demarkationslinie in eine Zone für die Mädchen und eine für die Jungen unterteilt. Je nachdem, welche Schwester gerade Dienst hatte, durften die Kinder der „Schulstation“ manchmal auch auf den „oberen Platz“, wo zwei Spielgeräte – ein Karussell und eine Brücke – standen.⁵⁸ Ansonsten war der „obere Platz“ den Kindern der „Kleinkinderstation“ vorbehalten. Ihr Bewegungsraum erstreckte sich bis zum alten Margarettenhaus, manchmal gingen sie „um den Pudding“ – so wurde der Rundgang um die Wiese zwischen dem Franz-Arndt-Haus und dem alten Margarettenhaus genannt.⁵⁹ Die Kinder der „Kleinkinderstation“ gingen in der Regel die große Außenrampe hoch über das erste Obergeschoss ins Haus und von dort aus mit dem Aufzug ins zweite Obergeschoss. Es kam aber auch vor, dass sie über den „unteren Platz“ durch den Hofeingang ins Haus geführt wurden. Generell war ihnen das Spielen auf dem „unteren Platz“ verboten.⁶⁰

„Wir durften ja nicht vom Hof runter“, erinnert sich Günter K.,⁶¹ der auch berichtet, dass die Jungen meistens auf einer der vier Bänke⁶² gesessen, ein „bisschen gequatscht“ und auf den „Friedhof geguckt“ hätten. Auch auf der „Mädchenseite“ gab es wenig Bewegung. Die Kinder saßen – bis zur Errichtung der Spielgeräte, die ja nicht von allen Kindern benutzt werden konnten (und von den Mädchen auch nicht benutzt werden durften⁶³) – meistens auf einer Bank, handarbeiteten und unterhielten sich.⁶⁴ Der damalige Diakonenschüler *Adolf Harms* (* 1940) bestätigt das Bild

57 Auf dem Zaun, der das Terrain begrenzte, befanden sich, so erinnert sich Wolfgang M., Reste von Stacheldraht. Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

58 Die Kinder der „Schulstation“ durften noch nicht einmal in dem Sandkasten vor den Schultoiletten spielen. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

59 Interview Jochen P., 10.9.2009.

60 Mitteilung Helmut J., 5.11.2009; Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

61 Interview Günter K., 11.9.2009. Ähnlich: Interview Volker D., 30.7.2009.

62 Diese fest im Boden verankerten Holzbänke hatten weder Rücken- noch Armlehnen, was für die schwer körperbehinderten Kinder des Johanna-Helene-Heims schon aus gesundheitlichen Gründen äußerst unzutraglich war.

63 Vgl. unten Kap. 2.6.3.

64 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

der zumeist still da sitzenden Kinder im Interview: Nach dem Willen der Schwestern hätten die Mädchen und Jungen „aufgereiht wie eine Perlenkette“ sitzen und singen müssen.⁶⁵ Rumtoben sollten die Kinder nicht, da sie sich sonst schmutzig gemacht hätten. Die Oberfläche des Platzes war sehr staubig, besonders nachdem Drainagen gelegt worden waren. Der Staub war den Schwestern sehr unangenehm.⁶⁶

Am Sonntag überquerten die Kinder diese Fläche, um den Gottesdienst in der Kapelle zu besuchen. Die „Läufer“ durften bei der Pflege des kleinen Gartens vor dem „Hexenhäuschen“ helfen.⁶⁷ Manche Kinder hatten – etwa zum Geigenunterricht oder zur Vorbereitung von Aufführungen – die Möglichkeit, die Wohnungen der Lehrerinnen im „Hexenhäuschen“ zu betreten.⁶⁸ Alles in allem spielte sich das Leben der Kinder innerhalb und außerhalb des Gebäudes auf einer Gesamtfläche von, grob geschätzt, etwa 50 x 50 Metern ab – auf dieser Fläche durften sie sich aber nicht frei bewegen, sondern nur innerhalb eng abgesteckter „Korridore“ zwischen einer Vielzahl „verbotener Zonen“.

Schon das übrige Gelände der Volmarsteiner Anstalten war für die Kinder des Johanna-Helenen-Heims weitgehend unbekanntes Terrain. Die Lehrerin *Erika Severin* machte manchmal mit einer kleinen Gruppe von Kindern kleine Spaziergänge, etwa zum Grab ihrer Eltern auf dem Anstaltsfriedhof,⁶⁹ – der Gang dorthin sei eine „halbe Weltreise“ für die Kinder gewesen, so zwei der Interviewten.⁷⁰ Gelegentlich kam ein Kind, wenn eine Orthese angepasst werden musste, in die Orthopädischen Werkstätten. War eine Operation erforderlich oder musste ein Kind in Gips gelegt werden, wurde es eine Zeitlang in die Orthopädische Klinik aufgenommen.

Nur in seltenen Fällen wurden Spaziergänge unternommen, die über das Anstaltsgelände hinausgingen. *Ruth Gößling*, die zu dieser Zeit im Margaretenhaus arbeitete, erinnert sich, dass die Königsberger Diakonissen einmal im Jahr einen Ausflug zur „Himmelswiese“ machten.⁷¹ Zwei- oder dreimal im Jahr ging es, so Jochen P., bis zum „Schwarzen Weg“, dem Fußweg zwischen der Orthopädischen Klinik

65 Interview Adolf H., 6.8.2008.

66 Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009. Besonders Fräulein Schröder achtete sehr darauf, dass die Kinder möglichst nicht umherliefen.

67 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

68 Vor allem die „Lieblinge“ der Lehrerin Gertraude Steiniger, so Annegret K., hätten Zugang zum „Hexenhäuschen“ gehabt. Interview Annegret K., 6.8.2007.

69 Der Friedhof der Volmarsteiner Anstalten liegt in der Nähe der Orthopädischen Klinik. Er ist nicht zu verwechseln mit dem Friedhof der Gemeinde Volmarstein, der in unmittelbarer Nähe des Johanna-Helenen-Heims liegt. – Auch Christel Reuter ging gelegentlich mit den Kindern spazieren. Interview Christel F. und Eberhard F., 31.7.2009.

70 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

71 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008.



Knaben des Johanna-Helene-Heims bei Pflanz- und Gartenarbeiten vor dem „Hexenhäuschen“, dem Wohnhaus der Lehrerinnen, vor 1956. Bestand: FAG JHH 2006.

und dem heutigen Haus Magdala,⁷² und weiter nach Grundschötel. „Gute Läufer“ durften sogar beim Laternenumzug zum St. Martins-Fest mitmachen oder im Winter eine Schlittenfahrt auf der Osthausstraße unternehmen. Doch waren dies seltene Ausnahmen.⁷³

Nur ganz wenige Kinder hatten die Erlaubnis, sich allein aus dem Johanna-Helene-Heim zu entfernen, gar das Anstaltsgelände zu verlassen. So wurde Wolfgang M., der gut laufen konnte und als hilfsbereit und zuverlässig galt, von Schwestern und Lehrerinnen gerne mit kleinen Besorgungen im Dorf Volmarstein – Blumen holen, ein Paket wegbringen, Briefmarken kaufen – betraut. Er sollte eigentlich von diesen Gängen unverzüglich zurückkehren, nahm sich aber etwas Zeit, um sich umzuschauen, kannte sich daher im Dorf recht gut aus und ging später, auch ohne zu fragen, in den Schulpausen kurz ins Dorf hinunter.⁷⁴ Barbara S. gibt an, dass sie

72 Interview Jochen P., 10.9.2009.

73 Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

74 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Herr M. erinnert sich, dass auch Dieter S. ins Dorf gehen durfte. Norbert S. wurde einmal von der Lehrerin *Gertrud Scholz* mit dem Auftrag ins Dorf geschickt,

mehrmals, etwa anlässlich eines Besuchs beim Hals-, Nasen- und Ohrenarzt, wegzulaufen versuchte, aber jedes Mal schnell wieder aufgegriffen und bestraft wurde.⁷⁵ Auch Axel H. lief einmal mit einem Mitschüler aus dem Johanna-Helenen-Heim davon. Auch diese beiden Ausreißer wurden rasch erwischt.⁷⁶

An den Besuchstagen war es den Kindern in Begleitung ihrer Eltern möglich, sich auf dem Anstaltsgelände und auch im Dorf Volmarstein zu bewegen. So ging etwa der Vater von Günter K. regelmäßig mit seinem Sohn spazieren.⁷⁷ Sieht man von solchen „kleinen Fluchten“ ab, so lebten die Kinder im Johanna-Helenen-Heim in einer geradezu klaustrophobischen Atmosphäre – zwischen Schlafräum, Badezimmer, Toilette, Speisesaal, Klassenzimmer und Spielplatz.

Kontakte zur Außenwelt, also etwa zur Bevölkerung Volmarsteins oder zu der ansässigen Kirchengemeinde, waren für die Kinder nicht vorgesehen. Das war in Einrichtungen der Behindertenhilfe bis zum Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre allerdings nicht ungewöhnlich. „Mobilität“ als Grundlage gesellschaftlicher Teilhabe wurde erst spät als ein Aspekt der Lebensqualität von Menschen mit Behinderungen entdeckt.⁷⁸ Die auf einer steilen Anhöhe gelegenen Volmarsteiner Anstalten sind hier ein geradezu klassisches Beispiel: In einem Gedenkblatt für Pastor *Franz Arndt* (1848 – 1917), den Gründer der Anstalten, heißt es 1917: „Manche mögen sich darüber wundern, dass ausgerechnet ein Krüppelheim in gebirgiger Gegend errichtet wurde, aber Vater Arndt konnte dann überzeugend sagen: ‚Die Krüppel können selber nicht die Schönheiten der Natur durchwandern, so sollen sie sie immer vor Augen haben.‘“⁷⁹ Die Wahrnehmung der Betroffenen war eine andere: Bei den Schullandheimaufenthalten an Nord- oder Ostsee, so Norbert S., habe man

Geburtstagsgeschenke für Pastor *Ernst Kalle* und Adolf Harms zu besorgen. Von Schwester Jenny wurde er deswegen ausgeschimpft und sollte den nächsten Tag im Bett verbringen, worauf sich Norbert erfolgreich an Pastor Kalle wandte. Interview Norbert S., 22.4.2009.

75 Interview Barbara S., 7.8.2007.

76 Axel H., Lebenserinnerungen, 25.8.2008. Siehe dazu auch den schriftlichen Bericht von Horst M., August 2007. Danach wollten zunächst die beiden Freunde Rolf A. und Horst M. zusammen ausreißer. Horst bekam es aber mit der Angst zu tun, und so verließ Rolf in Begleitung von Axel H. eines abends unbemerkt das Haus. Horst, der Angst hatte, am Morgen, wenn die Flucht der beiden entdeckt würde, bestraft zu werden, wenn er den Vorfall nicht meldete, wandte sich in seiner Not an Schwester Jenny. Die beiden Ausreißer wurden daraufhin noch am selben Abend von der Polizei aufgegriffen und zurückgebracht. Die Freundschaft zwischen Rolf und Horst ging darüber in die Brüche.

77 Interview Günter K., 11.9.2009.

78 Kerstin Stockhecke/Bärbel Thau/Martin Wedeking/Rolf Westheider, Die Entdeckung der Beweglichkeit – Alter, Krankheit und Behinderung in der Geschichte, in: Lippische Mitteilungen 76 (2007), S. 177-199, hier S. 188-198.

79 Gedenkblättchen für Pastor Franz Arndt (6.8.1848 – 19.7.1917), Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, Berlin (ADW), CA/Stat. Slg. 1009.

schmerzlich empfunden, was man im Johanna-Helene-Heim an Freiraum entbehrte. Die „Einengung“, die umso deutlicher hervorgetreten sei, als zu ihrer Zeit, Ende der 1940er/Anfang der 1950er Jahre rund um das Johanna-Helene-Heim noch freies Feld gewesen sei, sitze, so merkt Annegret K. an, noch heute ganz tief.⁸⁰

2.2.2. Platz für sich

Mit bis zu 77 Kindern – 31 Jungen, 24 Mädchen und 22 „Kleinkindern“ – war das Johanna-Helene-Heim dicht belegt. In den Schlafräumen, Speisesälen und Klassenzimmern herrschte drangvolle Enge – in den Schlafräumen entfielen auf jedes Kind etwa drei bis vier Quadratmeter; rechnet man die Möbel ab, waren es sogar nur 1,3 bis 2,5 Quadratmeter. Bedenkt man, dass viele Kinder in sperrigen Rollstühlen saßen oder auf Krücken und andere Gehhilfen angewiesen waren, so verkleinerte sich der ihnen zur Verfügung stehende „Freiraum“ wiederum. Die Schienen und Krücken seien so wuchtig und raumgreifend gewesen, so Günter K. im Rückblick, dass man mit ihnen „einen Krieg hätte führen können“.⁸¹ Da einige Kinder Korsetts und/oder Schienen trugen, war ihre Bewegungsfreiheit zusätzlich eingeschränkt. „Ganz primitiv“ seien diese Hilfsmittel gewesen, erinnert sich die Mitarbeiterin Ruth Gößling, die Rollstühle hatten keine Bereifung, sie bestanden schlicht aus Holz und waren daher nur schwer zu bewegen.⁸²

Das Angewiesensein auf orthopädische Hilfsmittel konnte indes eine noch weitergehende Einschränkung des Lebensraums zur Folge haben. Klaus D., der Beckenbeinschienen tragen musste und daher nur liegen oder stehen konnte, benötigte während der Mahlzeiten ein „eisernes Gestell mit einem Fahrradsitz und einer Tischplatte“. Mit diesem Gestell musste er sich zum Tisch der „kleineren Jungen“ begeben. Häufig aber hatte er sich direkt neben die Aufsicht führende Schwester zu stellen, damit war Klaus D. vom unmittelbaren Zusammensein und der Kommunikation der anderen Kinder weitgehend ausgeschlossen. Auch im Unterricht bei der Lehrerin Gertraude Steiniger musste Klaus mit seinem Gestell unmittelbar neben dem Pult stehen und hatte keinen Kontakt zu den anderen Kindern. Er beschreibt dies als „totale Isolation“.⁸³

80 Interview Annegret K., 6.8.2007. Dies, so fügt Frau K. hinzu, treffe aber auch auf die anderen Häuser zu, in denen sie gewesen sei.

81 Interview Günter K., 11.9.2009.

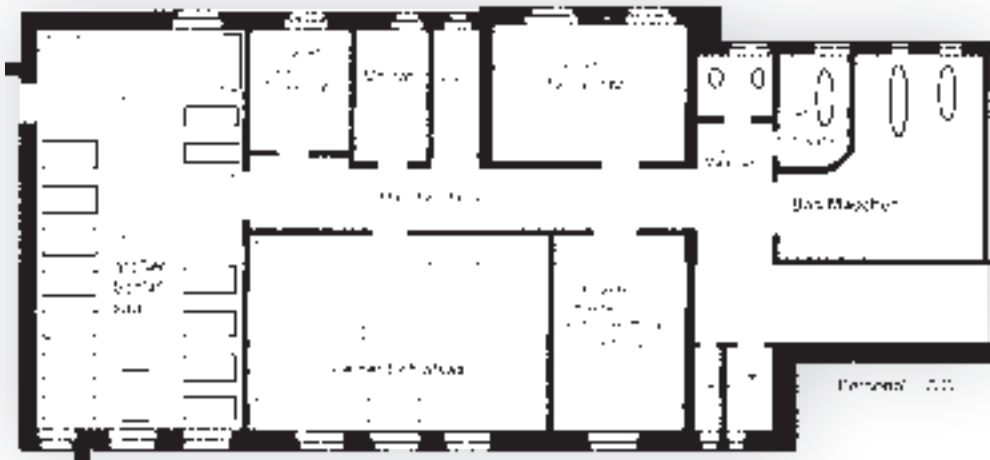
82 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008. Dr. Dietrich Muthmann bestätigt: „Rollstühle hatten noch keine Luftbereifung, Sitz- und Arbeitstischausrüstung musste entsprechend angepasst werden etc.“ Dies sei aber der Standard der Zeit gewesen. Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009. – Später hatten alle Rollstuhlräder Gummibereifung.

83 Interview Klaus D., 29.2.2008.

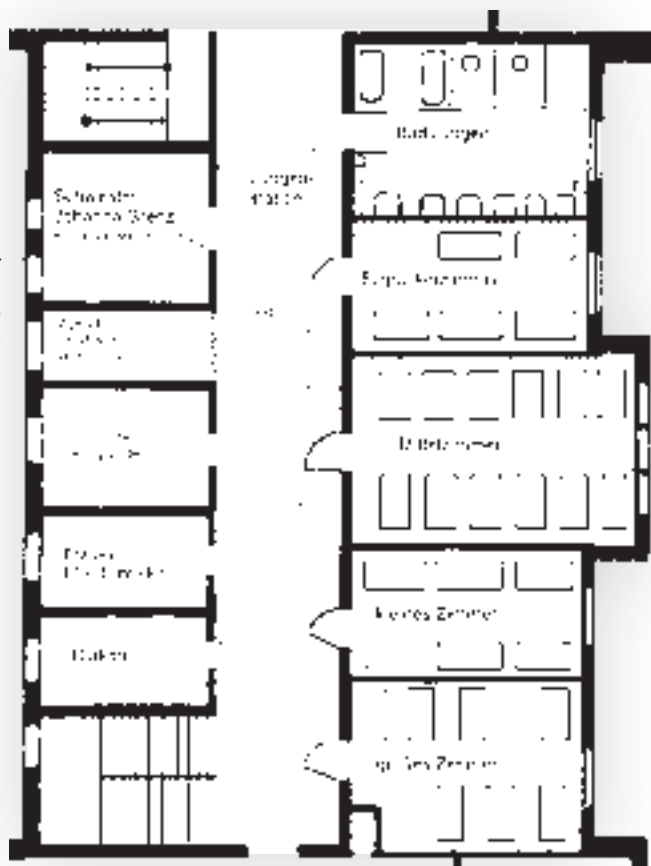


*Grundriss des 2. Obergeschosses des
Johanna-Helene-Heims mit Klein-
kinder-, Jungen- und Mädchenstation.
© FAG JHH 2006.*

Architectural drawing showing a floor plan with various rooms and corridors.



Grundriss der Mädchenstation im 2. Obergeschoss des Johanna-Helene-Heims.
© FAG JHH 2006.



Grundriss der Jungenstation im 2. Obergeschoss des Johanna-Helene-Heims.
© FAG JHH 2006.



Grundriss der Kleinkinderstation im 2. Obergeschoss des Johanna-Helene-Heims. © FAG JHH 2006.

Blick in das so genannte „Einpackerzimmer“ auf der Jungenstation. Das Photo dokumentiert die karge Möblierung und den eingeschränkten persönlichen Platz der Jungen, das Türblatt ist abgestoßen und notdürftig mit einer Metallplatte geflickt, der Boden abgenutzt, 1964. Photo: Jochen Twer.



Nirgends konnte ein Kind aus freien Stücken für sich sein – es war immer in Gesellschaft der anderen Kinder oder der Schwestern, es sei denn, es wurde zur Strafe isoliert. Die Kontrolle der Kinder war tagsüber fast lückenlos – selbst auf der Toilette durfte man sich nicht zu lange aufhalten, sonst kam eine Schwester nachsehen. Allerdings konnte es auch vorkommen, dass die Schwestern ein Kind auf der Toilette „vergaßen“. So erinnert sich Günter K. daran, dass er häufiger stundenlang auf der Toilette saß und bis in die Nacht hinein darauf wartete, dass Schwester Jenny ihn von der Toilette hob.⁸⁴

Es gab nur kurze Momente am Tag, in denen die Kinder unbeaufsichtigt waren, so etwa auf dem Flur beim Warten auf den Aufzug, wenn es zum Frühstück in das Erdgeschoss hinunter ging, oder im Klassenraum, vor Unterrichtsbeginn, bis die Lehrerin kam. Barbara S. berichtet, dass sie zwar das Schuheputzen nicht mochte, aber hoffte, dann etwas Zeit für sich zu haben.⁸⁵ Norbert S., der relativ mobil war, hatte ein Versteck für sich entdeckt, eine Nische hinter einem Vorhang auf einer der „Frauenstationen“, wo er sich ab und zu verbarg.⁸⁶

Nachts war die Kontrolle unterschiedlich stark ausgeprägt: In den Räumen, die näher an den Schwesternzimmern lagen, sowie in den Räumen, in denen „Einpacker“ untergebracht waren, schauten die Schwestern öfter nach, die Schlafzimmer der Kinder, die selbstständiger waren, blieben hingegen nachts weitgehend sich selbst überlassen.⁸⁷ Als belastend empfand Barbara S., dass es in dem großen Mädchenschlafzimmer, wo sie mit 14 anderen Mädchen schlief, „immer laut“ gewesen sei und sie nie Ruhe gehabt hätte. Immer habe eine geschnarcht oder geschmatzt.⁸⁸

Der einzige Platz, den ein Kind ganz für sich hatte, war sein Bett. Neben jedem Bett stand ein kleiner Nachttisch,⁸⁹ auf dem aber nichts abgestellt werden durfte und der nicht verschlossen werden konnte – er war seiner eigentlichen Funktion weitgehend beraubt. Jeweils am Fußende eines Bettes stand ein Stuhl, auf dem vor dem Zubettgehen die Kinder ihre Kleidung ablegten. Manche Kinder verwahrten

84 Interview Günter K., 11.9.2009.

85 Interview Barbara S., 7.8.2007.

86 Interview Norbert S., 22.4.2009. Norbert versteckte sich auch einmal in der Anstaltskapelle, wo er von der Putzfrau gefunden wurde.

87 So gibt Herr M. an, dass Schwester Jenny sich praktisch nie im „kleinen Zimmer“ der Jungen aufgehalten habe, in dem „Läufer“, Jungen, die gehen konnten, weitgehend selbstständig waren und keine Hilfe beim Waschen und Anziehen benötigten, untergebracht waren. Die galt auch für das „große Zimmer“. Im „Einpackerzimmer“ und im „mittleren Zimmer“ sei Jenny hingegen ständig präsent gewesen. Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

88 Interview Barbara S., 7.8.2007.

89 Manchmal auch ein Hocker mit Schublade. Interview Norbert S., 22.4.2009.

ihre Habseligkeiten in einem Koffer oder auch in Kartons⁹⁰ unter dem Bett, manche konnten ein kleines Regal ihr eigen nennen. Klaus D. kann sich noch gut daran erinnern, wie er in der sechsten Klasse auf Betreiben der Lehrerin *Erna Schumann* ein eigenes, kleines Bücherregal und erstmals eigene Bücher (z. B. eines über das „Dritte Reich“, ein anderes über den „Alten Fritz“) bekam.⁹¹

2.2.3. Die eigenen Dinge

„Die persönlichen Habseligkeiten eines Menschen sind ein wesentlicher Teil des Materials, aus dem er sein Selbst aufbaut“. Dinge, die er sein eigen nennen kann, helfen dem Insassen einer totalen Institution, eine eigene Identität aufzubauen und zu behaupten. Deshalb wird „das Personal um so leichter mit ihm auskommen können, je weniger er davon besitzt“.⁹² Zum kostbarsten Besitz der Kinder im Johanna-Helenen-Heim gehörten Spielzeug, Bücher, Musikinstrumente und Süßigkeiten, bei den Mädchen auch Kleidung und Schmuck. Diese Dinge waren offenkundig ungleich verteilt. Während manche der Kinder, die von den Schwestern und Lehrerinnen bevorzugt wurden, Dinge, die sie von zu Hause mitbrachten oder geschickt bekamen, behalten durften, hatten andere, die in der Hierarchie des Hauses weiter unten rangierten, so gut wie nichts, was sie ihr eigen hätten nennen können. Das Spielzeug, das sie von zu Hause mitgebracht hatten, wurde ihnen weggenommen oder verschwand häufig über Nacht, ebenso Geschenke, die sie von zu Hause oder bei der Weihnachtsbescherung im Heim erhalten hatten.

Annegret K. hatte keine eigenen Habseligkeiten – es habe von vornherein geheißen, die Kinder dürften nichts Persönliches mitbringen. Als sie im Jahre 1955 aus dem Johanna-Helenen-Heim entlassen wurde, besaß Annegret nur wenige Kleidungsstücke – ihr „Prüfungskleid“, ihr „Konfirmationskleid“, ein Sommerkleid, zwei Hemden, drei Schlüpfer und zwei Nachthemden.⁹³ Eigenes Spielzeug besaß Annegret nicht, nicht einmal eine eigene Puppe. Puppen, so erinnert sie sich, wurden in der Adventszeit im Speisesaal ausgestellt. Die Kinder, die sich zu Weihnachten im Johanna-Helenen-Heim aufhielten, durften mit diesen Puppen zwar spielen – nach dem Fest verschwanden diese Spielsachen jedoch. Aus verschiedenen Schilderungen geht hervor, dass die mit der Betreuung der Kinder im Johanna-Helenen-Heim betrauten Königsberger Diakonissen die Weihnachtsgeschenke – die zum Teil von

90 Interview Klaus D., 29.2.2008.

91 Interview Klaus D., 29.2.2008. Als Klaus nach längerem Aufenthalt in der Orthopädischen Klinik in das Hermann-Luisen-Haus verlegt wurde, waren diese Sachen „verschwunden“.

92 Goffman, Asyle, S. 82.

93 Interview Annegret K., 6.8.2007.

Freunden und Förderern der Volmarsteiner Anstalten mit Liebe und Sorgfalt zusammengestellt worden waren – nach den Festtagen in die DDR schickten.⁹⁴

Inge C. berichtet, dass ihr die Kleidung, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, abgenommen und in die DDR geschickt worden sei.⁹⁵ Barbara S. gibt an, im Johanna-Helene-Heim keine eigene Kleidung gehabt zu haben. Die Mädchen hätten unter der Woche karierte Röcke mit Rüsenschürzen, Strumpfhosen und Leibchen getragen – „kratzige Sachen“, die unangenehm zu tragen gewesen seien. Als sie in das Heim kam, besaß Barbara zwei Schmuckstücke – ein Armband, in das ihr Name eingraviert war, und eine Kette mit Herzchen und der Inschrift „Gott schütze Dich“. Diese Schmuckstücke verschwanden spurlos, auf Nachfrage hieß es bloß, sie seien verloren gegangen. Schmuck durften die Mädchen, wenn überhaupt, nur sonntags zum Kirchengang tragen. Als sie ins Johanna-Helene-Heim kam, hatte Barbara, die sich immer schon gerne mit Handarbeiten beschäftigt hatte, zudem eine „Strickliesel“, ein Geschenk ihrer Großmutter, das ihr umgehend abgenommen wurde – Handarbeiten waren den Mädchen innerhalb des Gebäudes verboten mit der Begründung, die Fussel würden sich in den Rädern der Rollstühle festsetzen. Im Freien durften und sollten die Mädchen allerdings Handarbeiten nachgehen. Schließlich brachte Barbara ihre Lieblingspuppe, die sie zuvor zu allen Operationen, durch alle Krankenhäuser begleitet hatte, mit in das Johanna-Helene-Heim. Auch diese Puppe verschwand über Nacht, das Mädchen war untröstlich. Ihre Großmutter kaufte ihr zwar eine neue Puppe, „es war aber nicht mehr dasselbe“. Eine weitere Puppe, die sie bei der Weihnachtsbescherung im Johanna-Helene-Heim bekommen hatte, sei, so Frau S., ebenfalls nach wenigen Tagen verschwunden.⁹⁶

Vor allem Marianne B.s Habseligkeiten verschwanden häufig. So schenkte ihr die diakonische Helferin *Christel Reuter* (*1943) einen Füller zum Geburtstag, der ihr von Schwester Elise bald wieder weggenommen wurde. Daraufhin beschwerte sich die diakonische Helferin bei der leitenden Schwester, welche die Schwestern der „Mädchenstation“ offenbar rügte. Kurze Zeit darauf erhielt Marianne ihren Füller jedenfalls zurück.⁹⁷ In einem Weihnachtspäckchen, das von einer Schulklasse geschickt worden war, fand Marianne eine Puppe mit einem Porzellankopf, die sie unbemerkt in ihrem Bett verstecken konnte. Als jedoch die Diakonissen bei einem nächtlichen Kontrollgang Marianne mit ihrer Puppe im Arm entdeckten, nahmen

94 So Christel Flügge und Marianne B. Frau B. gibt an, sie selbst habe einmal eine Kinderpost zu Weihnachten bekommen und beim Spielen die Briefmarken abgeleckt – weil es zum Weiterverschenken unbrauchbar geworden war, habe sie dieses Geschenk behalten dürfen. Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

95 Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

96 Interview Barbara S., 7.8.2007.

97 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.



*Eine Gruppe von Mädchen des Johanna-Helene-Heims verfertigt unter der Anleitung von Erika Severin (links neben ihr Brigitte K.) Handarbeiten. Das Photo entstand Anfang der 1950er Jahre vor dem Aufgang zur Frauenstation, im Hintergrund die Fenster der 1. Klasse.
Bestand: FAG JHH 2006.*

sie dem erschrockenen Mädchen die Puppe ab und zerstörten sie vor ihren Augen, indem sie den Porzellankopf auf dem Fußboden zerschlugen und den Stoffkörper entzwei rissen.⁹⁸

Ingrid S., ein Kind, das relativ unbehelligt im Johanna-Helene-Heim lebte, berichtet von einer Babypuppe und einem „ziemlich großem Himmelbett“, die ihr ihre Großmutter und ihre Tante zu Weihnachten geschenkt hatten.⁹⁹ Diese schönen Spielsachen habe sie mit nach Volmarstein genommen, sie seien ihr nicht weggenommen worden und alle anderen Mädchen hätten ebenfalls damit spielen dürfen.

Den Jungen billigte man in Einzelfällen offenbar etwas mehr an Besitz zu. Bernd B., der 1958/59 auf der „Schulstation“, 1959 auf der „Kindersiechenstation“ war, berichtet, dass er persönliche Dinge wie Legosteine oder ein Spielzeugauto behalten

98 Marianne B., Lebenserinnerungen. Auch Inge C. berichtet, dass Schwester Elise ein von der Mutter geschenktes Spielzeug vor ihren Augen zertrat. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

99 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

durfte.¹⁰⁰ Auch Norbert S. besaß eigene Spielsachen, mit denen aber häufig – auf Anordnung der Schwestern – die weniger beweglichen Kinder hätten spielen dürfen. Einmal habe er deshalb seine Legosteine vor Wut aus dem Fenster geworfen.¹⁰¹ Günter K. berichtet, dass er damals ein Kofferradio besessen hätte, dieses aber jeden Abend abgeben musste. Manchmal habe Schwester Jenny es auch für längere Zeit einbehalten.¹⁰² Klaus D. besaß fast nichts, wie er berichtete. Als „Sozialwaise“ erhielt er keine Besuche. Die Kleidung, die er trug, war gebraucht. Sein Konfirmationsanzug sei für ihn das allererste neue Kleidungsstück in seinem Leben gewesen.¹⁰³ Für Klaus D. – wie auch für andere Kinder, die bei der Lehrerin Gertraude Steiniger ein Musikinstrument erlernten und im Schulorchester spielten – war seine Geige der wertvollste Besitz. Seinem Freund Dieter, mit dem er gemeinsam probte, geschah bei einer Übungsstunde das Unglück, dass ihm der Steg seiner Geige abbrach. Klaus versuchte, ihm zu helfen, indem er den gebrochenen Steg notdürftig klebte. Steiniger bemerkte dies jedoch und nahm beiden Jungen ihre Geige fort.¹⁰⁴ Auch Wolfgang M. wurde seine Geige abgenommen, weil er sich im Englischunterricht schwer tat. Für ihn, so urteilt er rückblickend, war dies die härteste vorstellbare Strafe. „Du darfst nicht mehr Geige spielen“ war für ihn gleichbedeutend mit „Du darfst nicht mehr leben.“¹⁰⁵

Pakete, die von den Familien geschickt wurden, bekamen die Kinder nicht unmittelbar ausgehändigt. Die Diakonissen schlossen die Päckchen weg und verteilten deren Inhalt nach und nach an die Kinder. Annegret K. etwa erhielt von ihrem Vater, der ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieb, nach dem Schlachten Pakete mit frischer Wurst, die dann von den Diakonissen an die Kinder ausgegeben wurde.¹⁰⁶ Dies galt auch für die von zu Hause geschickten Leckereien wie Süßigkeiten und Obst, von den Kindern „Schmatzsachen“ genannt. Sie wurden in Schränken verschlossen aufbewahrt – auf der „Jungenstation“ in einem Schrank auf dem Flur und

100 Interview Bernd B., 6.8.2007.

101 Interview Norbert S., 22.4.2009.

102 Interview Günter K., 11.9.2009. Radio hören war für die Kinder offenbar so wichtig, dass sie Erfindungsreichtum an den Tag legten. Volker D. berichtet etwa, dass er sich einen Detektor gebastelt und eine lange Antenne an der Decke befestigt habe. Damit hätten er und seine Mitbewohner Radio gehört. Die Putzfrau hätte schließlich die Antenne entdeckt. Siehe Interview Volker D., 30.7.2009. Ein Detektorradio hatte auch Horst M. Es wurde ihm von Fräulein Schröder weggenommen. Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

103 Interview Klaus D., 29.2.2008.

104 Interview Klaus D., 29.2.2008. Klaus wurde bei dieser Gelegenheit auch die Teilnahme am Chorgesang verboten. Als er aber der nächsten Chorprobe fernblieb, wurde er auch dafür bestraft. Er durfte (oder musste) weiter mitsingen, weil Gertraude Steiniger auf seine schöne Singstimme nicht verzichten wollte.

105 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

106 Interview Annegret K., 6.8.2007.

in einer Kommode im Speisesaal, auf der „Mädchenstation“ in einem abgeschlossenen Schrank in einem der Schlafräume.¹⁰⁷ Abends verteilten die Schwestern etwas davon¹⁰⁸ – allerdings nur, „wenn kein Theater war“.¹⁰⁹ Barbara S. erinnert sich, dass es sonntags für jedes Kind drei Bonbons gab.¹¹⁰ Auch Volker D. erhielt von seiner Mutter regelmäßig Pakete, meistens mit Kuchen.¹¹¹ Abends habe ihm Schwester Jenny ein Stück gegeben, welches Volker dann heimlich an einen „ganz dicken Jungen“, der ihm bei Tisch gegenüber saß, weiterreichte. Die Mutter von Ingrid S. brachte bei ihren Besuchen häufig Obst und Süßigkeiten für diejenigen Kinder mit, die keinen Besuch bekamen.¹¹² Die Schwestern hätten dann immer wieder sie, Ingrid, gefragt, ob ihre Kameradinnen und Kameraden tatsächlich von diesen Gaben profitieren sollten. Auch Klaus-Dieter K. bekam von seinen Eltern regelmäßig Pakete, deren Inhalt an ausgewählte Kinder verteilt wurde.¹¹³

Zum Spielen in der nachmittäglichen Freizeit standen in den Speisesälen nur wenige Dinge zur allgemeinen Verfügung – so etwa mehrere offenbar nicht immer ganz vollständige Brettspiele, kleine Autos und für die Mädchen an Weihnachten Puppen.¹¹⁴ Ingrid S. berichtet, dass sie und die anderen Mädchen Karten („Elfer raus“, „Schwarzer Peter“) und Brettspiele („Mensch ärgere dich nicht“, „Halma“, „Dame“) miteinander gespielt hätten.¹¹⁵ Auch habe sie sich aus der kleinen Bibliothek in der Klasse II¹¹⁶ bedient und „Winnetou“ und Märchenbücher gelesen.

Die Spielsachen durften sie nur benutzen, so unsere Interviewpartnerinnen und -partner, wenn die Schwestern es ausdrücklich erlaubten. Andere Dinge durften nicht angefasst werden. Annegret K. erinnert sich, dass in einer Ecke ein runder Tisch mit einer Zimmerlinde stand, darunter ein Teller mit Obst. Als sie sich von diesem Teller eine Banane nahm – wie sie es von zu Hause gewohnt war –, wurde sie von den Schwestern als „Diebin“ beschimpft: „Diese Sätze werde ich halt immer behalten.“¹¹⁷ Günter K. berichtet von einigen Autos, mit denen er und seine Kame-

107 Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

108 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Herr M. erinnert sich, dass Schwester Jenny abends in das „kleine Zimmer“ kam und Äpfel und Apfelsinen für die Jungen schälte.

109 Interview Annegret K., 6.8.2007. Ingrid S. und Günter K. bestätigen die abendliche Verteilung von Süßigkeiten. Interview Ingrid S., 10.7.2009, Interview Günter K., 11.9.2009.

110 Interview Barbara S., 7.8.2007.

111 Interview Volker D., 30.7.2009.

112 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

113 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

114 Interview Annegret K., 6.8.2007. Eine Spielecke gab es in den Speisesälen nicht. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

115 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

116 Mitteilung Wolfgang M. und Klaus D., 17.11.2009. Verwaltet wurde die Bibliothek von der Lehrerin, die gerade die zweite Klasse unterrichtete.

117 Interview Annegret K., 6.8.2007.



Zu sehen sind u. a. Klaus D., Klaus S. und Jürgen R., die sich an einem Rundlauf auf dem Spielplatz des Johanna-Helene-Heims vergnügen. Ein unbekanntes Mädchen schaut zu. Als ein Junge sich beim Herumschleudern das Schlüsselbein brach, wurden die Griffe abmontiert – das Gerät verlor seinen Spielwert, 1959/1960. Bestand: FAG JHH 2006.

raden drinnen spielen durften.¹¹⁸ Klaus D. erinnert sich an gespendetes Spielzeug – Plastikfiguren, Legosteine, Holzklötze, kleine Autos –, mit dem die Kinder „still für sich“, manchmal auch gemeinsam spielten. Für ihn, Herrn D., habe es eigentlich keine gemeinsamen Spielerlebnisse gegeben, (auch) in dieser Hinsicht habe er „ganz unten in der Rangliste“¹¹⁹ gestanden.

Der damalige Diakonenschüler Jochen Twer brachte häufiger Spielzeug, einmal etwa einen Oberleitungsbus der Firma Märklin, ins Johanna-Helene-Heim mit. Im Beisein der Kinder baute er das Spielgerät auf. Dann aber sei Schwester Jenny gekommen und habe gesagt: „Bruder, weg damit.“¹²⁰ Ähnliches erlebte Adolf Harms, der den Kindern mit „Kasperpuppen“ so lange etwas vorspielte, bis er von den Schwestern kritisiert wurde: „Das ist keine Arbeit.“¹²¹

118 Interview Günter K., 11.9.2009.

119 Interview Klaus D., 29.2.2009.

120 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

121 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

Die Kinder (zumindest die Jungen) konnten auch die im Hof aufgestellten Spielgeräte – Klettergerüste, ein Karussell und einen Rundlauf – nutzen.¹²² Von dem Rundlauf wurden allerdings nach einigen Monaten die Haltegriffe abmontiert, nachdem ein Junge beim Herumschleudern von den Griffen abgerutscht war und sich das Schlüsselbein gebrochen hatte – das Gerät hatte damit seinen Spielwert verloren.¹²³

Manche Diakonenschüler spielten mit den Jungen draußen Boccia¹²⁴ oder freitagnachmittags Fußball.¹²⁵ Volker D. erinnert sich sehr gerne an diese Fußballspiele. Mit seinen „langen Armen“ habe er das Tor gehütet. Das Spielen auf dem Ascheplatz vor der Kapelle hätte jede Menge Staub aufgewirbelt, überhaupt sei es „ziemlich lustig“ gewesen. Schwester Jenny aber habe diesem Spaß alsbald ein Ende bereitet, indem sie das samstägliches Schuheputzen kurzerhand auf den Freitagnachmittag verlegte.

Der praktische Umgang mit Geld wurde mit den heranwachsenden Kindern und Jugendlichen nicht eingeübt. Allerdings ließ die Lehrerin Gertraude Steiniger die Kinder in ihrem Unterricht Post- und Bankformulare ausfüllen. Diese Unterrichtseinheit mutet weltfremd an, besaß doch der unbare Zahlungsverkehr in der Lebenswirklichkeit der Kinder keinerlei Bedeutung.¹²⁶ Annegret K. meint, zu ihrer Zeit habe jedem Kind ein Taschengeld von drei Mark im Monat zugestanden, das aber nicht in bar ausgehändigt wurde, da dieser Betrag mit dem Porto für die Post nach Hause und den Kosten der Seife¹²⁷ verrechnet worden sei.¹²⁸ Barbara S. glaubt sich erinnern zu können, dass es im Johanna-Helene-Heim zwei Mark Taschengeld im Monat gab. Mit diesem Geld habe man in einem kleinen Kiosk im Flur Salzstangen, Erdnüsse, Bonbons und Kaugummi kaufen können.¹²⁹

122 Interview Barbara S., 7.8.2007.

123 Mitteilung Marianne B., 10.9.2009.

124 So die Erinnerung des damaligen Diakonenschülers Adolf Harms, Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

125 Interview Volker D., 30.7.2009. Für nachfolgende Zitate ebd.

126 Siehe das von Steiniger erstellte Arbeitsbuch für Herrn Klaus-Dieter K.

127 Die kleinen Seifenstücke wurden von den Kindern „Steine“ genannt.

128 Interview Annegret K., 6.8.2007.

129 Kaugummis wurden jedoch umgehend verboten, weil sie am Boden und in den Rädern der Rollstühle klebten. Interview Barbara S., 7.8.2007. – Wolfgang M. kann sich nicht an Bargeld im Johanna-Helene-Heim erinnern. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009. Adolf Harms erzählt, dass die Kinder aus dem Johanna-Helene-Heim erstmals im holländischen Westerbork Geld in die Hand bekamen und erstaunt waren, dass sie beim Wechseln einer großen Münze mehrere kleine herausbekamen. Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Norbert S. bestätigt dies: Bei der Freizeit in Grömitz habe er zum ersten Mal eine Mark bekommen. Noch größer aber sei seine Freude gewesen, als er beim Wechseln neunzig Pfennige erhalten habe. Interview Norbert S., 22.4.2009.

2.2.4. Begegnung mit Menschen

Die Kinder im Johanna-Helenen-Heim hatten – sieht man von ihren unmittelbaren Bezugspersonen ab – so gut wie keine Sozialkontakte. Ihre Pflege und Erziehung lag seit 1947 in den Händen von Königsberger Diakonissen.¹³⁰ Seit 1957 wurden die Mädchen der „Schulstation“ von Schwester *Martha Statz* (1900 – 1975) und Schwester *Elise Dickschat* (1904 – 1978), die Jungen seit 1956 von Schwester *Eugenie (Jenny) Zoller* (1923 – 2009) betreut.¹³¹ Für die „Kleinkinderstation“ war Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre die Königsberger Diakonisse *Anna Pawlowski* (* 1908) zuständig.¹³² Zeitweilig wurden die Königsberger Diakonissen von Helferinnen unterstützt. Auf der „Jungenstation“ arbeitete Fräulein *Else Schröder*¹³³ unter dem Kommando Schwester Jennys, gegen Ende der 1950er Jahre kamen im Wechsel verschiedene Diakonenschüler des Martineums auf der „Jungenstation“ zum Einsatz. Auf der „Mädchenstation“ erhielten die Schwestern Martha und Elise 1963/64 Entlastung durch die diakonische Helferin *Christel Reuter* (* 1943). Auf der „Kleinkinderstation“ waren unter Schwester Anna verschiedene Helferinnen tätig, so etwa

130 Vgl. Kap. 5.1. und 5.2.

131 Welche Königsberger Diakonissen vor dem Dienstantritt der Schwestern Martha, Elise und Jenny auf den Kinderstationen Dienst taten, ist nicht mehr lückenlos zu rekonstruieren. Aus den Beständen des Archivs der Königsberger Diakonie Wetzlar geht hervor, dass Schwester *Anna Gerulat* bis 1953 auf der „Mädchenstation“ arbeitete und von Schwester *Lina Bublies* (1899 – 1988) abgelöst wurde. Die erhalten gebliebenen Stationskalender listen *alle* zu einem bestimmten Zeitpunkt im Johanna-Helenen-Heim arbeitenden Königsberger Diakonissen auf, ohne im einzelnen aufzuschlüsseln, wer auf welcher Station arbeitete. So werden für 1947/48 genannt: Helene Wasgien (1896 – 1966, leitende Schwester), Lina Bublies (1899 – 1988), Martha Budnick (1886 – 1977), Anna von Koslowski (1911 – 1992), Lisbeth Kramer (* 1900), Frieda Maruhn (1907 – 1976), Gertrud Neubauer (1915 – 1985), Erna Papmahl (* 1907) und Martha Pakulat (* 1896). 1949/50: Helene Wasgien (leitende Schwester), Maria Bastigkeit [„halbe Kraft“], Helene Brosch, Lina Bublies, Martha Budnick, Elise Dickschat [Station für Knochen- und Gelenktuberkulose], Maria Grenz, Meta Kallinich [„halbe Kraft“], Frieda Krohn (1891 – 1984), Frieda Maruhn, Maria Masuhr, Anna Mindt, Ida Simoneit [Küche], Bertha Rakutt [in Pension, gegen tägliches Verpflegungsgeld], Anna Sommer [gegen freie Station ab 15. September 1950], Martha Statz [Station für Knochen- und Gelenktuberkulose], Charlotte Thien [Küche]. Stationskalender 1947/48 bzw. 1949/50, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus; Stationskalender 1950, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

132 Wann genau Schwester Anna ihren Dienst im Johanna-Helenen-Heim aufnahm, lässt sich nicht ermitteln. Im Stationskalender von 1959 ist sie verzeichnet, ebenso im Stationskalender von 1962. 1963 taucht sie nicht mehr auf. Stationskalender 1959, 1962, 1963, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

133 Klaus D. und Wolfgang M. meinen, Fräulein Schröder sei eine Rot-Kreuz-Schwester gewesen. Interview Klaus D., 29.2.2008; Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Schwester Jenny zufolge wohnte Else Schröder in Witten und fuhr jedes zweite Wochenende nach Hause, wo sie eine behinderte Schwester versorgte. Interview Eugenie Z., 20.2.2008.

*Ursula (Ulla) v. Aswegen, Emmy Jure*¹³⁴ und *Johanna Grenz* („Tante Hannchen“). Die Zimmer der „Kinderstationen“ wurden von einer Putzfrau gereinigt – sie war für Kinder, die aufgrund einer Erkrankung oder zur Strafe im Bett liegen mussten, der einzige Mensch, mit dem sie tagsüber sprechen konnten.¹³⁵ Marianne B. hebt hervor, dass die Putzfrau *Erna Statnik* zu den wenigen Menschen gehörte, die sie freundlich behandelten.¹³⁶ Klaus D. berichtet, dass die Putzfrau auf der Jungenseite auch mit pflegerischen Aufgaben betraut war – sie hatte sich um die Jungen zu kümmern, die schon um 15 Uhr zu Bett gebracht wurden.¹³⁷

Die beiden Königsberger Diakonissen *Ida Simoneit* (1906–1994) und *Charlotte Thien* (1902–1981) arbeiteten in der Küche des Johanna-Helene-Heims – mit der Betreuung der Kinder waren sie nicht befasst. Die Oberschwester, von 1947 bis 1958 Schwester *Helene Augusta Wasgien* (1896–1966), von 1958 bis 1967 Schwester *Elfriede Kehler-Hoffmann* (1915–1995), hatte mit dem Alltag im Heim wenig zu tun – die Kinder erlebten sie eigentlich nur bei der Morgenandacht.¹³⁸

Neben den vier Königsberger Diakonissen, die unmittelbar mit den Kindern arbeiteten, waren die Lehrerinnen deren wichtigste Bezugspersonen. Seit 1934 war die selber schwer körperbehinderte *Gertraude Steiniger* als Lehrerin im Johanna-Helene-Heim tätig. Nachdem *Martha Gerhold*, die fast drei Jahrzehnte lang im Johanna-Helene-Heim unterrichtet hatte, 1951 aus dem Dienst schied, folgte ihr *Erna Schumann*, die zuvor in der „Ostzone“ als Lehrerin gearbeitet hatte. Dritte Lehrerin an der Schule des Johanna-Helene-Heims war seit 1936¹³⁹ *Erika Severin*. Bis zum Beginn der 1960er Jahre trugen Steiniger, Severin und Schumann den Unterricht in der „Schulstation“. Auf der „Kleinkinderstation“ erteilte *Helene Hegler*, Patientin einer der „Frauenstationen“, einen rudimentären Unterricht. 1961 schied Gertraude Steiniger wegen Arbeitsunfähigkeit aus dem Dienst aus, 1962 kündigte Erika Severin. Die Leitung der „Schulstation“ übernahm Rektor *Robert Kaiser*, 1964

134 Interview Bernd B., 6.8.2007. Als Aushilfskräfte werden auch genannt: Schwester *Herta Hallenberger*, Schwester *Hedwig Antelmann* (Altenberger Mutterhaus), Schwester *Hedwig Kurschat* (Königsberger Diakonisse), Schwester *Emilie Preugschat*, Schwester *Hildegard Blücher*. Von anderen Helferinnen sind nur die Vornamen bekannt. Volmarsteiner Erklärung, S. 6.

135 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

136 Von anderen Putzfrauen sind die Vornamen Waltraud und Zilly bekannt. Waltraud soll sich mit den Diakonissen angelegt und schon nach kurzer Zeit entlassen worden sein.

137 Herr D. meint, diese Putzfrau habe den Nachnamen Zille gehabt – vielleicht handelte es sich um jene Zilly, an die andere Interviewpartnerinnen und -partner sich erinnern können. Klaus D. hatte mit dieser Putzfrau einmal eine Auseinandersetzung. Dabei wehrte er sich gegen sie mit einem Biss in den Arm mit der Folge, dass er wieder einmal mehrere Wochenenden im Bett verbringen musste. Mitteilung Klaus D., 21.12.2009.

138 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

139 Vgl. Dokumentenanhang, Dok. 17.

folgte ihm *Ewald Friedrichs* (* 1925), über den noch zu berichten sein wird,¹⁴⁰ im Amt. Mit Beginn der 1960er Jahre kam eine neue Generation von Lehrerinnen und Lehrern nach Volmarstein, so etwa *Brigitte Wald*, *Inge Petri* (* 1928) und *Inge Keller*.

Der erste fest angestellte Arzt der Volmarsteiner Anstalten, Dr. *Lothar Gau* (1877–1967), fungierte von 1909 bis 1947 als Chefarzt – und war über die Pensionsgrenze hinaus noch für die schwerstbehinderten Männer im Franz-Arndt-Haus zuständig.¹⁴¹ Den Posten des Chefarztes übernahm im Jahre 1947 Dr. *Otto S. Bohne* (* 1898). Zwei Jahre später, 1949, rückte Dr. *Alfred Katthagen* (1915–1991), der kurz zuvor seine Anerkennung als Facharzt für Orthopädie erhalten hatte, auf die Stelle eines Oberarztes an der Orthopädischen Klinik vor.¹⁴² Er war es auch, der Visiten auf der „Schulstation“ im Johanna-Helenen-Heim durchführte, die wohl ohne feste Termine etwa einmal im Monat im Speisesaal stattfanden. Dies teilt Dr. *Dietrich Muthmann* (* 1928) mit, der schon als Assistenzarzt an der Orthopädischen Klinik gelegentlich Dr. Katthagen, auch im Johanna-Helenen-Heim, vertrat und 1960 zum Oberarzt aufrückte, womit ihm zugleich offiziell „die Wahrnehmung der ärztlichen Aufgaben bei der Schul- und Berufsausbildung“¹⁴³ übertragen wurde. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag auf der Berufsausbildung. Eine eigene ärztliche Planstelle für die „Schulstation“ gab es nicht, ebenso wenig wie ein Arztzimmer für Untersuchung und Behandlung. Die Betreuung musste also zusätzlich zu den anderen dienstlichen Aufgaben „nebenher“ erledigt werden, mit Vorstellung der einzelnen Kinder bei den Visiten, die dann nicht mehr im Speisesaal stattfinden sollten. An weitere Einzelheiten erinnert sich Dr. Muthmann nicht. Es seien ihm, wie er mitteilt, „sicher [...] auch Blutergüsse vorgestellt worden, aber niemals mit Hinweis auf Strafen oder Prügel durch das Pflegepersonal. Denn das wäre ja unbedingt ein Grund gewesen, dem nachzugehen!“¹⁴⁴

140 Vgl. unten Kap. 2.6.5.

141 Der damalige Diakonenschüler Adolf Harms erinnert sich, dass Dr. Gau, seinerzeit schon über achtzig Jahre alt, die Patienten im „Franz-Arndt-Haus“ nicht verstand, weil er schwerhörig war. Auch war er so hinfällig, dass er den Brüdern die Rezepte für seine Patienten diktierte, selbst schreiben konnte er sie nicht mehr. Harms intervenierte schließlich beim Hausvater. Dann kam heimlich (!) ein anderer Arzt, der die Patienten nachuntersuchte. Siehe: Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

142 46. Jahresbericht, 1949, S. 5.

143 Jahresbericht 1963, S. 6. Der neu eingestellte Oberarzt Dr. *Laas* war dagegen „hauptsächlich für den klinischen Bereich“ zuständig. Dr. Katthagen hatte als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Dr. Bohne den Posten des Chefarztes übernommen.

144 Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009. Zwei der von uns befragten ehemaligen Schülerinnen und Schüler des Johanna-Helenen-Heims geben an, dass Dr. Muthmann hinzugezogen wurde, um Blutergüsse anzusehen, die von Schlägen herrührten. Mitteilung Inge C., 13.11.2009; Mitteilung Dieter S., 13.11.2009.

Die Geistlichen der Volmarsteiner Anstalten kannten die Kinder des Johanna-Helene-Heims praktisch nur aus den Gottesdiensten und dem Konfirmandenunterricht. Der Anstaltsleiter – bis 1956 Pastor Hans Vietor, von 1956 bis 1967 Pastor *Ernst Kalle* (1900–1986) – kam, so berichten unsere Gesprächspartnerinnen und -partner übereinstimmend, nur zu besonderen Anlässen, etwa zu den musikalischen Darbietungen an den Oster- und Weihnachtstagen oder zur Zeugnisvergabe, auf die „Schulstation“¹⁴⁵ – obwohl er sein Büro im Johanna-Helene-Heim, in unmittelbarer Nähe der Speisesäle und Klassenzimmer der „Schulstation“ hatte.

Im Johanna-Helene-Heim lebten und arbeiteten auch andere Menschen, waren hier doch auch die Hauptverwaltung, die „Frauensiechenstationen“ sowie – bis 1952 bzw. 1954 – die Entbindungs- und Säuglingsstation untergebracht. Auch bewohnten manche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Volmarsteiner Anstalten zeitweilig ein Zimmer im zweiten Stockwerk des Johanna-Helene-Heims, in unmittelbarer Nähe zu den Schlafräumen der Kinder. So hatte, solange die Säuglingsstation im Johanna-Helene-Heim untergebracht war, der dienstjüngste Assistenzarzt im Johanna-Helene-Heim zu wohnen. 1953/54 war dies Dr. Dietrich Muthmann. Obwohl er im Schlafrakt der „Kinderstationen“ sein Zimmer hatte, kam er mit den Kindern so gut wie gar nicht in Kontakt – obwohl das Haus sehr „hellhörig“¹⁴⁶ gewesen sei, habe er nichts gehört. Christel Reuter, die 1960/61 als diakonische Helferin auf einer „Frauenstation“ im mittleren Stockwerk arbeitete, wohnte damals auch in einer kleinen Kammer im oberen Stockwerk.¹⁴⁷ Vom Alltag auf den Kinderstationen bekam Christel damals kaum etwas mit – allerdings kam sie zu dieser Zeit schon im Treppenhaus mit Marianne B. ins Gespräch, die ihr aufgefallen war, weil sie schwarze Strafkleidung tragen musste.

Christel Reuter arbeitete auf ihrer „Frauenstation“ mit Königsberger Diakonissen¹⁴⁸ zusammen – es habe dort, betont sie, eine ganz andere Atmosphäre geherrscht als auf den „Kinderstationen“, Patientinnen und Mitarbeiterinnen seien von den Königsberger Diakonissen freundlich behandelt worden, die junge diakonische

145 Interview Klaus D., 29.2.2008; Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

146 Interview Dr. Dietrich Muthmann, 4.12.2008. Er sei, fügt Dr. Muthmann erläuternd hinzu, „quasi nur ‚Gast‘“ gewesen, „der ggf. als ‚Notarzt‘ auf der Säuglingsstation einspringen konnte. Sonst hatte er dort keine Pflichten.“ Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009.

147 Schwester Elfriede, so meint Christel Flügge rückblickend, wollte die junge Frau unter ihrer Aufsicht behalten. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. – Die Lehrerin Inge Petri lebte, als sie 1962 nach Volmarstein kam, zwar in einem Zimmer im „Hexenhäuschen“, hatte aber keinerlei Kontakt zum Johanna-Helene-Heim. Interview Inge Petri, 1.9.2007.

148 Frau Flügge erinnert sich an eine „kleine Martha“ und eine „große Martha“ – eine davon dürfte *Martha Budnick* (1886–1977) gewesen sein – sowie eine Schwester Ella – wohl *Ella Steinke* (*1908). Auf der anderen Station habe eine Schwester Frieda gearbeitet – wohl *Frieda Krohn* (1891–1984).

Helferin wurde in das fachliche Gespräch einbezogen, man übertrug ihr Verantwortung und ließ sie selbstständig arbeiten. Zu den Mitschwestern auf den „Kinderstationen“ gab es kaum Kontakte, die über das gemeinsame Mittagessen im Schwesternspeisezimmer hinausgingen. „Frauenstationen“ und „Kinderstationen“ waren getrennte Welten.

So bestand das soziale Umfeld eines Kindes im Johanna-Helene-Heim im Wesentlichen aus einer oder zwei Diakonissen, der einen oder anderen Helferin, der Lehrerin und natürlich den anderen Kindern. Mit wenigen anderen Erwachsenen wechselten die Kinder je ein Wort, während sie sich im Heim aufhielten.

Umso wichtiger waren die Kontakte zur Familie, sei es, dass Eltern, Geschwister und Verwandte zu Besuch kamen, sei es, dass die Kinder die Wochenenden, Feiertage und Ferien daheim verbrachten. In den ersten Monaten nach der Aufnahme waren Verwandtenbesuche freilich nicht gestattet. Auf diese Weise, glaubte man, könnten sich die Kinder leichter eingewöhnen. Danach gab es – aber wohl erst seit Anfang der 1960er Jahre¹⁴⁹ – an den Wochenenden, nach Schulschluss am Samstagmittag, die Möglichkeit, die Kinder im Johanna-Helene-Heim zu besuchen oder sie nach Hause zu holen.¹⁵⁰ Dabei betraten die Angehörigen die eigentlichen Räumlichkeiten der Kinderstationen in der Regel nicht. Auch wenn sie ihre Kinder zum Wochenende oder in den Ferien abholten, warteten die Eltern für gewöhnlich draußen, die Kinder wurden hinunter geschickt, erinnert sich Volker D.¹⁵¹ Barbara S. berichtet, dass ihre Großmutter, zu der sie eine enge Bindung hatte, sie regelmäßig abholte und zu ihren Eltern und Geschwistern brachte.¹⁵² Ingrid S. wurde im Wechsel von ihren Großeltern und Eltern abgeholt.¹⁵³ Wolfgang M. wurde in den Ferien von seiner Mutter abgeholt und wieder zurückgebracht.¹⁵⁴

Kamen Angehörige – zumeist an den Sonntagen – zu Besuch, trafen sie ihre Kinder in einem „Besucherzimmer“, der ummauerten früheren Veranda im Erdgeschoss,¹⁵⁵ oder sie machten mit ihnen einen Spaziergang über das Anstaltsgelände oder ins Dorf.¹⁵⁶ Manche Eltern holten ihre Kinder direkt nach dem Gottesdienst ab, wie sich Günter K. erinnert. Sein Vater habe immer um 12 Uhr vor der

149 Mitteilung Klaus D., 21.12.2009. Zuvor, so Herr H., gab es nur zwei Jungen, die am Wochenende nach Hause geholt werden durften.

150 Adolf Harms meint, sich an vierteljährliche Besuche der Eltern zu erinnern. Mitteilung, 19.11.2009. Kinder, deren Familie in der Nähe wohnte, erhielten aber wohl öfter Besuch.

151 Interview Volker D., 30.7.2009.

152 Interview Barbara S., 7.8.2007.

153 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

154 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

155 Vorher hatten der Warteraum gegenüber dem Mädchenspeisesaal und gelegentlich auch der Klassenraum I als Besucherzimmer gedient. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

156 Interview Annegret K., 6.8.2007.



Die Geschwister Ulla, Detlef und Hannelore E. stehen um ihren blinden Vater Max-Franz-August herum, im Hintergrund ein weiterer Bruder. Das Photo wurde im Besucherzimmer des Johanna-Helene-Heims anlässlich der Konfirmation der Kinder am 12. März 1967 aufgenommen. Bestand: FAG JHH 2006.

Anstaltskirche auf ihn gewartet, darauf habe er sich fest verlassen können.¹⁵⁷ Günter ging dann mit seinem Vater über das Anstaltsgelände oder hinunter nach Volmarstein, bis dieser um vier, halb fünf mit dem Zug nach Kerpen zurück fuhr. Häufig saßen beide aber auch im Besucherzimmer des Johanna-Helene-Heims. Vor allem sein Vater, so Günter K. in seiner Erinnerung, habe sich dort gerne mit dem Vater der Geschwister Ulla, Hannelore und Detlev E. unterhalten. Die drei Geschwister seien dann auch immer dabei gewesen, und er, Günter K., habe sich mit Hannelore unterhalten können. Häufig sei Schwester Jenny ins Besucherzimmer gekommen und hätte seinem Vater ein „Tässchen Kaffee“ angeboten. Überhaupt sei die Diakonie – wenn seine Eltern ihn besuchten – „scheißfreundlich“ gewesen, so Günter K. rückblickend.

.....
157 Interview Günter K., 11.9.2009.

Annegret K. erzählt, dass ihr Vater, dem durchaus bewusst war, dass seine Tochter sich im Heim nicht wohl fühlte, der aber wegen seiner kranken Frau keine Möglichkeit sah, das Mädchen nach Hause zu holen, bei Ferienbeginn schon um 6 Uhr morgens nach Volmarstein kam, um sie abzuholen: „Dann hast Du *den* Tag auch noch“.¹⁵⁸ Volker D. wurde nur in den Ferien von seiner Mutter nach Hause geholt.¹⁵⁹ Die beiden so genannten „Sozialwaisen“ Marianne B. und Klaus D. erhielten überhaupt keine Besuche an den Wochenenden,¹⁶⁰ ebenso wenig wie Helmut J., dessen Vater man berichtet hatte, dass sein Sohn tot sei und der dieser Information Glauben schenkte. Herr J. erinnert sich, dass er einesteils froh war, wenn sich das Johanna-Helenen-Heim in der Ferienzeit leerte, das sei „gar nicht mal so schlimm“¹⁶¹ gewesen, gab es doch nun mehr Bewegungsfreiheit für ihn und die anderen. Andererseits erlebte er es als bedrückend, wenn „einer nach dem anderen“ abgeholt wurde und er zurückbleiben musste. Das seien Tage der „Trauer und Einsamkeit“ gewesen. Ein- oder zweimal, so berichtet Herr J., holten ihn ein Mitarbeiter der Orthopädischen Werkstätten und dessen Frau ab. Das habe ihn aber so aufgeregt, dass er sich erbrechen musste. Marianne B. erinnert sich, dass auch sie einmal von einem Paar abgeholt wurde. Dieses schenkte ihr sogar eine Puppe, wiedergekommen seien die beiden aber nicht mehr.¹⁶² Klaus D., der alle Wochenenden und auch die Ferien im Johanna-Helenen-Heim verbringen musste, begrüßte einerseits die Unterbrechung der üblichen eintönigen Routine. Es sei ein spannendes Erlebnis gewesen, wenn die anderen Kinder abgeholt worden seien. Er sei dann in ein anderes Zimmer umgezogen, auch habe es gefühlvolle Momente mit den Schwestern gegeben: „Wenn man ohne Strafen durchkam, war es eine schöne Zeit.“¹⁶³ Andererseits bedeutete der Abzug seiner Kameraden, dass er nun wochenlang alleine war und fast keine Ansprache hatte. Einmal habe er in den Ferien drei Wochen lang im Bett liegen müssen, wobei er beim Blick aus dem Fenster nur ein Telephonkabel habe sehen können.¹⁶⁴ Für die Zeit von 1947 bis 1955 gibt Annegret K. an, dass die Kinder in den Osterferien eine Woche zu Hause verbringen durften, in den Sommerferien vier Wochen, dann schlossen sich zwei Ferienwochen im Heim an, in denen die Kinder Matratzen flickten.¹⁶⁵ Es gab zumindest einen Fall, wo ein Mädchen nicht nach Hause wollte.

158 Interview Annegret K., 6.8.2007.

159 Interview Volker D., 30.7.2009.

160 Mitteilung Klaus D., 14.10.2009.

161 Mitteilung Helmut J., 14.10.2009.

162 Mitteilung Marianne B., 15.10.2009.

163 Interview Klaus D., 29.2.2008.

164 Ebd. Herr D. umschreibt seine Gefühlslage während der Ferienzeit rückblickend als eine „schizophrene Situation“.

165 Interview Annegret K., 6.8.2007.

Die Eltern von Marita B. wohnten nämlich im vierten Stock, und das bedeutete für das Kind, dass es während seines Besuchs die Wohnung nicht verlassen konnte.¹⁶⁶

Viele Kinder weinten, wenn sie am Sonntagabend ins Johanna-Helenen-Heim zurückkehrten. Günter K. erzählt, dass er bei seiner Rückkehr jedes Mal „fürchterlich“¹⁶⁷ geweint habe. Der Diakonenschüler Jochen Twer war seinerzeit dabei, wenn die Kinder zurückgebracht wurden, auch er berichtet von „viel Weinen“.¹⁶⁸ Schwester Jenny habe dann das Weinen beenden wollen, „indem sie die Kinder schlug und ausschimpfte“.¹⁶⁹

Ob und inwieweit der Briefwechsel mit dem Elternhaus kontrolliert wurde, darüber gehen die Erinnerungen unserer Gesprächspartnerinnen und -partner auseinander. Annegret K. betont, dass keine Postzensur stattfand. Man habe die Briefe nach Hause selbstständig verfasst und auch den Umschlag zugeklebt. Wolfgang M. erinnert sich allerdings, dass er Briefe an seine Mutter unter der Aufsicht Gertraude Steinigers schrieb – diese habe ihm die Briefe „mehr oder weniger diktiert“.¹⁷⁰ Hier ging es aber weniger um Kontrolle als vielmehr darum, dass Wolfgang nicht wusste, was er schreiben sollte. Barbara S. hingegen gibt an, dass Briefe nach Hause zensiert wurden. Sie sei daher dazu übergegangen, die Post an die Eltern heimlich einzuwerfen.¹⁷¹ Marianne B. betont, dass ihr die Briefe an die für sie zuständige Fürsorgerin von Schwester Elise diktiert wurden – sie selber verfügte gar nicht über die Adresse dieser Fürsorgerin. Die Putzfrau Statnik habe gelegentlich Post für sie aus dem Haus geschmuggelt.¹⁷²

2.2.5. Deprivation

Psychologisch kann man den Aufenthalt im Johanna-Helenen-Heim als eine Situation extremer sozialer, emotionaler und sensorischer Deprivation – des Entzugs von äußeren Reizen, Eindrücken, Anregungen und Herausforderungen – beschreiben. Die erzwungene Untätigkeit, so formuliert es Herr M., habe die Fähigkeit, sich kreativ zu beschäftigen, verkümmern lassen – diese sei bei den Kindern im Johanna-Helenen-Heim „Brachland“¹⁷³ gewesen.

166 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008.

167 Interview Günter K., 11.9.2009.

168 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

169 Ebd.

170 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Vgl. Dokumentenanhang, Dok. 12.

171 Interview Barbara S., 7.8.2007.

172 Mitteilung Marianne B., 1.11.2009.

173 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

2.3. Die Bezugspersonen der Kinder

Im Folgenden sollen die Menschen kurz vorgestellt werden,¹⁷⁴ die in den 1950er und 1960er Jahren mit den Jungen und Mädchen im Johanna-Helene-Heim zusammenlebten und die Verantwortung für deren körperliches, geistiges und seelisches Wohl trugen.¹⁷⁵

2.3.1. Schwestern und Helferinnen

Schwester Elise Dickschat und Schwester Martha Statz hatten viel miteinander erlebt. Vor 1945 hatten sie gemeinsam im ostpreußischen Kreis Krankenhaus Ortelsburg gearbeitet, waren von 1945 bis 1947 in dänischer Kriegsgefangenschaft gewesen und wurden unmittelbar nach ihrer Entlassung auf eigenen Wunsch hin nach Volmarstein entsandt. Hier waren sie auf der Station für Knochen- und Gelenktuberkulosekranke, zunächst im Johanna-Helene-Heim, ab 1952 in der neu erbauten Klinik II, tätig, ehe sie 1957 auf der „Mädchenstation“ des Johanna-Helene-Heims ihren Dienst aufnahmen.¹⁷⁶ Beide schon in ihrem sechsten Lebensjahrzehnt stehend, gesundheitlich angeschlagen, vom ununterbrochenen Dienst erschöpft und verbraucht, nervös und reizbar, vielleicht auch verbittert über den mit der Versetzung auf die „Schulstation“ verbundenen beruflichen Abstieg, begegneten sie den ihnen anvertrauten Kindern mit schroffer Strenge, brachten keine Geduld mit ihnen auf, reagierten auf jede Störung des Betriebs – wenn ein Kind das Essen verweigerte, laut war, herumtobte, sich widersetzlich zeigte – mit jäh aufbrechendem Zorn. Barbara S. bezeichnet die beiden Diakonissen als „Soldaten in Frauengestalt“, wobei sie Schwester Elise als „ganz schlimm“, Schwester Martha als „zurückhaltender“ in Erinnerung hat.¹⁷⁷

Frau S. empfand auch die diakonische Helferin Christel Reuter, die 1963/64 auf der „Kinderstation“ arbeitete, als streng. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass unter den Kindern eine Grundstimmung der Angst herrschte und die junge Helferin unter großer Anspannung stand. Sie hatte, wie bereits erwähnt, zuvor in ihrem diakonischen Jahr auf einer der „Frauenstationen“ des Johanna-Helene-Heims gearbeitet, wo sie sich sehr wohl gefühlt hatte, und war – nach einer kurzen Zeit zu Hause – nach Volmarstein zurückgekehrt, wo sie mittlerweile ihren späteren Ehemann, den Diakonenschüler *Eberhard Flügge* (* 1940), kennengelernt hatte.

174 Ausführliche Biographien finden sich in Kap. 5.6.1. und 7.

175 Siehe hierzu auch Kap. 8.4.5.

176 Zu den Einzelheiten vgl. Kap. 5.5.2. und 5.6.1.

177 Interview Barbara S., 7.8.2007.



Schwester Elise Dickschat und Schwester Martha Statz schauen Mädchen des Johanna-Helene-Heims beim Auspacken von Weihnachtsgeschenken zu, wahrscheinlich Anfang der 1960er Jahre. Bestand: FAG JHH 2006.

Ihr „Entsetzen war groß“, als sie dann auf die „Kinderstation“ musste – diese sei „irgendwie nicht beliebt“ gewesen, deshalb „wollte auch keiner dorthin“ –, und die Arbeit dort war eine „ganz bittere Erfahrung“. Mit Schwester Elise und Schwester Martha kam sie nicht gut aus, immer wieder gab es Konflikte.¹⁷⁸

Schwester Jenny Zoller wurde unmittelbar nach ihrer Ausbildung zur Krankenschwester im Wetzlarer Stadt Krankenhaus als „Probeschwester“ nach Volmarstein entsandt. Sie war erheblich jünger als ihre Mitschwester, galt dementsprechend als

¹⁷⁸ Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Einmal habe sie, so erinnert sich Frau Flügge, im Zorn zu Martha und Elise gesagt: „Unter jeder Haube wohnt ein Teufel.“ Dafür wurde sie von Schwester Elfriede gerügt.



Kinder, die noch laufen konnten, bewegten sich zum Teil mit Hilfe eines sperrigen Laufrahmens vorwärts. Auf dem Photo wird Angela L. (verst.) von der diakonischen Helferin Christel Reuter bei einem Spaziergang auf der Hartmannstraße in Volmarstein unterstützt, 1964. Bestand: FAG JHH 2006.

leistungsfähiger und belastbarer und wurde deshalb zum körperlich anstrengenderen Dienst auf der „Jungenstation“, auf der zeitweise bis zu 31 Knaben wohnten,¹⁷⁹ eingeteilt. Sie war – so der Eindruck der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, der sich im Interview im Jahre 2008 bestätigte – eine resolute, burschikose, intelligente und temperamentvolle Frau,¹⁸⁰ eine dominante Persönlichkeit, selbstbewusst, durchsetzungsfähig, befehlsgelehrt, auch redegewandt, mit einem Humor begabt, der einen sarkastischen Einschlag hatte. „In ihrem Reich“, der „Jungenstation“ J III K, habe sich Schwester Jenny, so umschreibt es Wolfgang M., als „unumschränkte Herrscherin“ gefühlt.¹⁸¹ Sie legte offenbar Wert darauf, als Stationschwester respektiert zu werden. So hatten die Kinder Schwester Jenny *vor* Fräulein Schröder, den Diakonenschülern und der diakonischen Helferin, ja selbst *vor* der leitenden Schwester Elfriede zu grüßen, wenn sie ihnen zusammen auf dem Flur begegneten.¹⁸²

In Schwester Jennys Umgang mit den Kindern zeigen sich erstaunliche Ambivalenzen: Kinderliebe war ihr offenbar nicht fremd – gerade kleine Kinder hatten es ihr angetan, und ihre „Lieblinge“ behandelte sie liebevoll und geradezu zärtlich. Ältere Kinder und vor allem Jugendliche in der Pubertät hatten es schwerer bei ihr, mit ihnen ging Schwester Jenny „sehr rigoros, [ein] bisschen männlich“¹⁸³ um. Volker D., der bereits 17 Jahre alt war, als er ins Johanna-Helenen-Heim kam, erinnert sich, dass Schwester Jenny einen kleineren Jungen aus dem „großen Zimmer“ liebevoll behandelte; das sei ihr „auserwählter Bubi“ gewesen, „alles andere war nichts wert“. Insgesamt sei es „ziemlich streng“ bei ihr zugegangen, „die hat ja keine Gefühle gehabt“, urteilt Volker D. über Schwester Jenny, die unter den Kindern den Spitznamen „der Geier“¹⁸⁴ gehabt habe. Die erwachende Sexualität der Jungen nahm sie – folgt man den Schilderungen der Interviewpartner – mit einer Mischung aus Abscheu, Ekel und Verachtung wahr.

Widerspruch duldete Schwester Jenny nicht. Aufsässige, widerspenstige, allzu lebhaft oder sonstwie störende Jungen waren ihr ein Dorn im Auge. Sie konnte lustig und lebhaft mit den Jungen umgehen, plötzlich aber konnte ihre Stimmung um-

179 Siehe das Photoalbum Schwester Jennys, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, Nachlass Jenny Zoller.

180 Klaus-Dieter K. erinnert sich, dass seine Mutter – einen rheinischen Ausdruck aufgreifend – gesagt habe, Schwester Jenny habe etwas „Astrantes“ an sich. Er selbst beschreibt sie als „rabiät“. Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

181 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

182 Interview Norbert S., 22.4.2009.

183 Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Herr Harms gibt an, dass Schwester Jenny stets drei oder vier „Schätzchen“ gehabt habe.

184 Interview Volker D., 30.7.2009. Norbert S. meint, Schwester Jenny habe ihn deshalb nicht gemocht, weil er der Liebling von Schwester Anna Pawlowski und einer weiteren Schwester von einer der „Frauenstationen“ gewesen sei. Interview Norbert S., 22.4.2009.



*Hannelore E. („Flöhchen“) auf dem Arm von Schwester Jenny während eines Schullandaufenthaltes im niederländischen Middelburg 1964.
Photo: Jochen Twer*

schlagen, dann bekam sie Wutausbrüche, wurde handgreiflich, herrschte die Kinder an. Ebenfalls aus heiterem Himmel konnte es vorkommen, dass Jenny Kinder mit ätzendem Spott herabsetzte, sie demütigte und ihnen Angst machte. Hierüber wird noch ausführlich zu berichten sein.

Bei der Betreuung der Jungen stand Schwester Jenny Fräulein Else Schröder zur Seite, die von unseren Gesprächspartnern als „menschlich“ charakterisiert wird, eine rundliche, gutmütige, mütterliche Frau, die sich allein nicht ohne weiteres gegen die älteren Jungen durchsetzen konnte. Diese ärgerten sie bisweilen bis zur Weißglut, dennoch erhob Fräulein Schröder nur selten von sich aus die Hand gegen die Kinder. Wohl aber beteiligte sie sich an den Gewalttätigkeiten Schwester Jennys – offenbar aber „nur widerwillig“.¹⁸⁵ Wolfgang M. beschreibt Fräulein Schröder als eine „Mitläuferin“, Adolf Harms als „Erfüllungsgehilfin“,¹⁸⁶ die unter dem beherrschenden Einfluss Schwester Jennys gestanden habe. Diese habe „seelischen Druck“ auf ihre Helferin ausgeübt und sie auf diese Weise gezwungen, sich an dem strengen Regime zu beteiligen, das Jenny auf der „Jungenstation“ errichtet hatte.¹⁸⁷

Oberschwester Elfriede Kehler-Hoffmann unterschied sich – wie sich Herr M. erinnert – deutlich von den anderen Schwestern. Sie hatte einen aristokratischen Habitus, verfügte offenkundig über eine höhere Bildung, war sprachlich gewandt.¹⁸⁸ Adolf Harms beschreibt sie als „sehr salbungsvoll“.¹⁸⁹ In der Rolle als Oberschwester fühlte sie sich nicht wohl, gegenüber den ihr unterstellten Schwestern Martha, Elise und Jenny vermochte sie sich nicht durchzusetzen, worüber noch ausführlich zu berichten sein wird.

2.3.2. Lehrerinnen

Von allen Interviewten erinnert sich nur noch Annegret K. an die Lehrerin Martha Gerhold – sie sei eine „ganz feine Person“ gewesen. Gelegentlich habe sie Fräulein Gerhold in der Pause angesprochen und über die Strenge Steinigers und Severins geklagt. Fräulein Gerhold habe dann zugesagt, sie werde sich darum kümmern, zugleich aber darauf hingewiesen, sie könne kaum etwas machen.¹⁹⁰

185 Interview Klaus D., 29.2.2008. Das Verhältnis zwischen Schwester Jenny und Else Schröder sei, so Herr D., „distanziert-aggressiv“ gewesen.

186 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

187 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

188 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

189 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

190 Interview Annegret K., 6.8.2007. Hier stimmt die Wahrnehmung der Schülerin mit dem offiziell gezeichneten Bild überein. 1848 feierte Gerhold ihr 25-jähriges Dienstjubiläum: „Mit dankbarer Freude haben die Schulkinder unseres Johanna-Helene-Heims im Frühjahr das 25-jährige

Gertraude Steiniger, eine „kleine Person“,¹⁹¹ die selber aufgrund einer Kinderlähmung schwer behindert war und sich nur mit Hilfe von Beinschienen und Krückstock auf hohen orthopädischen Schuhen fortbewegen konnte, wird von ihren ehemaligen Schülerinnen und Schülern als eine „vielschichtige Persönlichkeit“¹⁹² beschrieben. Sie stammte offenbar aus einem vermögenden Elternhaus – ihre Familie besaß eine Sektkellerei in Bacharach –, war hoch intelligent,¹⁹³ verfügte über eine profunde Bildung, war musisch und künstlerisch außerordentlich begabt. Über ihre Biographie ist nur sehr wenig bekannt, sicher ist nur, dass sie eine Ausbildung als Kinderhortnerin absolviert hatte, ehe sie 1934 als Lehrerin in den Dienst der Volmarsteiner Anstalten trat – ob sie eine seminaristische Ausbildung als Lehrerin hatte, muss offen bleiben, ist aber anzunehmen.

Das Jahr ihres Dienstantritts – 1934 – ist insofern von Bedeutung, als es in die Zeit des „Dritten Reiches“ fiel. Zu dieser Zeit begann die staatliche Gesundheitsführung – sehr zur Überraschung der evangelischen „Krüppelfürsorge“ –, die Förderung von Menschen mit körperlichen Behinderungen für sich zu entdecken. Im „Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens“ vom 3. Juli 1934 wurde den neu geschaffenen staatlichen Gesundheitsämtern auch die Fürsorge für „körperlich Behinderte“¹⁹⁴ übertragen, wie sie von nun an – in Abgrenzung zu der bisher allgemein üblichen herabsetzenden Bezeichnung „Krüppel“ – konsequent genannt wurden. Im Hintergrund stand die rassenhgienisch motivierte Differenzierung zwischen „erbgesunden“, körperbehinderten „Volksgenossen“ und „erbkranken, minderwertigen Krüppeln“.¹⁹⁵ Der Reichsbund der Körperbehinderten, der im Mai 1933 durch das Hauptamt für Volkswohlfahrt bei der Reichsleitung der NSDAP zur

Jubiläum ihrer Lehrerin Fräulein Martha Gerhold gefeiert. Das war ein Klingen und Singen den ganzen Tag. In Reden und Gedichten wurde die Jubilarin gefeiert, die selbst gebastelten kleinen Kunstwerke der Kinder zeugten von Liebe und Verehrung, die Festaufführung mit den reizenden bunten Gewändern fand ungeteilten Beifall. Den Höhepunkt des Festes aber bildete der Fackelzug der Kinderschar am Abend des Tages mit Lampions und frohen Gesängen.“ 45. Jahresbericht, 1948. Zu Gerholds Verabschiedung im Jahre 1951 hieß es: „Am 30. August 1951 schied nach fast 30-jährigem treuen Dienst unsere bewährte Lehrerin Fräulein Martha Gerhold aus Altersgründen aus. Sie war im wahren Sinne des Wortes eine rechte Erzieherin und Führerin unserer Jugend, die mit großer Liebe an ihr hing.“ 48. Jahresbericht, 1951.

191 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

192 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

193 Das betonen auch ihre ehemaligen Schülerinnen und Schüler immer wieder. So auch Ingrid S., die hinzufügt: „kein Fach, was die nicht hundertprozentig beherrschte“. Interview Ingrid S., 10.7.2009. Auch Schwester Jenny beschrieb Steiniger im Gespräch als „sehr klug“ und „sehr nervös“. Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

194 Reichsgesetzblatt (= RGL.) I, 1934, S. 531.

195 Dazu grundlegend: Petra Fuchs, „Körperbehinderte“ zwischen Selbstaufgabe und Emanzipation, Berlin 2001.

einzigem offiziell anerkannten Vertretung von Menschen mit körperlichen Behinderungen im „Dritten Reich“ bestimmt wurde,¹⁹⁶ trug diese Exklusionspolitik mit. 1935 stellte sein Wortführer *Otto Perl* (1882 – 1951) zufrieden fest, dass die Bezeichnung „Körperbehinderter“ „der Forderung nach einer auswählenden Fürsorge, die die geistig vollwertigen von den geistesschwachen und pervers veranlagten Gebrechlichen trennt“,¹⁹⁷ Rechnung trage. 1934 machte die von der körperbehinderten Schriftstellerin *Gertrud Fundinger* initiierte Ausstellung „Menschen des Dennoch“ im Deutschen Reich die Runde, die Menschen vorstellte, welche es trotz einer körperlichen Behinderung zu hervorragenden Leistungen auf verschiedenen Lebensgebieten gebracht hatten.¹⁹⁸

Von diesem Geist scheint auch die junge Gertraude Steiniger erfüllt gewesen zu sein. Im Heimatkundeunterricht diktierte sie ihren Schülerinnen und Schülern später einen Text zu dem Thema „Etwas von der Vererbung“. Von seinen Vorfahren, hieß es dort, könne man „allerlei“ erben, „Besitz“, „körperliche Merkmale“, „geistige Merkmale“ und „Charaktereigenschaften“, aber auch „körperliche Gebrechen und Krankheiten“. Dieser letzte Punkt wird folgendermaßen erläutert:

„Unsere Stellung in unserem Stammbaum zeigt uns, dass wir ein Glied sind in der Kette vieler Geschlechter. Durch uns hindurch geht das Blut vieler Vorfahren in die Geschlechter, die nach uns kommen. Es ist recht wertvoll zu wissen, wie unsere Vorfahren gelebt haben, was sie waren, und auch, woran sie gestorben sind. Wir können besser an uns arbeiten, wenn wir wissen, was wir an uns pflegen, und was wir bekämpfen müssen. Wer seinen Körper rein und gesund erhält, kann auch gesunde Nachkommen haben. Wer seinen Körper verdirbt, schadet damit nicht nur sich, sondern der Zukunft des Volkes.“¹⁹⁹

Anklänge an die „Erbgesundheitspflege“ des „Dritten Reiches“ sind hier unverkennbar. Für den körperbehinderten Menschen bedeutete diese Auffassung, dass er – unter Verzicht auf Ehe und Elternschaft – mit zähester Willensanstrengung und strengster Selbstdisziplin an seiner Persönlichkeitsbildung zu arbeiten hatte, um seine körperliche Schädigung und die daraus entstehende psychische Deformation –

196 Er bestand bis 1945 fort. 1955 gründete sich als Nachfolgeorganisation der „Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter“. Fuchs, „Körperbehinderte“, S. 9, 12.

197 *Otto Perl*, Auswählende Krüppelfürsorge, in: *Ethik* 12 (1935), S. 249.

198 Vgl. auch *Gertrud Fundinger*, *Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen. Lebensbilder wertvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen*, München 1932.

199 Aus der Heimatkundemappe von Klaus-Dieter K. Vgl. Dokumentenanhang, Dok. 9.

die „Krüppelseelenkunde“, als deren Anhängerin sich Gertraude Steiniger später zu erkennen geben sollte, lehrte, dass die „Verkrüppelung“ des Körpers eine „Verkrüppelung“ der Seele nach sich ziehe – auszugleichen und zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft zu werden.

Steiniger selbst sah ihr eigenes Leben wohl als besten Beweis für die Wirksamkeit einer solchen rigiden „Krüppelpädagogik“ an. Sie war eine weithin anerkannte Lehrerin,²⁰⁰ die einen sehr ambitionierten Unterricht erteilte. Klaus-Dieter K. bewahrt noch heute seine umfangliche Heimatkundemappe aus dem 3./4. Schuljahr auf.²⁰¹ Diese in einem gewebten schwarz-grünen Blütenstoff eingeschlagene und mit Fäden geheftete Blattsammlung war wohl als eine Art Mustermappe gedacht – was Klaus-Dieter nicht selbst hinbekam, stellte Steiniger fertig und heftete es in dieser Mappe ab. Bei der Durchsicht dieser einzigartigen Quelle fällt zunächst das enorm breite Spektrum des Unterrichtsstoffs ins Auge – in der knapp zehn Zentimeter dicken Mappe findet man Material zu den verschiedensten Themengebieten: Familie und Genealogie, das Johanna-Helene-Heim, die Volmarsteiner Anstalten und das Dorf Volmarstein, Ritter und Ritterburgen, das Ständewesen im Mittelalter, Wetterkunde, Sonnenfinsternisse, die Feste des Jahres, Quellen, städtische Daseinsvorsorge, Straßenbau, Verkehrszeichen, Abwassertechnik, Wassergewinnung, Kraftwerke, Post und Telegraphie, Gemeindeverwaltung, Arzt, Apotheke und Krankenhaus, die Eisenbahn, die heimische Tierwelt, Höhenmessung, Westfalen, das Ruhrgebiet, Bergbau und Hüttenwesen, das Münsterland, das Westfälische Bauernhaus, Erdgeschichte, Wasserburgen, Moore, Erdölförderung, Salzgewinnung, das Ravensberger Land, Kanäle, Talsperren, Tropfsteinhöhlen, das Rheinland, Deutschland in Europa.²⁰² Noch auffälliger ist die für die damalige Zeit bemerkenswerte methodische Vielfalt: Steiniger kreierte ihre eigenen Unterrichtsblätter (z. B. „Der Küchensettel in einer mittelalterlichen Burg“) und vervielfältigte sie als Matrize, sie fertigte Zeichnungen an, die von den Kindern auszumalen waren, brachte den Kindern Photos, Prospekte, Programmhefte, Todesanzeigen und Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften zu den im Unterricht behandelten Themen mit. Gertraude Steiniger, urteilt Volker D. im Rückblick, habe „Ideen noch und noch“ gehabt.²⁰³ Begabte Kinder, die mit diesem anspruchsvollen Unterricht Schritt halten konnten, förderte Steiniger mit großem Engagement. Klaus-Dieter K. verdankte es Steiniger, dass er nach dem Abschluss der vierten Klasse auf die Aufbauschule nach Hessisch-Lichtenau kam –

200 In den Augen der Anstaltsleitung sei sie schlichtweg „die beste Lehrerin“ gewesen. Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

201 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

202 Vgl. Dokumentenanhang, Dok. 16 und 18.

203 Interview Volker D., 30.7.2009.



*Das Photo zeigt die Heimatkundemappe von Klaus-Dieter K., die er im 3. und 4. Schuljahr mit Hilfe von Gertraude Steiniger anfertigte. Diese fast zehn Zentimeter dicke, in einen gewebten schwarz-grünen Blütenstoff eingeschlagene und mit Fäden geheftete Blattsammlung enthält Material zu Heimatkunde, Geographie, Technik, Geschichte, heimischer Tierwelt usw. Jedes Kind erarbeitete mit Steiniger eine ähnliche Sammlung.
Besitz: Klaus-Dieter K. Photo: Photostudio Petran, Bielefeld.*

seinerzeit die einzige Möglichkeit für körperbehinderte Kinder in der Bundesrepublik, das Abitur zu erreichen.²⁰⁴ Einen anderen Jungen, der später studierte und Studienrat wurde, hatte sie praktisch „an Kindes statt angenommen“.²⁰⁵ Wolfgang M. war um 1960 einmal während der Sommerferien mit seinem Vater bei ihr zu Gast in Bacharach.²⁰⁶

204 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009. Steiniger, die klar gesehen habe, was aus den Kindern beruflich wurde, die in den Volmarsteiner Anstalten blieben, habe seinen Eltern gesagt, ihr Sohn müsse „da raus“ und habe ihm intensive Förderung zuteil werden lassen. Insofern ist Herr K. der einzige Interviewpartner, der auf die abschließende Frage hin, was in seinem Leben wohl anders verlaufen wäre, wenn er nicht in Volmarstein gewesen wäre, eine positive Bilanz zieht. Ohne den Aufenthalt im Johanna-Helene-Heim – und insbesondere ohne den Unterricht bei Gertraude Steiniger – hätte er, so seine Einschätzung, keine höhere Schulbildung und keinen qualifizierten Beruf erreichen können. Vgl. auch Dokumentenanhang, Dok. 14-17.

205 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

206 Ebd. Herr M. vermutet, dass sein Vater, der aus einer Weinbauregion stammte, beim Abholen des Sohnes aus Volmarstein mit Steiniger ins Gespräch gekommen sei und die beiden ihr gemeinsa-

Steiniger war offenkundig umfassend gebildet und belesen – in ihrer Wohnung im „Hexenhäuschen“ hatte sie eine umfangreiche Bibliothek, die Bücherregale reichten vom Boden bis zur Decke, ihr Bett hatte sie in die Mitte des Raumes gerückt.²⁰⁷ Steiniger war künstlerisch äußerst begabt. Sie konnte sehr gut zeichnen, malen und werken,²⁰⁸ vor allem jedoch war sie hoch musikalisch, schätzte Telemann, Bach und Händel. Als eine Art „Kantor“ leitete sie den Kinder- und Schwesternchor, sie dirigierte, schrieb eigenhändig die Partituren für die einzelnen Stimmen, verfasste die Texte²⁰⁹ für die Singspiele der Kinder. Musikalisch begabten Kindern gab sie Einzelunterricht im Geigen-, Fiedel-, Flöten- und Gitarrenspiel. Einige unserer Gesprächspartnerinnen und -partner haben sich die Liebe zur klassischen Musik, die ihnen Gertraude Steiniger vermittelte, bis heute bewahrt – in manchem Wohnzimmer legt ein Keyboard davon beredtes Zeugnis ab. Selbst Marianne B., die vom Musizieren ausgeschlossen war, vielmehr während der Proben – etwa im Garten des „Hexenhäuschens“ – strafstehen musste, meint rückblickend, dass ihr die klassische Musik ein Trost gewesen sei.²¹⁰ Mit den Kindern, die bei den Konzerten Solopartien spielen sollten, übte Steiniger intensiv – dies, so Wolfgang M., seien „Momente [gewesen], die einen getragen haben“, obwohl Steiniger auch in solchen Situationen sehr streng gewesen sei und etwa Schwächen beim Auswendiglernen sofort mit kompromissloser Härte bestraft habe.²¹¹

mes Interesse am Weinbau entdeckt hätten. Auch stammten beide vom Rhein. – Helga Sch., von 1949 bis 1954 im Johanna-Helene-Heim, hatte nach eigenem Bekunden als gute Schülerin unter Gertraude Steiniger wenig, unter Erika Severin gar nichts auszusetzen. Steiniger habe „Respekt“ vor ihrem Vater gehabt, der, wenn er seine Tochter aus den Ferien zurück in das Johanna-Helene-Heim brachte, oft mit der Lehrerin gesprochen habe. Mitteilung Helga Sch., 27.11.2009.

207 Interview Volker D., 30.7.2009.

208 Volker D. erinnert sich an „tolle Bastelstunden“ bei Steiniger. Interview Volker D., 30.7.2009. Der Werkunterricht fand im Keller des Johanna-Helene-Heims statt. Interview Klaus D., 29.2.2008. Axel H., Erinnerungen, 25.8.2008, gibt an, er habe vor dem Werkunterricht schon „schweißnasse Hände“ gehabt, weil es beim geringsten Anlass – etwa wenn das Sägeblatt der Laubsäge abbrach – „Ärger“ gab. Auch Horst M. beschreibt seine Eindrücke vom Werkunterricht als zwiespältig. Einerseits empfand er, weil er ein geschickter Bastler war, Freude daran, andererseits fürchtete auch er sich vor der „Missachtung“ Steinigers, wenn ihm ein Sägeblatt zerbrach. Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007. – Wolfgang M. beschreibt in seinen Lebenserinnerungen die drei von Steiniger und den Kindern geschaffenen „Kirchenfenster“ aus Sperrholz und farbigem Pergamentpapier mit Christus in der Mitte, den klugen und den törichten Jungfrauen an den Seiten. Diese wurden in der Adventszeit vor die Fenster der Anstaltskapelle gestellt. Das Jahr über verwahrte sie Steiniger hinter ihren Bücherregalen.

209 Wolfgang M. erinnert sich vom Auswendiglernen an die Zeile „Die Fische erscheinen in Form von Sardinen“. Wolfgang M., Lebenserinnerungen.

210 Mitteilung Marianne B., 1.11.2009.

211 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

Denn selbst gute Schülerinnen und Schüler liefen Gefahr, unvermittelt den Zorn Gertraude Steinigers auf sich zu ziehen, wenn sie etwas nicht auf Anhieb begriffen, nicht den nötigen Eifer und Fleiß an den Tag legten, einmal unordentlich oder nachlässig waren. Im Hinblick auf ihre „Ordnungsprinzipien“, so Klaus-Dieter K., sei Steiniger ein geradezu „zwanghafter Mensch“²¹² gewesen. Selbst gute Schülerinnen und Schüler schildern daher ihr Verhältnis zu der Lehrerin als extrem ambivalent: Einerseits bestand eine sehr enge Bindung, die aber andererseits stets auch angstbesetzt war.

Steiniger versuchte „um jeden Preis“, die Kinder zu Höchstleistungen anzuspornen, gelang dies jedoch nicht, war die „Preisgabe des Kindes“²¹³ die Folge. Ohne jede Rücksicht auf unterschiedliche Lerntempi setzte Steiniger alles daran, den Kindern den umfangreichen Unterrichtsstoff „einzubläuen“.²¹⁴ Mäßige Schülerinnen und Schüler wie Annegret K. räumen im Nachhinein zwar ein: „Man hat auch was bei ihr gelernt“, sie hatten aber doch das Empfinden, links liegen gelassen zu werden. Manche Kinder ließ Steiniger offenbar „fallen“. Kinder, die den hohen Anforderungen nicht gerecht wurden, die träge oder trotzig waren, wurden im Unterricht geflissentlich „übersehen“, nur die „Lieblinge“ durften antworten.²¹⁵ Manche Kinder wurden häufig brutal misshandelt und verbrachten die meiste Zeit des Unterrichts in der Ecke des Klassenzimmers stehend. Manche kamen denn auch über das vierte Schuljahr nicht hinaus. Besonders zu leiden hatten unter Steiniger Kinder, die als „asozial“ galten – und schon, wenn die Eltern sich nicht blicken ließen, kam bei ihr der Verdacht der „Asozialität“ auf. „Du bist asozial, und Asoziale fördere ich nicht“, bekam Marianne B. von Steiniger zu hören. Solche Kinder, so meint Wolfgang M., der selber ein mittelmäßiger bis guter Schüler war, seien für Steiniger „mehr oder weniger Freiwild“ gewesen. Herr M. erinnert sich in diesem Zusammenhang an einen seiner Freunde, der – neben seiner körperlichen Behinderung – leicht lernbehindert gewesen sei. Die Eltern, die eine kleine Gastwirtschaft betrieben, hatten diesen Jungen nicht in den Schankraum gelassen, weil er von den Gästen nicht gesehen werden sollte, er galt mithin schon zu Hause als „sozial aussätzig“ – Steiniger wusste das, und deshalb fiel dieser Junge auch unter ihr Verdikt der „Asozialität“. Der immense Druck, den Steiniger im Unterricht aufbaute, erschwerte es gerade diesem Jungen zu lernen. Wenn er nicht mitkam, erhielt er Schläge, fürchtete sich

212 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

213 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

214 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Rückblickend meint Frau S.: „Zu dieser Zeit war es schon nicht einfach, Lehrerin zu werden als Körperbehinderte.“

215 Interview Annegret K., 6.8.2007.

umso mehr, hatte eine erneute Lernblockade – ein „Kreislauf ohne Ende“. Für einen Lehrer, so urteilt Herr M., sei ein solches Vorgehen ein „Armutzeugnis“.²¹⁶

Mehrere unserer Interviewpartner erinnern sich an Situationen, in denen die körperbehinderte Lehrerin während des Unterrichts im Klassenraum stürzte und aus eigener Kraft nicht mehr aufstehen konnte.²¹⁷ Eines der Kinder musste dann in die Nachbarklasse laufen und Erika Severin herbeirufen, die ihrer Freundin wieder auf die Beine half. Dass die Kinder ihre Schwäche sahen und sie sogar bemitleideten – und dass es in einem Fall wohl sogar die verachtete Marianne B. war, die ihr Mitleid äußerte²¹⁸ –, muss für Gertraude Steiniger, die jedes „Schonungsmitleid“ für behinderte Menschen rigoros ablehnte, zutiefst demütigend gewesen sein und wird sie sich selbst und anderen gegenüber weiter „verhärtet“²¹⁹ haben. Volker D., der selber nicht bei Steiniger Unterricht hatte, erinnert sich daran, dass er einmal etwas in ihren Klassenraum bringen sollte – sofort sei ihm die gedrückte Atmosphäre aufgefallen, es sei so still gewesen, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören.²²⁰

Von allen Lehrerinnen, so betonen mehrere der Interviewten, war Gertraude Steiniger „die Schlimmste“.²²¹ Ihre Freundin Erika Severin wird zwar ebenfalls als sehr strenge Lehrerin charakterisiert, die gegenüber den Kindern oft handgreiflich wurde, im Unterschied zu der jäh zornentbrannten Gertraude Steiniger aber „eiskalt“ und „routiniert“,²²² mit kontrollierter Aggressivität. Bei ihr habe aber kein so strenges Regiment geherrscht wie bei Steiniger.²²³ Die dritte Lehrerin, Erna Schumann, wird übereinstimmend als „menschlich“ und „umgänglich“²²⁴ charakterisiert. Sie war offenbar den Kindern zugewandt, baute eine persönliche Bindung auf und versuchte, jedes Kind nach seinen Möglichkeiten zu fördern.²²⁵ Horst M. empfand Schumann zwar als „ernst“ – sie habe kaum je gelächelt –, er bestätigt aber, dass sie die Kinder ernst nahm und engagiert war. So suchte sie in den Hagener Büchereien nach Literatur für die Kinder und las mit ihnen sogar Goethe und Schiller. Auch den

216 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

217 Laut Jochen P. trat Steiniger in die „Suppenschüssel“, den Behälter, in dem die Schwämme für die Wandtafel aufbewahrt wurden, und fiel hin. Interview Jochen P., 10.9.2009.

218 Interview Bernd B., 6.8.2007.

219 Diesen Begriff gebraucht Christel Flüge in ihrer Beschreibung Gertraude Steinigers – diese sei in Ausdruck und Sprache „hart“ gewesen und habe „eher abfällig“ von den Kindern gesprochen. Interview Christel und Eberhard Flüge, 31.7.2009.

220 Interview Volker D., 30.7.2009.

221 Interview Annegret K., 6.8.2007. Wolfgang M. berichtet hierzu jedoch, dass einer seiner Freunde, der zu einem Interview nicht bereit war, Steiniger als „die liebste von allen Lehrerinnen“ ansah.

222 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

223 Interview Barbara S., 7.8.2007.

224 Interview Wolfgang M., 13.3.2009; Interview Christel und Eberhard Flüge, 31.7.2009.

225 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Ähnlich: Interview Klaus D., 29.2.2008.

Biologieunterricht gestaltete Erna Schumann interessant, indem sie etwa mit den Kindern ein Aquarium auf der Schulfensterbank einrichtete.²²⁶

Zu Beginn der 1960er Jahre kam dann eine neue Generation von Lehrerinnen nach Volmarstein, die deutlich erkennbar einem völlig anderen pädagogischen Stil folgten. Günter K. hat aus seiner Zeit in der „Ev. Sonderschule der Orthopädischen Anstalten Volmarstein“, die er von 1961 bis 1968 besuchte, sein Zeugnisheft aufbewahrt. Dort sind Fräulein Müller, Fräulein (*Brigitte*) Wald, Fräulein Dietz, Erna Schumann und Fräulein R. Krüger als seine Klassenlehrerinnen vermerkt. Fräulein Krüger, die ihn von 1962 bis 1964 unterrichtete, war Günter K.'s Lieblingslehrerin.²²⁷

2.3.3. Diakonenschüler

Um 1960 wurden zur Entlastung der Diakonissen auch Diakonenschüler des Martineums im Johanna-Helene-Heim eingesetzt, unter ihnen Jochen Twer, Adolf Harms und Eberhard Flügge. Jochen Twer war in der „Jugendarbeit groß geworden“,²²⁸ Der junge Mann war Mitglied in einem Posaunenchor, über dessen Leiter, einen Diakon, er mit der Diakonie in Berührung kam. Nach einem Praktikum im Ingenieurbereich begann er im April 1964 im Volmarsteiner Brüderhaus Martineum seine Diakonenausbildung. Die erste Zeit arbeitete der Diakonenschüler im Franz-Arndt-Haus, einem Heim für schwer und schwerst behinderte alte und ältere Männer. „Sehr schwer“ sei die Arbeit dort gewesen, so dass sich Twer nicht sicher war, ob er an seinem Berufsziel festhalten sollte. Er blieb aber und begann am 5. Mai 1964 ein Praktikum im Johanna-Helene-Heim, das am 6. Februar 1965 endete.²²⁹ Der junge Mann mochte die Arbeit mit den körperbehinderten Jungen und Mädchen. Diese lagen ihm so sehr am Herzen, dass er sich nicht – wie andere Männer seines Alters – die „Nächte um die Ohren haute“. Er wollte für die Kinder „fit“ sein.

Als Adolf Harms mit 21 Jahren im Oktober 1961 seine Diakonenausbildung begann, hatte er bereits eine Ausbildung zum Speditionskaufmann absolviert, einige

226 Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

227 Interview Günter K., 11.9.2009. Auf der Ebene der Absichtserklärungen finden sich auch schon früher fortschrittliche Sichtweisen. Das „Erkennen der Pfleglinge in ihrer Wesenart und ihren Anlagen, aus der Kenntnis ihrer z. T. sehr bitteren Lebensschicksale, der früheren Lebensverhältnisse und der psychischen Belastung durch ihre körperliche Behinderung“, sei „Voraussetzung für eine warmherzig/menschliche, wenn auch nicht weiche Erziehungsarbeit.“ So erläuterte der Betriebsleiter *Hans-Rudolf Gern*, vormals Kapitän zur See, der von 1950 bis 1955 die Lehrwerkstätten der Volmarsteiner Anstalten leitete, bei seinem Dienstantritt dem Vorstand sein behindertenpädagogisches Credo. Bericht zur Vorstandssitzung am 1.11.1950, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1949 – 1951“.

228 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

229 Jochen Twer, Praktikumsbericht.

Jahre gearbeitet und sein eigenes Geld verdient.²³⁰ Aber Harms fühlte sich zum Beruf des Krankenpflegers berufen. Nachdem er sich verschiedene Diakonenhäuser – das Rauhe Haus in Hamburg und Nazareth in Bethel – angeschaut hatte, kam er nach Volmarstein. Der damalige Vorsteher des Brüderhauses, Pfarrer *Christoph Theurer* († 1989), begeisterte den jungen Mann mit seinen „feurigen Predigten“. Harms arbeitete zunächst im Hans-Vietor-Haus, dem Lehrlingsheim für körperbehinderte männliche Jugendliche, dann im Franz-Arndt-Haus, dem „Prüfstein, ob man in der Diakonie bleiben wollte“. Wie Jochen Twer erlebte auch Adolf Harms die Arbeit mit den schwerst behinderten Männern als sehr anstrengend und außerordentlich belastend. Bis zu achtzig Stunden hätten sie in der Woche gearbeitet, manchmal seien nur zwei Brüder für 36 bis 38 Bewohner, darunter zwölf Schwerstpflegefälle, da gewesen. Ohne weitere Anleitung wuschen, betteten und fütterten die angehenden Diakone die auf fremde Hilfe angewiesenen Männer. Im ganzen Haus roch es nach Urin,²³¹ eine Putzfrau gab es nicht. Toiletten und Waschräume mussten die jungen Brüder „nebenher“ reinigen. Anleitung, so Harms, habe es so gut wie nicht gegeben. Man hatte Angst vor dem Hausvater, der zwar die Post verteilte, sich ansonsten aber kaum blicken ließ. Mancher junge Bruder sei an dem von ihm abverlangten Dienst schließlich gescheitert.

Nach dreizehn Monaten Dienst im Franz-Arndt-Haus wechselte Harms auf die „Kinderstation“ des Hermann-Luisen-Hauses. Dort war ein „Ausweichquartier“ für das vollkommen überfüllte Johanna-Helene-Heim eingerichtet worden. Harms war nun für zehn Jungen im Alter von neun bis vierzehn Jahren zuständig. Auch hier gab es keine Einarbeitungsphase, ein Mitbruder habe ihm lediglich einen Zettel mit den Namen und Geburtsdaten der Kinder ausgehändigt und ihm in einer halben Stunde das Nötigste über den Tagesablauf berichtet. Harms fand den Wechsel zu den Jungen „schön“. Denn während für die Bewohner des Franz-Arndt-Hauses keinerlei Hoffnung auf einen geistigen oder körperlichen Fortschritt bestand, es im Grunde genommen galt, die Bedürftigen zu „verwahren“, bis sie verstarben, war die kleine Außenstation mit lebhaften Kindern, ihrem Lärm und ihren Streichen erfüllt.

Eberhard Flügge war während seiner Lehre als Automatenprogrammierer aktiv im CVJM, im Posaunenchor und in der kirchlichen Jugendarbeit tätig.²³² Ein Diakon aus Volmarstein begeisterte ihn so sehr, dass er nach bestandener Facharbeiterprüfung 1958 zur Diakonenausbildung nach Volmarstein ging. Nach Tätigkei-

230 Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Nachfolgende Schilderungen beruhen auf den Aussagen von Herrn Harms.

231 Jochen P. erinnert sich, dass man den intensiven Uringeruch auch draußen wahrgenommen habe, wenn man am Franz-Arndt-Haus vorbeikam. Interview Jochen P., 10.9.2009.

232 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Für das Nachfolgende ebd.

ten im Altenheim und in den Lehrlingsheimen in Volmarstein und Bremen-Lesum war er von 1960 bis 1961 auf der „Jungenstation“ des Johanna-Helenen-Heims und nach bestandenen Diakonenexamen noch bis 1963 als Erzieher im Lehrlingsheim in Volmarstein tätig. Auf der „Jungenstation“ arbeitete er nach eigenem Bekunden „eigentlich ganz friedlich“ mit Schwester Jenny zusammen. Nur einmal seien sie in einen Konflikt geraten, als Schwester Jenny Klaus D., der die Schnüre seiner Beinschiene zerrissen hatte, vorwarf, dass er auf Kosten der Anstalt lebe. Da sei er, so Eberhard Flügge, dazwischen gegangen und habe gesagt: „Das ist aber nicht in Ordnung“. Für ihn waren die zerrissenen Schnüre nebensächlich, er freute sich über Klaus' Beweglichkeit.²³³ Seine anfängliche Hochachtung vor Diakonissen habe während seines Praktikums im Johanna-Helenen-Heim sehr gelitten, berichtet Herr Flügge weiter. Für ihn sei „fast eine Welt untergegangen“, als er Schwester Anna Pawlowski hinter einem Kind herlaufen sah und sie rufen hörte: „Altes Luder, hau' Dir gleich den Arsch voll“.

Manche unserer Gesprächspartnerinnen und -partner, die in ihrer Jugend als Diakonenschüler, diakonische Helferin oder Lehrerin im Johanna-Helenen-Heim beschäftigt waren, können heute nicht mehr nachvollziehen, warum sie nicht stärker gegen die Diakonissen aufbegehrt haben. Zum einen spielten hier wohl die privaten Lebensumstände eine Rolle – die jungen Leute standen noch in der Ausbildung, die ihre ganze Kraft erforderte, manche lernten zu dieser Zeit in Volmarstein ihren späteren Ehemann oder ihre spätere Ehefrau kennen, waren verliebt und planten ihre eigene Zukunft – dadurch sei er, so Adolf Harms, „etwas abgelenkt“²³⁴ gewesen. Zum anderen sei man, wie Eberhard Flügge es formuliert, in einem christlichen Liebeswerk „irgendwie gefangen“²³⁵ gewesen – gegen Diakonissen hatte man nicht aufzubegehren. Und schließlich kommt in den Interviews mit ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern immer wieder die starke Beharrungskraft verkrusteter Strukturen zum Ausdruck. Es sei ein „in sich schlüssiges System“ gewesen, hebt Adolf Harms hervor – jede Abweichung in der Routine, etwa ein etwas längerer Ausflug ins Freie, habe das System durcheinander gebracht und für Zündstoff zwischen

233 Klaus D., fügt Christel Flügge hinzu, „lebte auf Händen und Füßen“. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

234 Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Adolf Harms, Eberhard Flügge und Christel Reuter fanden in Volmarstein ihre Ehepartner. Inge Petri berichtet, dass sie sofort in der Oberstufe der Bettenschule in der Orthopädischen Klinik eingesetzt wurde, obwohl sie nur Erfahrungen als Grundschullehrerin mitbrachte. Deshalb habe sie die Unterrichtsvorbereitung intensiv in Anspruch genommen. Am Wochenende habe sie zudem zu ihrer kranken Mutter fahren müssen. Deshalb war ihr Leben in Volmarstein „eingeschränkt“. Interview Inge Petri, 1.9.2007.

235 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

den Diakonissen und den jüngeren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gesorgt.²³⁶ „Das lief alles so schleichend“, umschreibt Christel Flügge die normative Kraft des Faktischen, die von den fest gefügten Betriebsabläufen ausging: „Ich hätte eigentlich schreien müssen, unentwegt schreien müssen. Ich hab's nicht getan. Das ist der Vorwurf, den ich mir heute mache.“ Zaghafte Versuche des Widerspruchs und Vorschläge zur Änderung der Routine wurden von den Schwestern unwirsch beiseite gewischt, sie „ließen nicht mit sich reden“.²³⁷ Man wurde „so hineingezogen von den länger dienenden Mitarbeitern“. Und: „Ich hatte noch nicht das Rückgrat“, um etwas Neues durchzudrücken, räumt Adolf Harms selbstkritisch ein. Er gebraucht in diesem Zusammenhang den Begriff der „Schuldverflochtenheit“.

Adolf Harms kam nach einer Ausbildung am Heilpädagogischen Institut der v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel in der Senne zurück, um im künftigen Oscar-Funcke-Haus eine leitende Position zu übernehmen. Zusammen mit dem neuen pädagogischen Leiter *Eugen Röder* plante er die Strukturen des neuen Hauses, kümmerte sich um die Zusammenstellung der künftigen Bewohnerschaft, um die Anschaffung des Mobiliars und die Einstellung neuer Mitarbeiter. „Mein Blick war hauptsächlich auf das neue Haus gerichtet“, stellt Herr Harms rückblickend fest. Im letzten halben Jahr des Bestehens des Johanna-Helenen-Heims war er formal gegenüber den Königsberger Diakonissen weisungsbefugt. Vergebens jedoch versuchte er, die eingespielte Routine zu durchbrechen. So machte sich Harms daran, einen Dienstplan aufzustellen, um den gesundheitlich angeschlagenen Schwestern Elise und Martha freie Zeit zu verschaffen. Doch die beiden Schwestern weinten: „Brüderchen, ich mach das schon so lange, lassen Sie uns das doch so machen, wie wir das immer gemacht haben.“ Sie argumentierten nach dem Motto „Ohne sie ging es nicht“ – „man lief gegen eine Wand“. Die Auseinandersetzungen mit den Schwestern hätten „viel Kraft gekostet“ Sie hätten immer wieder „Bremsen eingelegt. Wichtig war sauber und satt, und übersatt möglichst noch.“²³⁸ Harms beschränkte sich schließlich darauf, den Kindern kleine Freiräume zu verschaffen und Ausflüge zu organisieren, und hoffte auf das neue Haus.

Von den Kindern wurde der Einsatz der jungen Diakonenschüler (und der diakonischen Helferinnen) allgemein als „positiver Einschnitt“ wahrgenommen – die jungen Brüder seien „Menschen im menschlichen Sinne“²³⁹ gewesen. Freilich entstand dadurch auch neue Unsicherheit. Es konnte vorkommen, dass die Schwestern An-

236 Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Herr Harms berichtet, dass seine Frau, die eine Zeitlang bei Schwester Anna Pawlowski auf der „Kleinkinderstation“ arbeitete, ähnliche Erfahrungen gemacht habe.

237 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

238 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

239 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

ordnungen der Diakonenschüler umgehend aufhoben, wenn sie die Neuerung bemerkten, und die Kinder, die sich an die Weisungen der jungen Brüder gehalten hatten, körperlich züchtigten. So wussten die Kinder nie, woran sie waren.

2.3.4. Ärzte

Dr. Alfred Katthagen, von 1949 an als Oberarzt, von 1960 an als Chefarzt für das Johanna-Helene-Heim zuständig, wird von Wolfgang M. als „Herrgott in Weiß“ beschrieben, er „repräsentierte die höchste Staatsgewalt“. Katthagen sei eine „herrschende Persönlichkeit“²⁴⁰ gewesen, ihm habe das Image des „durchrauschenden Chefarztes“ angehaftet, wie sich ein damaliger Mitarbeiter erinnert.²⁴¹ Die Kinder fürchteten sich alle vor dem unnahbaren Arzt.²⁴² Die Schwestern machten sich dies zunutze, denn bei der „berühmten Chefvisite“, die Katthagen einmal im Monat im Jungenspeisesaal abhielt, ging es nicht nur um medizinische Belange, sondern auch um die Disziplinierung der Kinder.²⁴³ Der Arzt war im Grunde genommen die einzige männliche Autorität im Johanna-Helene-Heim – die Diakonenschüler waren deutlich erkennbar den Schwestern untergeordnet, die Geistlichen waren im Anstaltsalltag nicht präsent – und er griff strafend in den Erziehungsprozess ein. Bei der Vorstellung der Jungen etwa sagte Schwester Jenny ein paar Wort zu jedem, ob er brav gewesen war oder etwas ausgefressen hatte. Fiel die Auskunft ungünstig aus, mahnte und strafte Katthagen – bis hin zu körperlicher Züchtigung.²⁴⁴ Manche Kinder hatten den Eindruck, dass Katthagen sie nicht mochte. So erinnert sich Annegret K., dass Katthagen – damals noch Oberarzt – sie wegen ihrer verstockten Art „Hexe“ oder „Euligel“ nannte.²⁴⁵ Auch Ingrid S. ist der Meinung, dass Katthagen sie nicht mochte. Er habe sie, weil sie im Johanna-Helene-Heim zunehmend übergewichtig wurde, unfreundlich behandelt – „so 'ne Dicke, kannst kaum gucken, die Augen so klein!“ – und auch gekniffen.²⁴⁶

240 Ebd.

241 Interview Ekkehard Meineke, 22.4.2009.

242 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

243 Marianne B. berichtet, dass die Schwestern ihr mitunter drohten, sie würden den Doktor holen, der ihr eine Spritze geben würde, weil sie wussten, dass Marianne von den Operationen her panische Angst vor Spritzen hatte. Mitteilung Marianne B., 20.11.2009.

244 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

245 Interview Annegret K., 6.8.2007.

246 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Auch Jochen P. und Klaus-Dieter K. schildern Katthagen als unfreundlich. Interview Jochen P., 10.9.2009; Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009. Norbert S. meint, er sei von Katthagen benachteiligt worden, weil dieser der irrigen Meinung gewesen sei, Norbert sei auf Kosten des Landesfürsorgeverbandes in Volmarstein untergebracht. Interview Norbert S., 22.4.2009.

Angesichts des Bildes, das die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von ihm zeichnen, mag es auf den ersten Blick überraschen, dass Katthagen einen dezidiert christlichen Hintergrund hatte. In seiner Jugend im „Dritten Reich“ hatte er dem Umfeld der Bekennenden Kirche angehört. Auf der anderen Seite war er ein überzeugter Anhänger der Eugenik, und das dürfte seinen ärztlichen Blick auf die körperbehinderten Kinder auch mit geprägt haben. Dazu später mehr.²⁴⁷

2.3.5. Das Verhältnis der Kinder zu den Bezugspersonen: Angst als Grundgefühl

Innerhalb des Johanna-Helene-Heim herrschte eine extreme emotionale Kälte. Die Schwestern und Lehrerinnen ließen kaum persönliche Bindungen und Beziehungen zu den Kindern zu.²⁴⁸ „Es war alles kalt, für mich von einer Eiseskälte.“²⁴⁹ Wolfgang M. weist darauf hin, dass die Kinder in vielen Fällen nur mit ihrem Hausnamen angesprochen wurden.²⁵⁰ Auch hatte jedes Kind eine Nummer – Herr M. etwa J III K 29 (J = Johanna-Helene-Heim, III = 3. Station, K = Knaben).²⁵¹ Für eine Schule ist dies höchst ungewöhnlich, in einer totalen Institution ist es gang und gäbe. Denn – so argumentiert Erving Goffman – der Eigenname ist der vielleicht wichtigste Besitz eines Menschen; „der Verlust des Namens kann [daher] eine erhebliche Verstümmelung des Selbst darstellen.“²⁵²

Freilich war der Eispanzer nicht fugenlos. Immer wieder einmal gab es – selbst von Seiten der strengsten Bezugspersonen – Momente emotionaler Zuwendung und vertrauten Umgangs. Die Folge war, dass die Kinder ein Wechselbad der Gefühle durchliefen. Dies führte zu extremer Vorsicht im Umgang mit den Erwachsenen und zur Ausbildung eines feinen Gespürs für deren Stimmungsschwankungen – Klaus D. hebt rückblickend die ausgeprägte „nonverbale Kommunikationswahrnehmung“ hervor, welche die Kinder im Johanna-Helene-Heim entwickelt hätten.

247 Vgl. Kap. 7.

248 Schwester Jenny Zoller gab im Interview am 20.2.2008 an, sich weder an die Kinder noch an deren Namen erinnern zu können. Nach dem Blick auf einige Photos aus dem Besitz der Schwester und Hinweisen unsererseits konnte sich Schwester Jenny an einige Kinder erinnern. Sie berichtete u. a. von einem Mädchen, das stets ihre körperliche Nähe suchte und das sie stets zurückwies.

249 Interview Barbara S., 7.8.2007.

250 Durch eine Rundfrage unter den ehemaligen Schülerinnen und Schülern wurde versucht zu klären, ob dies durchgängige Praxis war. Das Ergebnis ist nicht eindeutig. Es scheint, dass Gertraude Steiniger und Erika Severin zumeist die Nachnamen benutzten, Erna Schumann hingegen die Vornamen. Bei Schwester Jenny war es wohl unterschiedlich, meistens benutzte sie die Nachnamen, manchmal aber auch die Vornamen, Schwester Elise und Schwester Martha benutzten wohl in der Regel die Nachnamen, im Hinblick auf Fräulein Schröder gehen die Angaben auseinander.

251 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Untereinander sprachen sich die Kinder mit Vornamen oder Spitznamen an – Herr M. war für einen seiner Freunde „der Lange“.

252 Goffman, Asyle, S. 29.

In diesem Zusammenhang bezeichnet Herr D. die Zeit im Johanna-Helene-Heim als eine „Aneinanderreihung von Unmöglichkeiten“.²⁵³ Im Wechsel von Licht und Schatten, von flüchtigen Augenblicken der Geborgenheit und neuen Schrecknissen, versuchten die Kinder, durch ängstliche Anpassung emotional zu überleben.

Der geheime Lehrplan des Johanna-Helene-Heims zielte auf das „Erzeugen von permanenter Angst“. Schon wenn die Kinder wach wurden und hörten, wie die Schwestern aus ihren Zimmern kamen und ins Badezimmer gingen, wussten sie, so Helmut J., „in einer halben Stunde sind wir dran“.²⁵⁴ Klaus-Dieter K. spricht sehr anschaulich von „atmosphärischer Gewalt“ und einer „gewalttätigen Atmosphäre“. Die alles beherrschende Frage in diesem „Befürchtungsbetrieb“ sei gewesen: „Bin ich heute dran oder nicht?“²⁵⁵ Auch wenn nicht ständig geschlagen wurde, war das Grundgefühl der Kinder im Johanna-Helene-Heim eine allumfassende Angst, das Gefühl, der Willkür der Schwestern und Lehrerinnen hilflos ausgeliefert zu sein, das Bewusstsein, dass es kein Entrinnen gab. Marianne B. fasst ihre Überlebensstrategie im Johanna-Helene-Heim folgendermaßen zusammen: „Ich wollte immer versuchen, mich klein zu machen, mich zu verstecken.“ Die Devise sei gewesen: „Ja nicht auffallen“. Sie versuchte, ihre Gefühle hinter einer Maske zu verbergen: „Wenn Du Dich mal so richtig über etwas freust, zeig es nicht. Wenn Du über etwas richtig traurig bist, zeig es nicht. Die nutzen es aus.“²⁵⁶

2.4. Die Ordnungen des Hauses – der Tag im Johanna-Helene-Heim

Der Alltag der Kinder im Johanna-Helene-Heim war von zeitlichen und formalen Vorgaben geprägt, die jahrzehntelang typisch für Einrichtungen waren, in denen viele Menschen lebten, die sich nicht oder nur eingeschränkt selbst versorgen konnten. Alles geschah im Kollektiv: gemeinsames Aufstehen, Körperpflege im gemeinsamen Waschraum, zentrale Morgenandacht, Mahlzeiten aus einer Zentralküche, unverrückbare Essens-, Arbeits- und Pausenzeiten, gemeinsame Freizeitgestaltung, schließlich das gemeinsame Abendgebet, das Einhalten einer verbindlichen Nachtruhe, unabhängig vom individuellen Schlaf- und Ruhebedürfnis. Für Individualität, Spontaneität, Kreativität, das Ausleben kindlicher Bedürfnisse und Wünsche – zum Beispiel einmal länger spielen zu können, weil es gerade schön war – gab es weder Zeit noch Raum. Jeder noch so kleine Versuch der Kinder im Johanna-Helene-Heim, die Ordnung zu durchbrechen, zu unterlaufen oder in Frage zu stellen, zog

.....
253 Interview Klaus D., 29.2.2008.

254 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

255 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

256 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

harte, vielfach vollkommen unverhältnismäßige Sanktionen nach sich. Der „Anstaltsbetrieb“ musste laufen – um jeden Preis. Wie ein Tag im Johanna-Helene-Heim aussehen konnte, ist nun zu lesen.

2.4.1. Am frühen Morgen

Der Tag begann früh im Johanna-Helene-Heim. Wann genau das Wecken erfolgte, darüber gehen die Erinnerungen auseinander. Marianne B. musste jeden Tag um 5 Uhr aufstehen, weil sie drei ihrer Mitschülerinnen – Christel D., Doris S. und Hannelore H. – zu pflegen hatte.²⁵⁷ Ingrid S. meint, alle Kinder seien um 5 Uhr geweckt worden,²⁵⁸ nach Bernd B. fand das Wecken zwischen 5.30 Uhr und 6 Uhr statt.²⁵⁹ Wolfgang M. gibt an, dass sie um 5.50 Uhr aufstehen mussten.²⁶⁰ Günter K. berichtet, dass sie um 6 Uhr geweckt worden seien.²⁶¹ Annegret K. erinnert sich ebenfalls, dass um 6 Uhr geweckt wurde,²⁶² Barbara S. meint, sie und die anderen seien gegen 6 Uhr aufgestanden.²⁶³ Jochen Twer schreibt in seinem Praktikumsbericht von 1965, dass mit dem Aufstehen um 5.50 Uhr, „das Schimpfen und Schreien nicht mehr“²⁶⁴ endete: „Klatschende Schläge auf einen unbedeckten Körperteil [gehörten] zur morgendlichen Akustik. Entblößte Hinterteile, die beim Einschalten des Lichtes in den einzelnen Schlafräumen gesichtet wurden, beförderte man grundsätzlich mit Schlägen und deutlichen Worten unter die Bettdecke.“ Twer schließt diese Beschreibung ironisch: „Es liegt auf der Hand, dass ein Kind, das auf diese Weise geweckt wird, zwar im Moment des Auftreffens der ersten Hand hell wach, aber auch seine ‚fröhliche Verfassung‘ für den ganzen Tag garantiert sein wird.“

Nach dem Aufstehen hatten sich die Kinder in den Waschraum zu begeben, um Gesicht und Hände zu waschen, sich zu kämmen und die Zähne zu putzen. Im Badezimmer der Jungen gab es, wie sich Klaus D. erinnert, für jeden einen nummerierten Haken für das Handtuch, eine Seifenschale sowie einen Zahnpflegebecher, die in einem gemeinsamen Regal standen.²⁶⁵

257 Mitteilung Marianne B., 1.11.2009.

258 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

259 Interview Bernd B., 6.8.2007.

260 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

261 Interview Günter K., 11.9.2009.

262 Interview Annegret K., 6.8.2007.

263 Interview Barbara S., 7.8.2007.

264 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 6. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

265 Interview Klaus D., 29.2.2009.

Zum Zähneputzen, berichtet Barbara S., gab es manchmal Haarshampoo statt Zahnpasta – ob aus Versehen oder aus Schikane, vermag sie nicht zu sagen.²⁶⁶ Marianne B. erinnert sich, dass sie keine Zahnpasta zur Verfügung hatte. Sie putzte sich ihre Zähne mit Kernseife und wusch sich auch ihr Haar damit.²⁶⁷ Ingrid S. berichtet, dass sie sich alleine anziehen konnte und auch keinem anderen Mädchen bei dessen morgendlichen Verrichtungen habe helfen müssen. Schwester Elise und Schwester Martha hätten ihr allerdings das Haar gekämmt.²⁶⁸ Auch Marianne B. erzählt, dass die Schwestern ihr das Haar kämmten, nachdem es mit Kernseife gewaschen worden war. Bei ihr ließ man allerdings wenig Rücksicht walten. Die Schwestern zogen den Kamm fest durch das lange Haar des Kindes und sagten: „Da wo die Zicken [sic] sitzen, da sind alle Deine Boshaftigkeiten.“²⁶⁹

Nach dem Waschen hatten sich die Kinder anzuziehen. Manche halfen – freiwillig oder gezwungenermaßen – denjenigen Kindern, die sich nicht selbst behelfen konnten. Wolfgang M. etwa war einigen Jungen beim Aufstehen, Waschen und Ankleiden behilflich. Sein Freund, Klaus D., war hierbei besonders auf Hilfe angewiesen.²⁷⁰ Über Nacht musste der Junge in einer Spreizgipsschale liegen und war zudem von den Füßen bis zum Oberkörper mit Binden eingewickelt. Ins Bad und auf die Toilette kam er nur mit dem Rollstuhl oder einem Gehgestell. Die dem Waschen folgende Prozedur des Anlegens seiner Beckenbeinschienen hat Herr D. als besonders schmerzhaft in Erinnerung.²⁷¹

Jochen Twer schreibt in seinem Praktikumsbericht, dass „jedes Kind bestrebt ist[,] sich soweit wie möglich selbst zu helfen. Jedoch hindern die Gebrechen einige dran [sic][,] sich selbst die Schuhe zu schnüren oder die Hosenträger auf dem Rücken zu befestigen. Sie haben Angst um Hilfe zu fragen, oder sie sagen nichts, weil im Moment jeder beschäftigt ist.“²⁷² Nach Wolfgang M.s Erinnerung geschahen all diese morgendlichen Verrichtungen in einer gehetzten Atmosphäre: „Hetze, Druck, schnell, schnell, schnell zum Aufzug hin.“²⁷³ Dies bestätigt Volker D., das morgendliche Anziehen und Bettenmachen musste stets „ruckzuck“²⁷⁴ gehen. Auch auf der „Mädchenseite“ war morgens Eile angesagt, wie unsere Interviewpartnerinnen, dar-

266 Interview Barbara S., 7.8.2007.

267 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

268 Interview Ingrid S., 10.7.2009. So auch Christel Flügge im Interview, 31.7.2009.

269 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

270 Interview Klaus D., 29.2.2008; Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

271 Interview Klaus D., 29.2.2008.

272 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 6 f.

273 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

274 Interview Volker D., 30.7.2009.

unter auch die damalige diakonische Helferin Christel Flügge, berichten.²⁷⁵ Morgens musste Christel – mit Unterstützung von Marianne – die Bettnässerinnen in diese „schrecklich braunen Gummitücher“ packen, bevor es zum Frühstück ging. Barbara S. ist in Erinnerung geblieben, dass die Mädchen im großen Schlafsaal ihre Betten selber machen mussten – es sei „schlimm“ gewesen, mit sechs Jahren plötzlich sein Bett machen zu müssen.²⁷⁶

Wenn alle Kinder gewaschen, angekleidet und in ihren orthopädischen Vorrichtungen steckten bzw. in ihren Rollstühlen saßen, ging es – zu Fuß oder mit dem Aufzug – in die beiden Speisesäle im Erdgeschoss. Die Mädchen setzten sich in den einen, die Jungen in den anderen Speisesaal. „Verirrte“ man sich als Junge in den Mädchenspeisesaal und umgekehrt, wurde das von den Schwestern bestraft, wie sich Herr B. erinnert.²⁷⁷

Um 7 Uhr wurde für die Kinder das Frühstück aufgetragen.²⁷⁸ Marianne B. denkt mit Widerwillen an das Rübenkraut zurück, mit dem die Brotscheiben („Wellpappe“) bestrichen waren.²⁷⁹ Annegret K. erinnert sich an Marmeladenbrote zum Frühstück.²⁸⁰ Volker D. berichtet ebenfalls von Kastenbrot, Butter und Marmelade zum Frühstück.²⁸¹ Klaus D. wertet die gereichten Speisen und Getränke als „eintönig“, es habe Brot, Marmelade und „Muckefuck“ gegeben.²⁸² Horst M. kann sich ebenfalls an die gewellten Marmeladenbrote erinnern - im Wechsel habe es den trockenen „Viotor-Käse“ gegeben. Dieser sei, so erzählten es die Schwestern, um die Kinder zur Dankbarkeit zu ermahnen, von Pastor Viotor von der britischen Rheinarmee eigens für das Johanna-Helene-Heim erbettelt worden.²⁸³ Wolfgang M. beschreibt das Frühstück als „einigermaßen normal“ – allerdings, so fügt er hinzu, seien manche der gekochten Eier, die es manchmal gab, verfault gewesen; über das Kochwasser hätten auch die anderen Eier den fauligen Geschmack angenommen. Barbara S. beschreibt das Frühstück als „ekelhaft“. In unangenehmer Erinnerung ist ihr vor

275 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

276 Interview Barbara S., 7.8.2007. Christel Flügge bestätigt, dass die Mädchen ihre Betten selber machten. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

277 Interview Bernd B., 6.8.2007.

278 Interview Annegret K., 6.8.2007.

279 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Bernd B. erwähnt Brötchen mit Marmelade. Interview Bernd B., 6.8.2007. An Brötchen können sich andere Interviewpartnerinnen und -partner hingegen gar nicht erinnern. Mitteilung Marianne B., 1.11.2009; Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

280 Interview Annegret K., 6.8.2007.

281 Interview Volker D., 30.7.2009.

282 Interview Klaus D., 29.2.2008.

283 Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

allem der Schmand auf der warmen Milch.²⁸⁴ Immer lagen die Brote bereits fertig geschmiert da, die Kinder lernten so natürlich nicht, sich selbst ein Brot zuzubereiten.²⁸⁵ Klaus-Dieter K. konnte sich nicht überwinden, die „gewellten Brote mit Kunsthonig“ zu essen. Er versteckte sie in seinem ausladenden Rollstuhl und versuchte später, sie auf der Jungentoilette zu entsorgen – das Brot sei jedoch so trocken gewesen, dass es auf dem Wasser geschwommen sei und sich nicht ohne weiteres habe herunterspülen lassen.²⁸⁶

Gegessen wurde von Blechtellern, die Becher waren ebenfalls aus Blech, so Klaus D. Barbara S. berichtet, dass ihr Trinkbecher aus Aluminium bestand. Die Teller waren „zerbeult“ und die Tassen sogar undicht, so dass man sich beim Milch trinken beeilen musste, erzählt Volker D.²⁸⁷ Das Blechgeschirr wurde nach der Erinnerung von Barbara S. später durch Plastikgeschirr ersetzt, das aber auch schnell grau wurde.²⁸⁸

Diese erste Mahlzeit des Tages habe sich – wie das morgendliche Fertigmachen – „unter einem gewissen Zeitdruck“²⁸⁹ vollzogen, wie sich Klaus D. erinnert. Annegret K. meint, dass sie für ihr Frühstück nur 15 Minuten Zeit hatten, die Andacht habe um 7.15 Uhr begonnen.²⁹⁰ Diese wurde jeden Tag von der leitenden Schwester des Johanna-Helene-Heims – Helene Wasgien, später Elfriede Kehler-Hoffmann – gehalten. Schwester Elfriede, die um eine „gewisse Religiosität“²⁹¹ bemüht gewesen sei, wie Wolfgang M. mutmaßt, spielte Harmonium. Die Kinder sangen und beteten.²⁹² Um 7.30 Uhr hatten sich die Kinder in die Klassenräume zu begeben, die sich ebenfalls im Erdgeschoss befanden.²⁹³ Die meisten Interviewpartnerinnen und -partner berichten, dass die Schule um 8 Uhr begann.²⁹⁴

Fast alle Kinder fürchteten sich vor den Schulvormittagen. Man hörte, so Ingrid S., Fräulein Steiniger über den langen Flur kommen, dann war es „mucksendstill“;

284 Interview Barbara S., 7.8.2007.

285 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Nach dem Frühstück habe es einen Löffel Lebertran gegeben, berichtet Annegret K. Interview Annegret K., 6.8.2007.

286 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

287 Interview Volker D., 30.7.2009. Auch Klaus-Dieter K. erinnert sich an das Aluminiumgeschirr, das so verbeult gewesen sei, dass es nicht sicher stand. Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

288 Interview Barbara S., 7.8.2007. Adolf Harms setzte im neuen Oscar-Funcke-Haus durch, dass Geschirr aus Porzellan statt aus Plastik angeschafft wurde. Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

289 Interview Klaus D., 29.2.2008.

290 Interview Annegret K., 6.8.2007.

291 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

292 Interview Barbara S., 7.8.2007; Interview Günter K., 11.9.2009.

293 Interview Annegret K., 6.8.2007.

294 Interview Günter K., 11.9.2009; Interview Barbara S., 7.8.2007.

alle hätten Angst gehabt und seien nervös gewesen.²⁹⁵ „Ich bin schon mit Angst in die Klasse hineingegangen,“²⁹⁶ so Barbara S. rückblickend.

2.4.2. In der Schule

Für den Unterricht auf der „Schulstation“ standen nur drei Räume zur Verfügung: je einer für die Schülerinnen und Schüler der ersten und zweiten, der dritten und vierten sowie der fünften bis achten Klasse.²⁹⁷ Es wurden die in einer Volksschule üblichen Fächer unterrichtet.²⁹⁸

Bevor der eigentliche Unterricht begann, gab es eine weitere Morgenandacht, die bei Fräulein Schumann kurz, bei Fräulein Steiniger um einiges länger ausfiel.²⁹⁹ Der Unterricht dauerte – mit einer längeren Pause, in der die Kinder Milch zu trinken bekamen – bis etwa 12 Uhr.³⁰⁰

Auch auf der so genannten „Kindersiechenstation“ gab es morgens von 9 bis 11 Uhr, wenn auch nur in ganz beschränktem Maße, Unterricht, der von einer Patientin der „Frauenstation“, Fräulein Helene Hegler, erteilt wurde. Bernd B. und Jochen P. erinnern sich, dass die Kinder bei ihr Buchstaben schrieben, einfache Rechenaufgaben lösten und Religionslehre erhielten. Norbert S. gibt an, dass die anspruchsvolleren Unterrichtsfächer auf der „Kleinkinderstation“ von Erika Severin erteilt wurden.³⁰¹ Bernd B. erhielt in der Zeit auf der „Kleinkinderstation“ Nachhilfestunden, die von den Eltern zu bezahlen waren.³⁰²

Während des Unterrichts hatten die Kinder still zu sitzen. „Das Stillsein wurde regelrecht eingepaukt. Aber es war keine kreative Stille, aus der man Gewinn hätte schöpfen können, sondern es war eine Stille, die verängstigte, die geprägt war von Angst vor dem nächsten Schlag.“³⁰³ So beschreibt Helga S. die Atmosphäre in den

295 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

296 Interview Barbara S., 7.8.2007.

297 Mitteilung Helmut J., 5.11.2009. Annegret K., die früher als die anderen im Johanna-Helene-Heim war, erinnert sich an eine andere Einteilung. Danach waren die Schülerinnen und Schüler der ersten, der zweiten bis vierten sowie der fünften bis achten Klasse in je einem Raum zusammengefasst. Interview Annegret K., 6.8.2007. – Je nach Leistungsstand wurden die Kinder in den einzelnen Fächern unterschiedlichen Klassen zugeordnet. Horst M. spricht in diesem Zusammenhang von einem „Spagat“. Er selbst hatte Deutsch im fünften, Rechnen im sechsten und Geschichte im siebten Schuljahr. Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

298 Interview Annegret K., 6.8.2007. Frau K. gibt an, dass sie keinen Englischunterricht hatte. Um 1960 wurde dann Englischunterricht eingeführt. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

299 Interview Klaus D., 29.2.2008.

300 Interview Barbara S., 7.8.2007.

301 Interview Norbert S., 22.4.2009.

302 Interview Bernd B., 6.8.2007. Interview Jochen P., 10.9.2009.

303 Helga S., Kindheitserinnerungen, 5.10.2007.



Blick in den Unterrichtsraum der Schulklasse 4 bis 8. In der Tür ist Klaus D. zu sehen, vor ihm Hannelore E., mit dem Rücken zum Fenster steht der Schwager der Lehrerin Inge Petri.

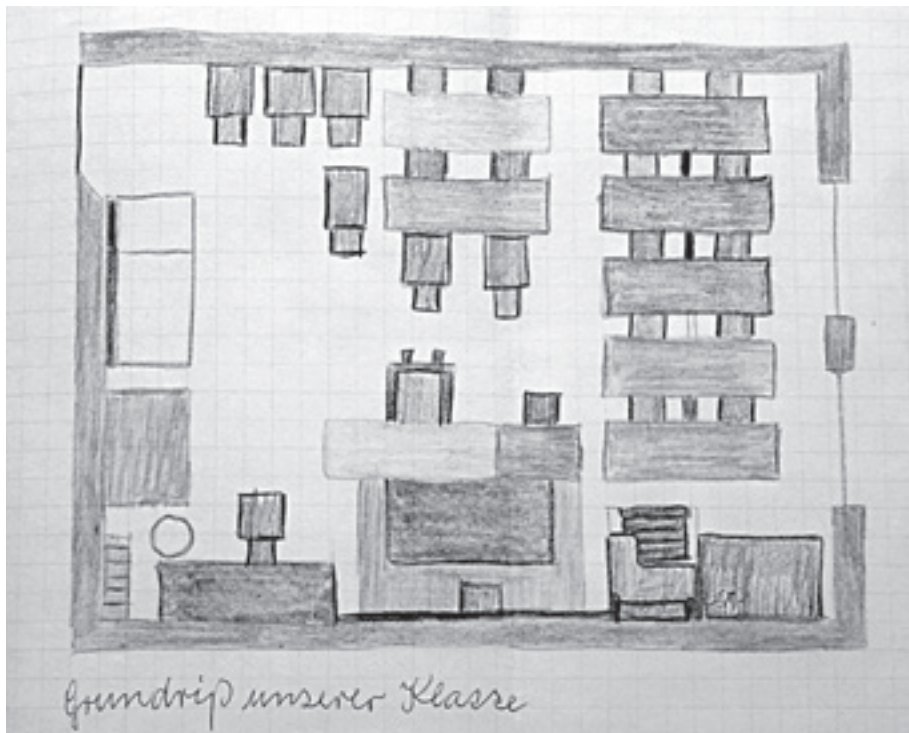
Klassenräumen. Während des Unterrichts bei Steiniger und Severin³⁰⁴ war es den Kindern auch untersagt, zur Toilette zu gehen. Annegret K., die inkontinent war, meldete sich häufiger und bat, austreten zu dürfen. Dies wurde ihr verwehrt, und sie nässte sich während des Unterrichts ein.³⁰⁵ Inge C. versuchte einmal, eigenmächtig zur Toilette zu gehen, weil sie den Stuhl nicht halten konnte, sie wurde aber von Severin an den Haaren in die Klasse zurückgezerrt.³⁰⁶ Günter K. erzählt, dass auch er nur in den Pausen zur Toilette gehen durfte, was zur Folge hatte, dass er sich ein paar Mal in die Hosen machte.³⁰⁷ Auch Volker D. konnte wegen seiner Lähmung

304 Die Interviewten geben übereinstimmend an, dass man sich bei Erna Schumann nur abmelden musste, wenn man zur Toilette gehen wollte.

305 Interview Annegret K., 6.8.2007.

306 Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

307 Interview Günter K., 11.9.2009.



Die colorierte Zeichnung zeigt den Grundriss des Unterrichtsraumes der Kinder im 2. und 3. Schuljahr. Jungen und Mädchen wurden gemeinsam unterrichtet, saßen aber getrennt. Aus der Heimatkundemappe von Klaus-Dieter K. Photo: Photostudio Petran, Bielefeld.

weder Urin noch Stuhl richtig halten.³⁰⁸ Da er nicht zur Toilette durfte, machte er sich häufiger während des Unterrichts in die Hose. Fräulein Severin schlug ihn dann mit ihrem Schlüsselbund, was dazu führte, dass er sich vor lauter Angst am nächsten Tag wieder einnässte. Da einige Jungen den in der Pause gestatteten Toilettengang nicht alleine bewältigen konnten, war ihnen häufiger Wolfgang M. behilflich. Er hob seine Kameraden auf die Toilette und auch wieder herunter, das sei „schwere Arbeit“ gewesen.³⁰⁹ Marianne B. musste in den Pausen zwei Mitschülerinnen auf die Toilette heben: „Für mich war das Schwerstarbeit, weil beide viel größer und schwerer als ich waren. Ich musste sie auch versorgen, als sie ihre Regel bekamen. Damit war ich total

308 Interview Volker D., 30.7.2009.

309 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

überfordert.³¹⁰ Nach Darstellung von Norbert S. gab es feste Zeiten („Töpferzeiten“), zu denen die Kinder des Johanna-Helene-Heims in alphabetischer Reihenfolge zur Toilette gebracht („abgetöpft“) wurden.³¹¹

2.4.3. Mittagessen

Das Mittagessen erfolgte um 12 Uhr nach einem kurzen Tischgebet („Komm Herr Jesu sei unser Gast ...“).³¹² Wie bereits das Frühstück, wurde auch diese Mahlzeit in Blechgeschirren verabreicht. Ohne nach dem Appetit des jeweiligen Kindes zu fragen, füllten die Schwestern nach eigenem Gutdünken die Teller. Der Vorschlag des Diakonenschülers Adolf Harms, eine Schüssel auf den Tisch zu stellen, damit jedes Kind sich so viel nehmen konnte, wie es mochte (und ganz nebenbei auch noch lernte, mit einem Schöpflöffel oder einer Fleischgabel umzugehen), wurde von Schwester Jenny abschlägig beschieden: „Nein, Brüderchen, ich weiß den Appetit der Leute [sic].“³¹³

Das Essen im Johanna-Helene-Heim sei, so Annegret K., „grauenvoll“ gewesen, besonders die „Bechamelkartoffeln“ und die „Graupensuppe“ sind ihr in unangenehmer Erinnerung geblieben. Oft gab es auch Reissuppe.³¹⁴ Marianne B. erinnert sich, dass es montags eine Nudelsuppe gegeben habe, die zu Brei zerkocht war: Das

310 Mitteilung Marianne B., 8.11.2009. Auf der Jungentoilette gab es eine „Doppelkabine“. Im Vorraum zu den Mädchentoiletten saßen sich jene Mädchen auf Rollstühlen gegenüber, die nicht auf normalen Toiletten sitzen konnten. Während sie ihre Notdurft verrichteten, gingen die anderen Mädchen und die Mitarbeiterinnen an ihnen vorbei. Eine Intimsphäre war in nur sehr eingeschränktem Maße gegeben.

311 Interview Norbert S., 22.4.2009. Andere Interviewpartner können sich an die alphabetische Reihenfolge hingegen nicht erinnern. – Die Reglementierung des Toilettengangs gehört zum Standardrepertoire totaler Institutionen. Vgl. Goffman, *Asyle*, S. 47.

312 Interview Annegret K., 6.8.2007; Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

313 Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Für das nachfolgende Zitat ebd. Auch Christel Flügge berichtet, es sei unmöglich gewesen, mit den Schwestern darüber zu reden, warum die Kinder unbedingt essen mussten. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. – Günter K. behalf sich mit einem Trick, der eine Zeitlang funktionierte: Mochte er die gereichten Mahlzeiten, gab er vor, diese nicht zu mögen. Die Schwestern luden ihm dann seinen Teller erst richtig voll. Im umgekehrten Fall, also wenn er das Essen nicht mochte, lobte er die Speisen und die Schwestern gaben ihm weniger auf den Teller als den anderen. Interview Günter K., 11.9.2009. Der Bericht von Helmut G. bestätigt diese Darstellung. Er mochte keine Linsensuppe. Als eine freundliche Helferin ihm absichtlich nur wenig davon auf den Teller gab, kam Schwester Martha dazu und füllte ihm nach. Helmut spuckte die Suppe in seine Schürze und brachte es dann zur Toilette. Schriftlicher Bericht Helmut G., 15.7.2007.

314 Interview Annegret K., 6.8.2007. Frau K. erinnert sich noch an die „Quäkerspeisen“ nach dem Krieg.

sei mehr eine „Nudelpampe mit dicker Fettschicht“ gewesen.³¹⁵ Ingrid S. bezeichnet die seinerzeit gereichte Nudelsuppe ebenfalls als „Nudelpampe“, zudem habe „fettiges Fleisch mit Borsten“ obenauf gelegen. Wenn eine Raupe in der Suppe schwamm, wurde sie entfernt, und es musste weiter gegessen werden.³¹⁶ Volker D. erinnert sich an „Himmel und Erde“, Kartoffelbrei mit Bohnenfäden und Milchsuppe mit Nudeln.³¹⁷ Wenn es Erbsensuppe gab, waren die Erbsen oft noch nicht richtig gar, erzählt Marianne B. Auch schwammen Speckstücke mit Borsten in den jeweiligen Suppen. Sie, so Marianne B., ekelte sich „von Mal zu Mal mehr“, oft saß sie würgend vor dem Essen.

Sie erinnert sich auch, dass die Mahlzeiten von ein und demselben Teller gegessen wurden. So gab es zum Beispiel Heringsstipp mit Pellkartoffeln. Da Marianne nicht schnell genug den Teller leer gegessen hatte, füllten die Schwestern den Nachttisch – Milchreis mit Himbeersaft – kurzerhand auf denselben Teller. Auch Bernd B. kann sich daran erinnern, dass die Schwestern Suppe, Hauptgericht³¹⁸ – etwa Rotkohl oder Weißkohl, Kartoffeln und Fleisch – und sogar den Pudding auf einen Blechteller luden.³¹⁹ Er selbst konnte diese Mahlzeiten essen. Günter K. berichtet von einem Schokoladenpudding, der auf seinem Teller Graupensuppe – die er nicht mochte und deshalb nur langsam aß – landete.³²⁰ Christel Flügge bestätigt, dass das Mittagessen „furchtbar“ war, Suppe und Hauptgericht mischten sich auf dem Teller und mussten zusammen gegessen werden.³²¹ Klaus D. konnte noch im Erwachsenenalter den Speiseplan des Johanna-Helene-Heims auswendig: Freitags gab es Fisch, samstags Eintopf, sonntags Rotkohl mit Fleisch, montags Graupensuppe

315 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

316 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

317 Interview Volker D., 30.7.2009.

318 Marianne B. gibt an, dass die Suppe *nach* dem Hauptgericht ausgeteilt wurde, damit die Kinder beim Hauptgang nicht schon satt waren. Mitteilung, 1.11.2009.

319 Interview Bernd B., 6.8.2007. Ähnlich: Interview Norbert S., 22.4.2009.

320 Interview Günter K., 11.9.2009.

321 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Herbe Kritik am Essen im Johanna-Helene-Heim kam wohl auch gelegentlich von Elternseite. Am 17.9.1962 schrieb Schwester Elfriede einen Brief an die Mutter des Schülers Karl B.: „Es tut mir leid, dass ich am gestrigen Sonntag nicht anwesend war. Wegen des Zwischenfalls mit Ihnen und unserer Köchin wäre es sicherlich angebracht gewesen, mir zu einem späteren Zeitpunkt persönlich Ihr Anliegen vorzutragen. Da ich mit Ihnen noch einmal sprechen möchte, bitte ich Sie bald einmal zu mir zu kommen, so dass die Angelegenheit klar gestellt wird. Sie dürfen mir glauben, dass ich volles Verständnis dafür habe, dass Sie sich um Ihren Sohn kümmern. Besser wäre es natürlich gewesen, wenn die Unterhaltung mit unserer Köchin in geeigneter Form geschehen wäre.“ Angehängt an dieses Schreiben findet sich eine handschriftliche Notiz: „Br. Harms: Das ist ein Schweinefraß, das kann mein Sohn nicht essen, das ist ja nur Haut [unleserlich] Wenn Frau [unleserlich] die Hausmutter hier wäre, würde ich ihr den Teller ins Gesicht schleudern.“ Archiv ESV, Ordner „Entlassene, Pflégfälle, Verstorbene, Nachlässe“.

pe.³²² „Monoton“ sei das Essen gewesen. Wie fast alle unserer Interviewpartnerinnen und -partner ekelte er sich vor bestimmten Speisen. Wolfgang M. beobachtete bei einer Gelegenheit zufällig, wie Fräulein Schröder ihr eigenes Essen in den „Schweineimer“ in der Jungentoilette schüttete. Dieser Eimer war häufig voll bis obenhin und stank fürchterlich. Er wurde regelmäßig als Futter für die Schweine zum Gut Grünewald gebracht.³²³

Die Kinder aßen ausschließlich mit dem Löffel, was zur Folge hatte, dass sie erst spät lernten, mit Messer und Gabel zu essen. Das Nichtbeherrschen dieser basalen Kulturtechnik habe sie, so Marianne B., zutiefst beschämt.³²⁴ Jahrelang habe sie daher bei Einladungen nur Suppe gegessen und auf Speisen, die üblicherweise mit Messer und Gabel verzehrt wurden, verzichtet. Anderen Kindern erging es ähnlich. Die Lehrerin Inge Petri erinnert sich daran, dass sie einmal mit ein paar Jungen aus dem Johanna-Helene-Heim eine Automatenraststätte in Remscheid aufgesucht hatte, um dort zu essen. Friedhelm J. habe sich ein Tablett mit zwei Scheiben Brot ausgesucht und saß davor, ohne zu essen: „Ich habe noch nie ein Butterbrot gestrichen“,³²⁵ räumte er ein.

Während der Mahlzeiten durften die Kinder nicht zur Toilette gehen, auch war es verboten, bei Tisch zu sprechen – nur „bitte“ und „danke“ waren erlaubt.³²⁶ Nach dem Mittagessen, so berichtet Annegret K. für die Zeit von 1947 bis 1955, mussten die Kinder abwechselnd in der großen Spülküche Geschirr abwaschen. Wolfgang M. bestätigt den „Tischdienst“ auch für die spätere Zeit. Beim Abwasch in der Spülecke des Jungenspeisesaals hatten die Jungen das Geschirr abzutrocknen. Weiter gehörte

Patienten der Volmarsteiner Anstalten hatten sich bereits in den 1950er Jahren über die mangelhafte Verpflegung beschwert: „Anlass der heutigen Sitzung war ein vertraulicher an den Verwaltungsdirektor Herrn Alfred Rügemer gerichteter Brief von Landesverwaltungsrat Dr. *Grotkenherdt*, in dem dieser darauf hinweist, dass verschiedene Klagen von Volmarsteiner Patienten über ungenügende Verpflegung beim Landesfürsorgeverband Münster eingelaufen sind.“ Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag vom 11.1.1956, Bl. 24.

322 Interview Klaus D., 29.2.2008.

323 Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

324 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Erving Goffman erwähnt, dass es in totalen Institutionen nicht selten vorkommt, dass die Insassen gezwungen werden, alle Gerichte mit dem Löffel zu essen. Er kommentiert dies folgendermaßen: In der bürgerlichen Gesellschaft „vermitteln bestimmte Bewegungen, Haltungen und Stellungen ein niedriges Eigenbild und werden als demütigend vermieden.“ Das Essen fester Speisen mit dem Löffel ist Kleinkindern vorbehalten. Zwingt man ältere Kinder, Jugendliche oder Erwachsene dazu, degradiert man sie zu Kleinkindern: „Alle Vorschriften, Anordnungen und Aufgaben, die den einzelnen zwingen, diese Bewegungen auszuführen und diese Haltungen einzunehmen, können sein Selbst verletzen.“ Goffman, *Asyle*, S. 31.

325 Interview Inge Petri, 1.9.2007.

326 Interview Annegret K., 6.8.2007.

zum „Tischdienst“ das Fegen des Fußbodens, das Säubern der Tische, manchmal das Hereinholen der Speisen aus dem Essensaufzug, schließlich das Schieben der „Rollstuhlkinder“ in den Speisesaal und zurück.³²⁷ Nach dem Mittagessen war „die Zeit des Toilettengangs“. Im Flur vor den Toiletten bildeten sich Schlangen von Kindern. Klaus D. empfand es oft als sehr „unästhetisch“, derart „abgefertigt zu werden“.³²⁸

Die Kinder der so genannten „Kindersiechenstation“ aßen nicht gemeinsam mit den anderen im Speisesaal, sondern in ihrem Unterrichts-, Speise- und Aufenthaltsraum im oberen Stockwerk. Das von Schwester Ida zubereitete Essen wurde mit dem Essensaufzug in das Obergeschoss befördert und von einer der Helferinnen auf die Station gebracht.³²⁹

2.4.4. Am Nachmittag

Nach dem Mittagessen zogen sich zumindest Schwester Elise und Schwester Martha regelmäßig für eineinhalb bis zwei Stunden in ihre Zimmer zurück, wie sich die damaligen Diakonenschüler Adolf Harms³³⁰ und Jochen Twer³³¹ erinnern. In dieser Zeit blieben die Kinder entweder in der Obhut Schwester Jennys bzw. der gerade Dienst tuenden Diakonenschüler oder diakonischen Helferin. Ab der zweiten Klasse fand montags, dienstags und donnerstags nachmittags bis 15 Uhr Unterricht statt.³³² Öfter kam es vor, dass Kinder danach noch im Klassenraum „nachsitzen“ mussten – das konnte bis zum Abendessen dauern. Annegret K. erinnert sich, dass sie oft bis um 16.30 Uhr in der Klasse sitzen und Sätze wie „Ich darf nicht reden“ schreiben musste.³³³ Auch die Proben des kleinen Schulorchesters fielen in diese Zeit.³³⁴ Wenn

327 Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009. Später war das Helfen beim Abwasch aber wohl nicht mehr üblich. Adolf Harms machte den Vorschlag, dass zwei oder drei Kinder nach dem Mittagessen abtrocknen sollten. Das wurde von den Diakonissen mit den Worten: „Nein, Brüderchen, die [behinderten Kinder] fassen sich überall hin ...“ zurückgewiesen. Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

328 Mitteilung Klaus D., 21.12.2009.

329 Interview Bernd B., 6.8.2007. Marianne B. und Helmut J. berichten, dass es für die Diakonissen bessere Kost gegeben habe. Als Schwester Elise einmal mit ihrem Teller aus dem Schwesternspeisezimmer herübergekommen sei, habe sie – Marianne – zum ersten Mal in ihrem Leben gebratenes Hähnchenfleisch gesehen. Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

330 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

331 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 3.

332 Mitteilung Klaus D., 21.12.2009. Horst M., der Rückstände im Fach Religion aufwies, musste am Nachmittag Kirchenlieder oder Katechismusverse auswendig lernen, während die anderen Kinder draußen spielten. Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

333 Interview Annegret K., 6.8.2007.

334 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.



*Musikalische Schülerinnen und Schüler bildeten das Orchester des Johanna-Helene-Heims. Hier sind in der hinteren Reihe N. N., Manfred B., Gertrud E., Wolfgang M., Helga D. und Dieter S. zu sehen. Vor ihnen sitzen Dagmar T., Doris S., Helga D., Gabriele H., Volker D. und Ingrid M. Die beiden Mädchen neben Volker D. spielen preiswerte gambenähnliche Streichinstrumente, wie sie in den 1950er und 1960er Jahren in der Hausmusik weit verbreitet waren (wir danken Thomas Winkler für diesen Hinweis).
Bestand: FAG JHH 2006.*

keine schulischen Veranstaltungen stattfanden, hatten die Kinder „freie Zeit“ – mit der sie allerdings kaum etwas anfangen konnten.

Bei schlechtem Wetter verbrachten die Kinder diese Zeit unter Aufsicht in den Speiseräumen.

Auf der Jungenseite, so erinnert sich Wolfgang M., kam es darauf an, ob Schwester Jenny oder Fräulein Schröder Dienst hatte. Führte Schwester Jenny die Aufsicht, mussten sich die Jungen still beschäftigen – mit Gesellschaftsspielen wie Mühle, Dame, „Mensch ärgere Dich nicht“, später auch Schach, oder mit Fadenspielen.³³⁵ Hatte Fräulein Schröder Mittagsdienst, war es lauter – zumindest die älteren Jungen machten dann, was sie wollten.³³⁶

In der freien Zeit, so erinnert sich Barbara S., musste man zusehen, wie man sich beschäftigte. Man habe in der Bibel lesen können, die man „mit der Zeit auswendig

335 Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

336 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.



Drei Jungen (in der Mitte Harald O., verst.) des Johanna-Helene-Heims blicken auf ihren Spielplatz, zwischen ihnen ist als außergewöhnliches Spielzeug eine kleine Seilbahn zu sehen. Bestand: FAG JHH 2006.

konnte“. Gerne sei sie zusammen mit einer Freundin immer um den großen Tisch im Speisesaal gelaufen oder unter dem Tisch her gekrochen – freilich nicht zu laut, weil sonst die Diakonissen mit dem Rohrstock drohten und die Kinder in die Ecke stellten.³³⁷

Besonders öde war die freie Zeit am Mittag auf der „Kindersiechenstation“. Jochen P. erinnert sich, dass die Kinder auf dieser Station in der freien Zeit still und stumm auf ihren Stühlen sitzen mussten. Unruhige Kinder wurden mit einem Gurtgeschirr, das nach dem „Sabber“ anderer Kinder gestunken habe, an ihren Stühlen festgebunden. Nachdem sie zwei Stunden schweigend da gesessen hatten, konnten die Kinder nach der Mittagsruhe nicht losstoben, sie blieben den ganzen Nachmittag über still und in sich gekehrt.³³⁸

337 Interview Barbara S., 7.8.2007.

338 Interview Jochen P., 10.9.2009. Auch Norbert S. gibt an, auf diese Weise fixiert worden zu sein. Interview Norbert S., 22.4.2009.

Als etwas Außeralltägliches erlebten es die Kinder, wenn ein Diakonenschüler Mittagsdienst hatte. Dass manche der jungen Brüder mit den Kindern spielten und dabei, wenn auch nur in ganz bescheidenen Ansätzen, neue Formen der Freizeitgestaltung ausprobierten, hat bei manchen unserer Gesprächspartner bleibende Erinnerungen hinterlassen. So erinnert sich Bernd B. lebhaft daran, dass einer der Diakonenschüler beim Mittagsdienst mit den Jungen zusammen einen Turm baute, dann aus seinem Zimmer einen Photoapparat holte und das gemeinsame Werk photographierte³³⁹ – eine scheinbar alltägliche Situation, für die Kinder des Johanna-Helene-Heims jedoch ein seltener Glücksmoment, geprägt von der freundlichen Zuwendung des Erziehers, spielerischem Lernen und dem Gefühl, aus eigenem Antrieb und mit eigener Kraft etwas geleistet zu haben, was die Anerkennung eines Erwachsenen fand. Diese „gelöstere knabenhafte Atmosphäre“ wich aber beim Auftauchen der Schwester Jenny, die gegen 15 Uhr aus ihrer Pause kam, der „gewohnten ängstlichen Verstocktheit“, so Jochen Twer in seinem Praktikumsbericht von 1965.³⁴⁰

Bei schönem Wetter durften die Kinder auf den Hof. Auf dem Gang zur Toilette gab es eine Reihe von Haken mit gependeten Kleidungsstücken – daraus suchten sich die Kinder etwas aus, wenn es draußen kalt war. Wenn Schwester Jenny die Hofaufsicht innehatte, so Wolfgang M., saßen die Kinder – Jungen und Mädchen streng getrennt – viele Stunden lang still auf den im Hof aufgestellten Bänken und versuchten, die Zeit totzuschlagen, starrten auf ihre Füße, warfen Steinchen auf den Boden, zerbröselten Rispfen von den Bäumen.³⁴¹ War Fräulein Schröder mit draußen, konnten es sich die Kinder dagegen erlauben, herumlaufen und zu toben.³⁴² Der Versuch des Diakonenschülers Eberhard Flügge, Jungen und Mädchen zusammen spielen zu lassen, blieb eine einmalige Episode. Nie wieder wurde er für den Mittagsdienst eingeteilt.³⁴³

Die Kinder der „Siechenstation“ wurden bei schönem Wetter auf den „oberen Platz“ gebracht, wo sie ebenfalls meist untätig herumsaßen und den anderen zu-

339 Interview Bernd B., 6.8.2007.

340 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 3. Die diakonische Helferin Christel Reuter las den Kindern wohl auch vor. Sie selbst hat daran keine Erinnerung, aber manche ehemaligen Schülerinnen können sich sehr lebhaft erinnern. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

341 Bei den Bäumen auf dem „unteren Platz“ handelte es sich durchweg, auf dem „oberen Platz“ teilweise um Robinien (Schein- oder Falsche Akazien), deren Samen und Borke Giftstoffe enthalten, die besonders Kindern gefährlich werden können. Typische Symptome sind Bauchschmerzen, Übelkeit und Erbrechen. Robinien sind daher für Spielplätze ungeeignet.

342 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

343 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

schaufen.³⁴⁴ Eigentlich, Wolfgang M., hätten sie damals sehr viel Zeit „totgeschlagen“. Man habe die Nachmittage „verplempert“,³⁴⁵ so Barbara S. in ihrer Rückschau.

2.4.5. Am Abend

Das Abendessen bestand – so erinnert sich Annegret K. – aus Brot, Käse und Wurst. Am Montagabend habe es abwechselnd „Bechamelkartoffeln“ und Bratkartoffeln gegeben. Manchmal wurden auch „Steckrüben durcheinander“ serviert.³⁴⁶ Barbara S. ekelte sich vor allem vor der Fleischwurst. Sie versteckte sie an ihrem Körper und warf sie später in die Toilette.³⁴⁷ Ingrid S. gibt an, dass in einem Harzer Roller, den es zum Abendessen gab, einmal eine Made steckte.³⁴⁸ Sie weigerte sich erfolgreich, diesen Käse zu essen. Auch die anderen Kinder durften den Käse liegen lassen. Ihr ist auch im Gedächtnis geblieben, dass sie abends zwei Scheiben Brot essen musste, was sie, weil sie übergewichtig war und deswegen von den Schwestern gehänselt wurde, nicht verstand: „Warum muss ich die zwei Schnitten essen? Immer meckert ihr, dass ich zu dick bin.“ Für ausgewählte Kinder gab es abends schon einmal einen Leckerbissen. Klaus-Dieter K. erinnert sich, dass manchmal ein paar Spiegeleier gebraten wurden – viel zu wenige, um alle Kinder kosten zu lassen. Er selbst, der zu den privilegierten Kindern gehörte, habe immer eines bekommen.³⁴⁹

Annegret K. gibt an, dass das Abendessen um 17 Uhr ausgegeben wurde, die jüngeren Kinder mussten dann um 18 Uhr oder 18.30 Uhr ins Bett, die Älteren durften das Licht bis 20 Uhr anlassen.³⁵⁰ Barbara S. meint, sie habe gegen 16 oder 17 Uhr ins Bett gemusst.³⁵¹ Die Zeiten galten auch im Sommer, wenn es draußen noch hell war. Es habe dementsprechend in den Schlafsälen oft „Terz“ gegeben. Wenn es lauter wurde, kamen die Schwestern; man konnte sich aber leise unterhalten. Auch am Abend und in der Nacht sei es nicht erlaubt gewesen, die Toilette zu benutzen. Im Schlafraum stand ein Nachttopf, in den man seine Notdurft zu verrichten hatte – die Kinder, stellt Annegret K. fest, hätten „keine Geheimnisse“³⁵² voreinander gehabt.

Nach Bernd B. gab es auf der „Schulstation“ um 16.30 Uhr Abendessen, eine Stunde später, um 17.30 Uhr, ging es in die Schlafräume. Auf der „Kindersiechen-

344 Interview Bernd B., 6.8.2007.

345 Interview Barbara S., 7.8.2007.

346 Interview Annegret K., 6.8.2007.

347 Interview Barbara S., 7.8.2007.

348 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Für das Nachfolgende ebd.

349 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

350 Interview Annegret K., 6.8.2007.

351 Interview Barbara S., 7.8.2007.

352 Interview Annegret K., 6.8.2007.

station“ wurden die Kinder hingegen bereits um 15 Uhr zu Bett gebracht. Bernd wurde allerdings, nachdem seine Eltern mit Schwester Anna gesprochen hatten, davon ausgenommen, er musste fortab erst um 17.30 Uhr ins Bett.³⁵³ Im „kleinen Zimmer“ der „Jungenstation“, wo die selbstständigeren Jungen untergebracht waren, galt ab 20 Uhr Bettruhe, die „Einpacker“ wurden dagegen schon nachmittags, spätestens um 15 Uhr, zu Bett gebracht – das Abendessen wurde ihnen dann fertig zubereitet ins Schlafzimmer gebracht. Dieses Schicksal ereilte auch Klaus D. jeden Tag. Winters wie sommers musste er an den Nachmittagen bereits um 15 Uhr ins Bett, wo er dann solange alleine lag, bis die anderen Jungen auch zu Bett gingen.³⁵⁴

Die weniger in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkten Kinder halfen ihren Kameraden und Kameradinnen am Abend beim Toilettengang und beim Auskleiden. Nachthemden wurden angezogen, sodann das Abendgebet gesprochen. Auch diese am Ende des Tages stehende Prozedur musste – wie am Morgen – rasch vonstatten gehen.³⁵⁵ Man habe dann noch ein bisschen miteinander reden können.³⁵⁶ Wenn es lauter geworden sei oder man lachte, seien die Schwestern schon noch einmal in das Zimmer gekommen, um sie zu ermahnen. Im Gespräch mit uns berichtete Schwester Jenny, dass die Jungen sie abends im Bett baten: „Erzählen Sie uns eine Geschichte?“, auch habe sie den Knaben, die „Spaß und Dummheiten in den Betten“³⁵⁷ machten, vor dem Einschlafen oft vorgelesen.

2.5. Strafen und Gewalt

Ehemalige Schülerinnen und Schüler, aber auch die damals erwachsenen Diakonenschüler und die diakonische Helferin berichteten in den Interviews, dass der Alltag im Johanna-Helenen-Heim von verschiedenen Formen physischer und psychischer Gewalt geprägt war. In totalen Institutionen hat das reibungslose Funktionieren des Betriebes die höchste Priorität. Der einzelne Mensch mit seinem Eigenwillen und Eigensinn gilt als Störfaktor. Ihn seiner individuellen Identität zu entkleiden, alles Widerständige an ihm zu beugen und brechen, ihn in den Betrieb einzupassen, liegt in der Binnenlogik der totalen Institution. Dies kann durch brachiale physische Gewalt, ihre Androhung und die Angst vor Schmerz und körperlicher Verletzung

353 Interview Bernd B., 6.8.2007.

354 Interview Klaus D., 29.2.2008; Mitteilung Klaus D., 21.12.2009.

355 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

356 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

357 Interview Schwester Jenny, 20.2.2008. Wolfgang M. meint, das könnte im „Mittelzimmer“, wo einige der „Lieblinge“ Schwester Jennys schliefen, durchaus so gewesen sein. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

geschehen – „die Verkörperung des Selbst wird entwürdigt“.³⁵⁸ Wirkungsvoller sind letztlich die subtileren Strategien psychischer Gewalt, welche die Persönlichkeit eines Menschen nachhaltig aufzulösen oder – bei Kindern – gar nicht erst zur Entfaltung kommen zu lassen vermag, während physische Gewalt die Persönlichkeit dessen, dem sie widerfährt, häufig nur beugt, nicht bricht, Gehorsam äußerlich erzwingt, ohne dass dieser verinnerlicht wird. Alle Formen physischer und psychischer Gewalt³⁵⁹ überschreiten bewusst und gezielt die durch Recht und Sitte gezogenen Grenzen zwischen Menschen, unterwerfen denjenigen, dem Gewalt angetan wird, gegen seinen Willen der Macht desjenigen, der Gewalt ausübt, entreißen dem Gewaltopfer die Verfügungsgewalt über sich selbst, verletzen seine körperliche und/oder seelische Integrität, berauben ihn seiner Würde.³⁶⁰

2.5.1. Von wem ging Gewalt aus?

Die Vorwürfe im Hinblick auf die Anwendung physischer und psychischer Gewalt konzentrieren sich im Wesentlichen auf die drei Königsberger Diakonissen Jenny Zoller, Elise Dickschat und Martha Statz sowie die beiden Lehrerinnen Gertraude Steiniger und – in geringerem Maße – Erika Severin. Schwester Jenny prügelte nicht nur selbst, sondern ordnete auch Körperstrafen an, die von anderen – so etwa von ihrer Helferin Else Schröder – ausgeführt werden mussten. Selbst die Putzfrau, so berichtet Klaus D., sei in dieses System einbezogen worden.³⁶¹ Schwester Anna Pawlowski und ihre Helferinnen auf der „Kleinkinderstation“ waren, wie Jochen P. berichtet, mit Ohrfeigen rasch zur Hand. Doch seien Schwester Anna und „Tante Hannchen“ „nicht böse“³⁶² gewesen. Dr. Alfred Katthagen wird vorgeworfen, die Kinder überaus streng, teilweise entwürdigend behandelt, in manchen Fällen sogar geschlagen zu haben. So gibt Klaus D. an, er sei während der Visite von Dr. Kattha-

358 Goffman, *Asyle*, S. 33.

359 Gewalt ist hier gemeint im Sinne von „verletzender Gewalt“ im Gegensatz zu Gewalt als „ordnender Macht“ (wie sie etwa in Begriffen wie „Staatsgewalt“, „Gewaltenteilung“ oder auch „Verwaltung“ aufscheint). Die deutsche Sprache unterscheidet nicht zwischen diesen beiden Bedeutungsebenen. In anderen Sprachen, etwa im Lateinischen (*violentia/potestas*), im Englischen (*violence/power*) oder Französischen (*violence/pouvoir*), sind sie sorgsam geschieden.

360 Zu einer Soziologie der Gewalt vgl. z.B. Heinrich Popitz, *Gewalt*, in: ders., *Phänomene der Macht*, Tübingen 1992², S. 43-78; Trutz v. Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, Opladen 1997; Wolfgang Sofsky, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt/Main 2005; Wilhelm Heitmeyer/Monika Schröttle (Hg.), *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention*, Bonn 2006.

361 Interview Klaus D., 29.2.2008.

362 Interview Jochen P., 10.9.2009.

gen regelmäßig durch Schläge und Ohrenkneifen misshandelt worden, nicht nur, während er selbst untersucht wurde, sondern auch im weiteren Verlauf der Visite.³⁶³

Die im Johanna-Helenen-Heim eingesetzten Diakonenschüler und die diakonische Helferin Christel werden dagegen von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen übereinstimmend als freundlich beschrieben – lediglich Helmut J. gibt an, dass manche jungen Brüder sich mit Schwester Jenny „verbündet“³⁶⁴ und die Kinder eingeschüchtert und geschlagen hätten.

Aus den Interviews entsteht der Eindruck, dass sich mit Blick auf die Königsberger Diakonissen das Problem der Gewalt im Laufe der Zeit verschärfte – als wenn die Schwestern mit zunehmendem Alter von der Situation mehr und mehr überfordert waren und ihre Zuflucht zu Strenge und körperlicher Züchtigung nahmen.³⁶⁵ Gerade bei Schwester Jenny bekommt man den Eindruck, dass sie erst im Laufe der Jahre gewalttätiger wurde.³⁶⁶ Auch wird berichtet, dass sie nicht durchgängig Gewalt anwandte. Wolfgang M. etwa hat des Öfteren beobachtet, dass Schwester Jenny Kinder „brutal malträtierte“. Seiner Schilderung nach unterlag das Verhalten Schwester Jennys aber starken Schwankungen. Nur wenn sie „ihre Phasen“ gehabt habe, sei sie „bestialisch“ gewesen. Ihre Wut habe jedoch nicht alle Kinder in gleichem Maße getroffen. Vielmehr habe sie „Lieblinge“ gehabt, die sie nie geschlagen, sondern im Gegenteil recht zart behandelt habe – da sei „etwas Menschliches“³⁶⁷ in ihrem Wesen sichtbar geworden.

363 Interview Klaus D., 29.2.2008. Klaus D. berichtet, dass er Dr. Dietrich Muthmann „nie aggressiv erlebt“ habe (Mitteilung 22.11.2009). Dr. Muthmann selbst äußerte im Gespräch mit uns, er könne sich nicht vorstellen, dass seine Kollegen während der Visite geschlagen hätten. Mögliche Einzelfälle solle man nicht generalisieren. Seiner Erinnerung nach war das Schlagen generell untersagt. In den Lehrwerkstätten hätte ein entsprechendes Verbotsschild an der Wand gehangen, der Leiter der Lehrwerkstätten, Dr. Herbert Pürschel, habe sich die Belehrung über das Verbot körperlicher Züchtigung von den Mitarbeitern unterschreiben lassen. Interview Dr. Dietrich Muthmann, 4.12.2008.

364 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Herr J. räumt aber ein, dass nur sehr wenige Diakonenschüler den Kindern etwas angetan hätten.

365 So meint Annegret K., es sei im Laufe der Zeit „immer krasser“ geworden. Auch sie mutmaßt, die „alten Jungfer!“ seien überfordert gewesen. Interview Annegret K., 6.8.2007. Bernd B., der 1958/59 auf der Jungenseite der „Schulstation“ untergebracht war, meint, dass die „furchtbare, strenge Zeit“ erst später einsetzte. Interview Bernd B., 6.8.2007.

366 Vgl. Kap. 5.6.5.

367 Rückblickend ist Herr M. der Ansicht, Schwester Jenny habe wohl vieles verdrängt, was in solchen Situationen, in denen ihr die Nerven durchgingen, aus ihr herausgebrochen sei. Er meint sich an Andeutungen erinnern zu können, dass sie auf der Flucht ganz schlimme Dinge mitgemacht habe, erinnert sich aber nicht, aus welcher Quelle die Gerüchte stammten. Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Zur Geschichte der Königsberger Diakonissen vgl. unten Kap. 5.1.

2.5.2. Wer war bevorzugtes Opfer von Gewalt?

Hervorzuheben ist, dass nicht alle Kinder gleichermaßen von physischer und psychischer Gewalt betroffen waren. Es gab eine Abstufung nach dem Alter,³⁶⁸ dem sozialen Hintergrund und der Enge der Bindung an das Elternhaus. Ältere Kinder, Kinder aus wohlhabenden Familien, Kinder, deren Eltern und Geschwister sich um sie kümmerten oder die Verwandte in der Nähe Volmarsteins hatten, Kinder, deren Behinderung es ihnen erlaubte, gut zu gehen, und die kräftig genug waren, Pflegeaufgaben zu übernehmen, ruhige Kinder, die in ihrem Verhalten grundsätzlich angepasst und deren schulische Leistungen zumindest durchschnittlich waren, genossen einen gewissen Schutz vor Übergriffen. Jüngere Kinder, Kinder aus einfachen Verhältnissen, Kinder, die keine Angehörigen hatten oder deren Angehörige sich nicht um sie kümmerten, widersetzliche, trotzig Kinder, die „bockig“ waren, sich „stur stellten“ und beharrlich schwiegen,³⁶⁹ lebhafte Kinder, die ihren Bewegungsdrang nicht zügeln konnten, herumtobten und lärmten,³⁷⁰ sich schmutzig machten, einnässten oder die aufgrund ihrer Hospitalisierung stereotype Verhaltensweisen zeigten, schließlich auch Kinder mit schlechten schulischen Leistungen zogen dagegen den Zorn der Schwestern und Lehrerinnen auf sich. Ganz am unteren Ende der hausinternen Hierarchie standen die „Sozialwaisen“, d. h. Kinder, deren leibliche Eltern zwar noch lebten, aber aufgrund besonderer sozialer Umstände die Erziehung ihrer Kinder nicht wahrnehmen konnten.³⁷¹ Von den Interviewten fallen Marianne B. und Klaus D. in diese Kategorie – und tatsächlich war die Situation dieser beiden Kinder in mancher Hinsicht noch prekärer als die der anderen. So musste Marianne B. ein schwarzes Strafkleid tragen, wenn sie sich nicht wie verlangt benommen hatte. Sie hatte demütigende Prozeduren über sich zu ergehen lassen, die von keinem anderen Kind berichtet werden. Auch war sie ein bevorzugtes Prügelopfer, die Schwestern schlugen nicht nur selber zu, sondern animierten auch andere Kinder, Marianne zu schlagen und schlecht zu behandeln. Regelmäßig wurde Marianne zu schweren und schmutzigen Arbeiten herangezogen.

368 Volker D. hebt hervor, dass auch das Alter eine Rolle spielte. Nach seinen Beobachtungen waren die 10- bis 12-jährigen Jungen besonders betroffen. Interview Volker D., 30.7.2009. Auch Klaus-Dieter K. betont, dass die älteren Kinder in der Hierarchie oben standen. Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

369 Interview Annegret K., 6.8.2007.

370 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

371 Siehe zu den „Sozialwaisen“: Andreas Mehringer, Sozialwaisen, in: ders., Heimkinder. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und zur Gegenwart der Heimerziehung, München 1976, S. 66-81.

Auf der Jungenseite war Klaus D., ebenfalls „Sozialweise“ ohne familiäre Bindungen, „der Prügelknabe schlechthin“.³⁷² Er wurde bereits wegen kleiner „Vergehen“ unverhältnismäßig hart bestraft³⁷³ – nicht nur im Johanna-Helene-Heim. So erinnert er sich, dass er einmal, als er wieder wochenlang in der Orthopädischen Klinik lag, eine Schwester als „alte Ziege“ bezeichnet und im Spiel mit einem anderen Jungen ein Handtuch zerrissen hatte. Daraufhin musste Klaus vierzehn Tage lang allein in einem abgedunkelten Badezimmer und von der Außenwelt abgeschnitten liegen. Der einzige Sinneseindruck für ihn sei das Geräusch eines tropfenden Wasserhahns gewesen, wie Herr D. schildert. Danach fand eine separate Visite statt, bei der es, wie er später erfuhr, um die Entscheidung ging, ob er in ein Fürsorgeerziehungsheim kommen sollte. Stets sei er der „schlimme Klaus“ gewesen.³⁷⁴

2.5.3. Gewaltanlässe

Gertraude Steiniger und Erika Severin griffen nach übereinstimmender Aussage aller Zeitzeuginnen und Zeitzeugen schon aus nichtigen Anlässen zu drakonischen Körperstrafen. Größten Wert legten sie auf saubere Fingernägel. Mehrere Interviewpartnerinnen und -partner berichten, dass Severin den Kindern mit einem Lineal, Steiniger mit ihrem Krückstock auf die Finger schlug, wenn diese nicht sauber waren.³⁷⁵ Dasselbe geschah Kindern, die ihre Nägel abbissen, wie zum Beispiel Günter K.³⁷⁶ Die Mädchen hätten es, so Norbert S., in dieser Beziehung schwerer gehabt, wäre bei ihnen doch überprüft worden, ob Fingernägel, Taschentücher und Schürzen sauber waren.³⁷⁷

Verschiedene ehemalige Schülerinnen und Schüler des Johanna-Helene-Heims betonen, dass schon ein Klecks beim Schönschreiben mit Feder und Tinte oder Gedächtnislücken beim Auswendiglernen bei Gertraude Steiniger Körperstrafen nach sich zogen.³⁷⁸ Waren Kinder laut, albern, faul, trotzig oder offen aufsässig, wurden sie erst recht hart bestraft. Es konnte aber auch vorkommen, dass Steiniger überraschend auf körperliche Züchtigung verzichtete: Bernd B., der in der ersten Klasse

372 Schriftlicher Bericht Helmut G., 15.7.2007.

373 Interview Klaus D., 29.2.2008. Laut Klaus D. fiel auch Helga S. in diese Kategorie.

374 Barbara S. erwähnt ferner ein kleines schwächliches Mädchen namens Erika, das offenbar auch viel geschlagen wurde, „nur Haut und Knochen“ sei die Kleine gewesen, „die kriegte nur Prügel“. Interview Barbara S., 7.8.2007.

375 Interview Barbara S., 7.8.2007; Interview Bernd B., 6.8.2007; schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007. In der Folge dieser Schläge, so Frau C., seien ihre Finger noch heute „mehr oder weniger verkrümmt“. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

376 Interview Günter K., 11.9.2009.

377 Interview Norbert S., 22.4.2009

378 Interview Annegret K., 6.8.2007; Interview Ingrid S., 10.7.2009.

von Fräulein Steiniger unterrichtet wurde, hatte nach eigenen Angaben keine Lust zu lernen. Er sei, so erinnert er sich, immer wieder „wild geworden“ und habe dann um sich gespuckt – dafür wurde er von Steiniger bestraft. Einmal jedoch spuckte Bernd auch Gertraude Steiniger an – und wurde erstaunlicherweise nicht verprügelt, vielmehr beschwerte sich Steiniger beim Anstaltsleiter Pastor Ernst Kalle, der Bernds Eltern zum Gespräch einbestellte. Der Vorfall blieb für Bernd, der eine harte Strafe befürchtet hatte, folgenlos.³⁷⁹

Die Königsberger Schwestern reagierten vor allem bei Disziplinverstößen mit physischer Gewalt. Barbara S. etwa erzählt, sie sei einmal in der freien Zeit im Speisesaal „ausgerastet“ und „frech geworden“ und, als Elise einen Rohrstock zur Hand nahm, unter dem Tisch her gekrochen und „wie ein Äffchen“ die Heizungsrohre hoch geklettert. Schließlich habe sie aber doch wieder herabsteigen müssen und sei von Schwester Elise mit dem Rohrstock schwer verprügelt worden.³⁸⁰ Bernd B. erhielt ein- oder zweimal von Schwester Jenny einen Schlag auf das Gesäß, weil er die Kerzen am Weihnachtsbaum ausgepustet hatte.³⁸¹ Achtloser Umgang mit Rollstuhl oder Beinschiene konnte ebenfalls ein Anlass zur körperlichen Züchtigung sein. Bernd B. etwa hatte noch keinen Rollstuhl, als er nach Volmarstein kam. Die Orthopädische Werkstätte fertigte einen Holzwagen für ihn an. Dieser erwies sich jedoch, da er hinten nur ein Rad hatte, als instabil. Bernd kippte immer wieder mit dem Rollstuhl um, dann bekam er von den Schwestern „eine gescheuert“.³⁸² Die Beinschiene, die Klaus D. tragen musste, brach sehr leicht, da sie aus zu sprödem Material gefertigt war. Schwester Jenny machte jedoch den Bewegungsdrang des Jungen für die Schäden verantwortlich, diffamierte ihn deswegen, wie bereits erwähnt, als „asozial“ und bestrafte ihn mit Schlägen.³⁸³

Günter K. ist ein Ereignis besonders im Gedächtnis geblieben. Nach der Ermordung *John F. Kennedys* (1917–1963) sagte Günter zu einem Kameraden während der Weihnachtsfeier auf der Frauenstation im Johanna-Helenen-Heim, dass der ermordete US-Präsident einen „Arsch wie eine dicke Sau“³⁸⁴ gehabt hätte. Dies kam Schwester Jenny zu Ohren (ein Mitschüler hatte ihr die Äußerung wohl zugetragen), die Günter daraufhin sofort ins Bett schickte, ihn aber offenbar nicht schlug. Heute bedauert Günter K. seine damaligen Worte sehr. Er meint aber, „man hätte einem ja auch sagen können, wer und was Kennedy gewesen war“, Jenny hingegen hätte einfach nur „kurzen Prozess“ mit ihm gemacht.

379 Interview Bernd B., 6.8.2007.

380 Interview Barbara S., 7.8.2007.

381 Interview Bernd B., 6.8.2007.

382 Interview Bernd B., 6.8.2007.

383 Interview Klaus D., 29.2.2008.

384 Interview Günter K., 11.9.2009.

Auf der „Kleinkinderstation“ hatte Bernd B., wie er rückblickend einräumt, eine „kritische Zeit“, er habe dort viel „dummes Zeug“ angestellt. Von Schwester Anna wurde er deswegen aber nicht geschlagen. Sie rief vielmehr öfter seine Eltern im Geschäft an, um sich zu beklagen, und diese machten Bernd Vorhaltungen, wenn sie ihn am Wochenende abholten.³⁸⁵ Andere Kinder wurden auf der „Kleinkinderstation“ jedoch, wie bereits erwähnt, durchaus geschlagen.

2.5.4. Physische Gewalt – das Schlagen

Gertraude Steiniger schlug, wenn sie in Wut geriet, unkontrolliert auf die Kinder ein – mit der flachen Hand, einem Lineal,³⁸⁶ einem Griffelkasten³⁸⁷ oder einem Schlüsselbund,³⁸⁸ vor allem aber mit ihrem Rohrstock³⁸⁹ und selbst mit ihrem Krückstock.³⁹⁰ Dabei schlug sie vorzugsweise auf die Hände. Die Kinder mussten die Hand so lange zur Bestrafung ausstrecken, bis der Stock dreimal voll getroffen hatte. „Geschwollene Hände“³⁹¹ waren an der Tagesordnung. Steiniger stieß auch Kinder mit dem Kopf gegen einen Heizkörper oder auf die Tischplatte. Schließlich wird auch berichtet, dass sie gelegentlich mit ihrer Beinschiene zutrat. Vor allem beim Schlagen mit ihrem Krückstock fügte Steiniger den Kindern mitunter ernste Verletzungen zu. Die spastisch gelähmte Annegret K. musste sich einmal, weil sie etwas falsch verstanden hatte,³⁹² bäuchlings auf eine Bank legen. Als sie sich, in Erwartung des Schlages mit Steinigers Krückstock, zusammenkrümmte, traf der Schlag, der wohl das Gesäß treffen sollte, Annegrets Hohlkreuz – das Mädchen musste daraufhin vier Wochen in die Orthopädische Klinik und verlebte dort „eine schlimme

385 Interview Bernd B., 6.8.2007.

386 Barbara S. erinnert sich, dass Steiniger stets ein Lineal zur Hand hatte. Interview Barbara S., 7.8.2007.

387 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

388 Interview Klaus D., 29.2.2008.

389 Barbara S. gibt an, Steiniger habe stets einen Rohrstock in der Ecke stehen gehabt. Interview Barbara S., 7.8.2007.

390 Helmut J. gibt an, dass Steiniger mit ihrem Krückstock derart brutal auf den eingeschienten Rücken von Friedhelm J. einschlug, dass der Stock zerbrach. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009. Herr J. hebt zudem hervor, dass den Kindern manchmal nicht klar war, wen der Zorn Steinigers treffen würde. Sie hörten, wie sie ihre Schienengelenke durchdrückte, sahen sie aufstehen und auf einen Tisch zugehen. Welches der beiden Kinder an diesem Tisch körperlich gezüchtigt werden sollte, war erst klar, wenn sie mit ihrem Stock zuschlug.

391 Interview Klaus D., 29.2.2008.

392 Die Kinder des zweiten Schuljahres mussten zum Lesen in die erste Klasse. Annegret hatte aufgrund eines Missverständnisses ihren Mitschülerinnen und Mitschülern einen falschen Termin für diesen besonderen Leseunterricht weitergegeben.

Zeit“. Dass Steiniger Kinder mit ihrem Stock geschlagen habe, sei oft vorgekommen, meint Annegret K.³⁹³

Selbst der „Musterschüler“ Klaus-Dieter K. wurde bei einer Gelegenheit von Steiniger mit dem Krückstock geschlagen, weil er beim Schönschreiben einen Buchstaben nicht sauber ausgemalt hatte. Dabei traf Steiniger den Jungen so unglücklich im Gesicht, dass ihm ein Zahn ausgeschlagen wurde.³⁹⁴ Helmut J. berichtet im Gespräch mit uns, wie er von Gertraude Steiniger einen Schlag an den Kopf erhielt, der sein Trommelfell beschädigte. Daraus sei eine monatelange Mittelohrentzündung entstanden, die schließlich zu einer halbseitigen Gesichtslähmung geführt habe. Erst in diesem Stadium brachte ihn ein Diakonenschüler ins Krankenhaus, wo er tags darauf operiert wurde und viereinhalb Monate verbringen musste. Ein Nachspiel habe dies nicht gehabt. Herr J. hat als Folge der Misshandlungen im Johanna-Helenen-Heim eine Sprachbehinderung davongetragen.³⁹⁵

Helga S. berichtet in ihren Kindheitserinnerungen, Erika Severin habe häufig mit der flachen Hand an den Kopf oder mit einem Holzlineal oder einem Griffel auf die Finger geschlagen.³⁹⁶ Volker D. erzählt, Severin habe ihm einmal mit einem Schlüsselbund auf die Finger geschlagen, weil er wiederholt Urin und Stuhl im Unterricht nicht halten können.³⁹⁷ Ingrid S. erhielt von Severin nur ein einziges Mal Schläge. Ingrid hatte – warum, ist ihr nicht mehr erinnerlich – in ihr Schreibheft „Warum?“ geschrieben, einer der Jungen ebenfalls. Severin habe daraufhin zuerst dem Jungen, dann ihr, Ingrid, „rechts und links welche runtergehauen“. Dabei traf Severin das Mädchen so unglücklich, dass dieses ein „blaues Auge“ davontrug. Dies blieb Ingrids Eltern, die am Wochenende zu Besuch kamen, nicht verborgen. Sie intervenierten, und Ingrid wurde nicht wieder geschlagen.³⁹⁸

Von Erna Schumann ist nicht bekannt, dass sie körperliche Züchtigungen anwandte. Fräulein Hegler, die auf der „Kleinkinderstation“ unterrichtete, schlug die Kinder mit ihrer verkrümmten Hand ins Gesicht, was kaum schmerzte, von den Kindern aber als „beschämend“ empfunden wurde. Wenn Hegler mit den Kindern

393 Interview Annegret K., 6.8.2007. Auch Inge C. gibt an, auf die Wirbelsäule geschlagen worden zu sein. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

394 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

395 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Marianne B. erinnert sich, dass Erika Severin Helmut oft auf den kalten Steinfußboden legte und ihm sachte mit dem Fuß auf den Bauch trat, was ihm Erleichterung beim Sprechen verschaffte. „Manchmal musste er auch die Rechenaufgaben singen. Ich kann mich erinnern, zu der Zeit hatte er eine wunderschöne Knabenstimme.“ Mitteilung Marianne B., 6.11.2009.

396 Helga S., Kindheitserinnerungen, 5.10.2007.

397 Interview Volker D., 30.7.2009.

398 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

nicht fertig wurde, rief sie Erika Severin von unten herauf, die dann mit harter Hand für Ordnung sorgte.³⁹⁹

Die Diakonissen Jenny Zoller, Elise Dickschat und Martha Statz schlugen häufig, mit der Hand, mit einem „Plastikschlappen“⁴⁰⁰ oder mit dem Rohrstock zu. Auch schleiften die Schwestern mitunter Kinder brutal über den Holzfußboden, so dass sich Splitter in Rücken und Gesäß einzogen.⁴⁰¹ Bemerkenswert ist, dass Schwester Jenny sich – nach Aussage von Jochen P. – abends am Telephon auf der „Kleinkinderstation“ des Öfteren bei der Schwester von Pastor Vietor (Schwester Jenny verkehrte privat mit der Familie Vietor) über die Brutalität Gertraude Steinigers beschwerte!⁴⁰²

2.5.5. Zwangsfüttern

In totalen Institutionen kommt es nicht selten vor, dass die Insassen zwangsernährt werden. Unabhängig von der offiziell angeführten Begründung – die auf die Sicherstellung ausreichender Ernährung und die Erhaltung der Gesundheit des Insassen abhebt – folgt die Zwangsernährung dem geheimen Lehrplan der totalen Institution. Sie ist eines der vielen Rituale der „Verunreinigung“ des Körpers, mit denen das Selbst des Insassen zerstört wird. Zwangsweise gefüttert zu werden, bedeutet immer auch, „gewaltsam verunreinigt“⁴⁰³ zu werden.

Bei den Mahlzeiten mussten die Kinder im Johanna-Helene-Heim die ihnen von den Diakonissen aufgefüllten Portionen restlos aufessen, unabhängig davon, ob sie die eine oder andere Speise nicht mochten. Manches Kind, das nicht essen wollte, musste bis zur Schlafenszeit vor seinem Teller sitzen bleiben, was von den Kindern als äußerst demütigend empfunden wurde.⁴⁰⁴ Mitunter⁴⁰⁵ wurden Kinder, die sich weigerten, ihren Teller zu leeren, die vor Ekel würgen oder sich gar erbrechen mussten, zwangsweise gefüttert. Dieses Zwangsfüttern bis hin zum gewaltsamen Eintrichtern von blutigem Erbrochenem war für die derart traktierten Kinder

399 Interview Jochen P., 10.9.2009.

400 Laut Christel Flügge trug Schwester Elise stets solche „Schlappen“, so dass sie ihr Schlagwerkzeug immer zur Hand hatte. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Norbert S. berichtet ferner von Schlägen mit einem Teppichklopfer. Interview Norbert S., 22.4.2009.

401 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007; Interview Norbert S., 22.4.2009.

402 Interview Jochen P., 10.9.2009.

403 Goffman, Asyle, S. 37.

404 Interview Klaus D., 29.2.2008.

405 Nach Aussage von Christel und Eberhard Flügge war das Zwangsfüttern „nicht alltäglich“, kam aber immer mal wieder vor. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

ein besonders traumatisches Erlebnis.⁴⁰⁶ Freilich waren nicht alle Kinder betroffen. Bernd B., der 1958/59 auf der „Schulstation“ war, gibt an, dass er das Zwangsfüttern nur aus den Erzählungen von Mitschülerinnen und Mitschülern kenne. Zu seiner Zeit hat er es nicht erlebt. Er vermutet, dass die „strenge Zeit mit dem Essen bei Schwester Jenny“⁴⁰⁷ erst später begonnen habe. Auch Klaus-Dieter K. wurde nicht zwangsernährt. Die Drohung damit habe aber genügt, ihn dazu zu bringen, das von ihm verabscheute Mittagsgeschicht mit Kartoffeln, Sauerkraut und fettem Schweinefleisch zu essen.⁴⁰⁸ Wolfgang M. saß anfangs an einem eigenen Tisch, weil er sich ständig wegen des ekelregenden Essens erbrechen musste. Zunächst versuchte man ihn zu zwingen aufzuessen, man sah aber ein, dass es keinen Zweck hatte. Herr M. selber wurde nicht zwangsgefüttert, er erinnert sich aber, dass Klaus D. Opfer solcher Zwangsfütterungen wurde. Herr D. bestätigt das, er kann sich auch an andere Kinder erinnern, denen diese Prozedur widerfuhr.⁴⁰⁹ Auch Norbert S. erinnert sich, zweimal zwangsweise gefüttert worden zu sein.⁴¹⁰

„Vor dem Essen hatte ich jeden Tag Angst, ich wusste, da passiert was Schlimmes“, erinnert sich Marianne B. Wenn sie das Essen nicht herunter bekam, legten die Schwestern sie auf den Fußboden, hielten ihr die Nase zu und stopften ihr das Essen in den Mund. Musste sie erbrechen, zwang man sie, das Erbrochene zu essen. Bei einer Zwangsfütterung erhielt sie einen derart heftigen Schlag ins Gesicht, dass ihre Nase gebrochen war und zu bluten begann. Auch bei dieser Gelegenheit trichterte man ihr das blutige Erbrochene ein.⁴¹¹ Barbara S. gibt ebenfalls an, dass sie, nachdem sie Bohnen und Speck erbrochen hatte, damit zwangsweise gefüttert wurde.⁴¹² Wie andere Kinder, so versuchte auch Barbara, Speisen, die sie nicht mochte, aus dem Speisesaal zu schmuggeln, um sich ihrer zu entledigen. So warf sie, wenn sie die Möglichkeit dazu hatte, die verabscheute Fleischwurst in die Toilette, das ungeliebte Weißbrot versteckte sie unter ihrer Matratze. Beim Wenden der Matratze kam das

406 Schwester Elise habe häufiger von einer Mitschwester erzählt, die auf der Flucht verhungert sei, berichtet Marianne B. (Mitteilung am 8.7.2009). Vielleicht liegt hier ein Erklärungsmoment für die besondere Brutalität, mit der die Königsberger Diakonissen beim Zwangsfüttern vorgehen.

407 Interview Bernd B., 6.8.2007.

408 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

409 Interview Wolfgang M., 13.3.2009; Interview Klaus D., 29.2.2008.

410 Interview Norbert S., 22.4.2009. Auch Helmut G. hat gesehen, wie Mitschüler zwangsgefüttert wurden. Schriftlicher Bericht Helmut G., 15.7.2007. Vgl. auch den schriftlichen Bericht Horst M., August 2007.

411 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

412 Interview Barbara S., 7.8.2007.

verschimmelte Brot jedoch wieder zum Vorschein und Barbara musste es, eingestippt in süßen Tee, aufessen.⁴¹³

Die Praxis des Zwangsfütterns wird durch den Praktikumsbericht des Diakonenschülers Jochen Twer bestätigt:

„Eine Begebenheit auf der Mädchenstation, bei der ein Mädchen, ich möchte fast sagen auf bestialische Weise gezwungen wurde zu essen, beanspruchte meine Nerven aufs äußerste. Die beiden Diakonissen der Mädchenschulstation hatten ein schwächliches, elend aussehendes Würmchen auf den Boden gelegt, knieten sich auf Arme und Beine, und während die eine den Kopf festhielt und ihm den Mund aufriss, schaufelte die andere (man kann es wirklich nicht anders bezeichnen) das Essen, Kartoffel, Fleisch und grünen Salat in den Mund. Was das Kind erbrach, wurde wieder hineingeschauft. Begleitet wurde das Ganze von einem herzerreißenden Geschrei des Mädchens.“⁴¹⁴

Für diese Szene gibt es einen weiteren Augenzeugenbericht. Nach Aussage Christel Flügge handelte es sich um ein etwa sechs bis sieben Jahre altes Mädchen namens Ute, das gerade erst im Johanna-Helene-Heim aufgenommen worden war und beim Mittagessen am „Katzentisch“ saß. Frau Flügge vermutet, dieses Mädchen sei bis dahin mit der Flasche ernährt worden und habe noch nie feste Nahrung zu sich genommen. Nun sollte es essen, was auf den Tisch kam. Christel „versuchte, diesem kleinen Wesen Essen einzuflößen“, während Schwester Martha und Schwester Elise immer häufiger vom Haupttisch herüberschauten. Ute behielt alles Essen im Mund und schluckte nicht. In dieser Situation sei plötzlich Schwester Elise herbeigeeilt, habe Christel den Löffel aus der Hand gerissen und versucht, das Kind zu füttern. Daraufhin erbrach sich Ute. Elise schlug ihr ins Gesicht, das Kind fiel nach hinten, und dann löffelten die beiden Diakonissen ihm das Erbrochene ein. Diese Szene, „eines meiner schlimmsten Erlebnisse“, wie Frau Flügge hinzufügt, beobachtete Jochen Twer von der „Jungenstation“ her. Christel beschwerte sich nach dem Vorfall bei Schwester Elfriede, die Christel in den Arm genommen und geantwortet habe: „Mädelchen, ich weiß, ich kann nichts machen.“⁴¹⁵

413 Interview Barbara S., 7.8.2007. Volker D. gibt an, dass Sigrid B., mit der ihn eine „Liebelei“ verband, ihr Essen aus dem Speisesaal geschmuggelt und in die Stangen ihres Bettes gestopft habe. Interview Volker D., 30.7.2009. Helmut J. versteckte den Speck, vor dem er sich ekelte, in seiner Lederhose und spülte ihn die Toilette hinunter. Die Hose sei schließlich innen hart wie Beton gewesen und habe gestunken. Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

414 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 4.

415 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Auch Inge C. berichtet, ein Mädchen namens Ute H. sei auf diese Weise zwangsgefüttert worden. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

2.5.6. Einordnung: Rechtlicher Rahmen und kultureller Kontext

Physische Gewalt wurde im Johanna-Helene-Heim in einem Ausmaß angewendet, das auch vor dem Hintergrund des allgemein repressiven Erziehungsklimas, das in den 1950er/60er Jahren in den Familien, in den Schulen und auch in den Heimen herrschte, als extrem angesehen werden muss. Vieles von dem, was uns beschrieben worden ist, hätte auch nach den Maßstäben der Zeit als Straftatbestand gelten müssen. In den 1950er Jahren setzte sich allgemein die Rechtsauffassung durch, dass jede über einen „Klaps“ hinausgehende körperliche Züchtigung an sich schon den Tatbestand der Körperverletzung erfüllte und daher nur dann als zulässig betrachtet wurde, wenn rechtfertigende Gründe („pädagogische Notlage“, „Notwehr“) vorlagen. Der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen, *Heinrich Konen*, hatte am 20. Juni 1947 einen Runderlass veröffentlicht, demzufolge die körperliche Züchtigung in der Schule überhaupt nur „in den seltensten Fällen, etwa bei Rohheits- und Grausamkeitsvergehen“,⁴¹⁶ für zulässig erklärte. Mädchen sollten von der körperlichen Züchtigung ganz ausgenommen werden, ebenso Jungen im ersten und zweiten Schuljahr. Angestrebt wurde die völlige Abschaffung der Prügelstrafe.

Der V. Senat des Bundesgerichtshofs wollte in einem Grundsatzurteil aus dem Jahre 1954 nur noch „in seltenen Ausnahmefällen eine maßvolle körperliche Züchtigung durch den Lehrer“ zulassen. Zugleich stellte er fest, dass „Schläge, Stöße usw. [...] in jedem Falle Misshandlungen“ seien und „den Tatbestand der Körperverletzung“⁴¹⁷ erfüllten. Der II. Senat des Bundesgerichtshofes lockerte zwar in einem Grundsatzurteil aus dem Jahre 1957 diese Rechtsprechung, indem er eine Befugnis zu „maßvoller“ körperlicher Züchtigung aus dem Gewohnheitsrecht ableitete, er stellte aber unmissverständlich klar, dass jede „quälerische, gesundheitsschädliche, das Anstands- und Sittlichkeitsgefühl verletzende, nicht dem Erziehungszweck dienende Züchtigung verboten“⁴¹⁸ war. Die Position des Gesetzgebers und der Rechtsprechung seit Mitte der 1950er Jahre kommt in den Merksätzen, die das Landgericht Kiel in einem Urteil aus dem Jahre 1956 entwickelt hatte, sehr klar zum Ausdruck:

„1. Es muss ein nach verständigem Ermessen erzieherisch begründeter Anlass zur Vornahme einer körperlichen Züchtigung vorliegen;

416 Zit. nach Heinrich Stettner, Die strafrechtliche Problematik der körperlichen Züchtigung, Berlin 1958, S. 50 f.

417 Zit. nach ebd., S. 74.

418 Zit. nach ebd., S. 83.

2. die körperliche Züchtigung darf nur dann angewandt werden, wenn andere Mittel [...] nach verständigem Ermessen unter Berücksichtigung der Erziehungssituation keine Wirkung versprechen.
3. Die körperliche Züchtigung darf nicht zur Gewohnheit des Lehrers werden [...].
4. Die Züchtigung darf niemals bis zu Misshandlungen, welche der Gesundheit der Kinder auch nur auf entfernteste Art schädlich werden könnten, ausgedehnt werden.
5. Die Züchtigung soll ihrem Zwecke nach zwar körperlichen Schmerz zufügen, sie darf aber nicht in der Art ihrer Ausübung in rohe und unbeherrschte Misshandlung ausarten.⁴¹⁹

Als Volksschule in privater Trägerschaft waren diese rechtlichen Vorgaben auch für das Johanna-Helene-Heim bindend. Mehr noch: Die Rechtsprechung hatte unmissverständlich klargestellt, dass körperliche Züchtigungen in Kinderheimen und -horten keinesfalls aus dem Gewohnheitsrecht begründet werden durften. Die Rechtsprechung der Zeit erklärte zwar die Verabreichung von „Ohrfeigen“ durch eine Kindergärtnerin (im Rahmen der Übertragung des elterlichen Züchtigungsrechts) für zulässig – mehr aber auch nicht.⁴²⁰ In einer heilpädagogischen Einrichtung wie dem Johanna-Helene-Heim war die Grenze sicher *enger* zu ziehen – eine gewohnheitsrechtliche Rechtfertigung der körperlichen Züchtigung war hier nicht möglich, besondere Gründe, die eine körperliche Züchtigung gerechtfertigt hätten, wie eine „pädagogische Notsituation“ oder „Notwehr“ waren keinesfalls gegeben. Daraus folgt: Vieles von dem, was die Betroffenen schildern und was durch Schriftquellen bestätigt wird, hätte auch nach damaliger Rechtsprechung als Körperverletzung (§ 223 StGB), vielleicht sogar als gefährliche Körperverletzung (§ 223 a StGB) oder als Kindesmisshandlung (§ 223 b StGB) gewertet werden müssen – wenn es denn zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft gelangt wäre.

Man mag gegen eine rein rechtsgeschichtliche Argumentation einwenden, dass sich damals im Hinblick auf das Recht des Lehrers und Erziehers zu körperlicher Züchtigung die Gesetzgebung und Rechtsprechung nicht mit dem allgemeinen Rechtsempfinden und der üblichen Praxis deckten. In der Tat verschwand ja die Prügelstrafe nicht aus den Schulen, sondern gehörte bis weit in die 1960er Jahre hinein zum Schulalltag. Dies geht schon daraus hervor, dass etwa der nordrhein-westfälische Runderlass von 1947 mehrmals wiederholt werden musste. Das öffent-

419 Zit. nach ebd., S. 50, Anm.

420 Selbst in der Fürsorgeerziehung, einem Bereich, in dem das Züchtigungsrecht des Erziehers etwas weiter gefasst war, waren Züchtigungen, die über „Backenstrieche“ hinausgingen, untersagt.

liche Bewusstsein in dieser Frage war jedoch geschärft. In den 1950er Jahren gab es in Nordrhein-Westfalen 76 Ermittlungsverfahren gegen Lehrer wegen Körperverletzung. Die meisten dieser Verfahren wurden eingestellt, bevor es zu einer Anklageerhebung kam, in mehreren Fällen sprachen die Gerichte jedoch empfindliche Geldstrafen aus – für Tatbestände, die deutlich hinter dem zurück blieben, was aus dem Johanna-Helene-Heim berichtet wird.⁴²¹

In diesen Fällen hatten die Lehrer die durch die „Sitte“ festgelegten Formen körperlicher Züchtigungen überschritten, die Eltern (die vielleicht selber Körperstrafen anwandten) brachten das Verhalten der Lehrer zur Anzeige, weil es ihnen überzogen erschien. Der Volkskundler *Walter Hävernich*, der in den 1950er/60er Jahre das Phänomen der „Schläge als Strafe“ eingehend untersuchte, kam zwar zu dem Schluss, dass im Zeitraum von 1945 bis 1962 gerade einmal 20 % der befragten Hamburger Familien angaben, dass die Kinder *gar nicht* geschlagen würden, während umgekehrt noch immer 35 % zugaben, dass mit dem Rohrstock geschlagen wurde. Es gab aber, wie Hävernich (der die körperliche Züchtigung durchaus befürwortete) weiter feststellte, klare Vorstellungen darüber, wie körperliche Züchtigungen abzulaufen hatten.⁴²² Mit anderen Worten: Es gab bereits zu dieser Zeit – neben den rechtlichen Verboten – ungeschriebene Gesetze, die körperliche Gewalt in der Erziehung zwar zuließen, gleichzeitig jedoch einhegten. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass bestimmte demütigende und entwürdigende Formen gewalttätiger Strafrituale im Johanna-Helene-Heim – etwa die Schläge auf das nackte Gesäß, die die Bettnässer am Morgen vor der versammelten Kinderschar erdulden mussten – dem allgemeinen Empfinden für „Sitte“ und „Anstand“ auch in der damaligen Zeit nicht (mehr) entsprachen.

In den 1950er Jahren gab es auch in der Weiblichen Diakonie schon Stimmen, die Erziehungsmethoden, wie sie im Johanna-Helene-Heim zur Anwendung kamen, kategorisch ablehnten. So nahm Schwester *Marie Meinzolt* (1889 – 1962), Leiterin des Heimerzieherkurses der Diakonissenanstalt Neuendettelsau, 1952 in einem Aufsatz mit dem Thema „Grundsätzliches über die Strafe in der Heimerziehung“ dezidiert Stellung gegen jede Form der Körperstrafe:

„Ich kann mir außer der Abschreckung absolut keine positive Wirkung davon versprechen. Auch die Rückwirkung auf den Erzieher ist nicht gut; denn

421 Dirk Schumann, *Legislation and Liberalization: The Debate about Corporal Punishment in Schools in Postwar West Germany, 1945 – 1975*, in: *German History* 25 (2007), S. 192-218, S. 199, S. 201 f.

422 Walter Hävernich, „Schläge“ als Strafe. Ein Bestandteil der heutigen Familiensitte in volkskundlicher Sicht, Hamburg 1964, S. 49 f., S. 61-98.

bei dieser Strafarm ist es am leichtesten möglich, dass der Erzieher Macht fühlen lässt. *Gott* gibt ja manchmal fürchterliche Körperstrafen [...]. Aber so sehr wir von der göttlichen Pädagogik lernen müssen – zur Nachahmung haben wir keine Vollmacht“⁴²³

Man mag kaum glauben, dass Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann im Jahre 1958 aus dem von Marie Meinzolt abgehaltenen Kursus für Heimerzieherinnen in Neuen-dettelsau abberufen wurde, um die Funktion der leitenden Schwester des Johanna-Helene-Heims zu übernehmen.⁴²⁴

2.5.7. Formen psychischer Gewalt

Zur geschilderten physischen trat die psychische Gewalt, die den Kindern im Johanna-Helene-Heim angetan wurde. Von psychischer Gewalt in der Erziehung kann man u. a. sprechen, wenn Kindern mutwillig Angst gemacht wird, wenn sie eingeschüchtert, entwürdigt und herabgesetzt, ausgegrenzt und isoliert, verspottet oder der Verspottung preisgegeben, klein gehalten oder klein gemacht, gezielt entmutigt, missachtet und vernachlässigt werden. Alle unsere Interviewpartnerinnen und -partner erinnern sich an bloßstellende, demütigende und ängstigende Prozeduren. Dabei bot jede Eigenschaft, jeder Charakterzug, jede Vorliebe, jede Abneigung, ja sogar die körperliche Behinderung des Kindes einen Ansatzpunkt für psychische Gewalt. Im Folgenden sollen verschiedene Formen psychischer Gewalt, die im Johanna-Helene-Heim praktiziert wurden, analysiert werden.

2.5.8. „Freak Shows“: Der behinderte Körper als Objekt des Spotts

Mehrere Quellen belegen, dass die im Johanna-Helene-Heim eingesetzten Königsberger Diakonissen sich im Alltag über die körperlichen Beeinträchtigungen der ihnen anvertrauten Kinder lustig zu machen pflegten. Für Schwester Jenny etwa war Günter K. regelmäßig Zielscheibe ihres Spotts. Da Günter aufgrund seiner Spastik seinen Mund nicht schließen konnte, lief ihm der „Sabber“⁴²⁵ an Kinn, Hals und Kleidung herunter. Diese Beeinträchtigung veranlasste die Diakonisse, ihm „gewisse Namen“ zu geben, die er im Interview nicht nennen wollte. Auch habe Schwester

423 Marie Meinzolt, Grundsätzliches über die Strafe in der Heimerziehung, in: Evangelische Jugendhilfe, H. 5, 1952, S. 16-23, S. 22. Zu Marie Meinzolt vgl. Dorothea Vorländer, Marie Meinzolt (1889 – 1962), in: Inge Mager (Hg.), Frauenprofile des Luthertums. Lebensgeschichten im 20. Jahrhundert, Gütersloh 2005, S. 322-334.

424 Vgl. Kap. 8.1.1.

425 So Günter K. im Interview am 11.9.2009.

Jenny ihn, der stark schielte und wohl manchmal – wie viele andere Kinder des Johanna-Helenen-Heims – einfach nur vor sich hinstarrte, nachgeäfft. Der Praktikumsbericht Jochen Twers aus dem Jahre 1965 bestätigt diese Praxis:

„Dem Anziehen am Morgen sehen einige Kinder mit Angst entgegen. [...] Sie haben Angst um Hilfe zu fragen, oder sie sagen nichts, weil im Moment jeder beschäftigt ist. Wird jedoch solch wartend dasitzend oder stehendes Geschöpf vom Stammpersonal erblickt, dann folgt folgendes Geschrei: ‚So’n großer Kerl, je größer der wird, desto blöder wird der, da sitzt der da und glotzt und glotzt und glotzt‘ (ich habe die Wiederholungen nicht gezählt). Eine handfeste Zurechtweisung bleibt nicht aus. Viele der Kinder sind drei und mehr Jahre auf dieser Station. Wenn mir nahezu jeden Morgen jemand bescheinigt, dass ich immer blöder werde, ich würde es ihm nach einer bestimmten Zeit glauben. – Gemeint ist hier ein Spastiker mit verkrampften Händen. Er müht sich redlich, ist schon äußerst hilfsbereit. Aber er braucht zu lange[,] bis er angezogen ist.“⁴²⁶

Verschiedene Kinder im Johanna-Helenen-Heim wiesen infolge des langen Aufenthalts in Krankenhäusern und Heimen auffällige psychomotorische Störungen auf, die man unter dem Begriff „Hospitalismus“ fassen kann.⁴²⁷ So hatte Klaus D., der sein ganzes bisheriges Leben in Heimen verbracht hatte, einen, wie er selbst sagt, „Hospitalismus“ entwickelt, der sich in unwillkürlichen Kopfbewegungen manifestierte.⁴²⁸ Die unkontrollierten Bewegungen störten Schwester Jenny, die sich am Morgen bei den Zimmergenossen zu erkundigen pflegte, ob Klaus in der Nacht „mit dem Kopf gewackelt“ habe. Bejahten die anderen Jungen, wurde Klaus noch im Bett verprügelt.

426 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 6 f. Vgl. ebd., S. 4: „Ohne Vorrede schlug sie [Schwester Jenny] auf einen Spastiker ein und verkündete gut vernehmbar: ‚Du fasst mir keinen Wagen an, wie du hinter dem Wagen hertanzst (Imitation folgte sogleich), du schmeißt mir den Jungen raus!‘“ Herr Twer ist sich sicher, dass es sich bei dem Knaben um Günter K. gehandelt hat (Mitteilung J. Twer, 14.10.2009). Herr K. bestätigt dies (Mitteilung Günter K., 25.11.2009). – Auch Klaus-Dieter K. entsinnt sich, dass Schwester Jenny die behinderten Kinder nachäffte, so etwa einen Mitschüler mit Sprachschwierigkeiten. Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

427 In der Psychologie verwendet man „Hospitalismus“ als Sammelbezeichnung für psychische und psychosomatische Schäden bei Kindern nach langen Aufenthalten in geschlossenen Einrichtungen als Reaktion auf mangelnde emotionale Zuwendung und kognitive Anregung, z. B. Kontaktarmut, Teilnahms- und Ausdruckslosigkeit, depressive Verstimmung, Weinerlichkeit, Bewegungsunruhe, Aggressivität, verzögerte Entwicklung, Essstörungen usw.

428 Interview Klaus D., 29.2.2009. Die Darstellung wird von Horst M. bestätigt. Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007. Von verschiedenen Fällen von schwerem Hospitalismus berichtet auch Jochen P. (Interview Jochen P. (Interviewer Helmut J.), S. 7, S. 13).

Solche Praktiken machten aus körperlichen Schädigungen und den daraus – und aus der Verwahrung in geschlossenen Einrichtungen – resultierenden körperlichen Beeinträchtigungen eigentlich erst „Behinderungen“ in einem sozialen Sinn. Denn sie konfrontierten die Kinder in herabwürdigender Art und Weise mit ihrem Anderssein, definierten sie als „Mängelwesen“ und verhinderten die Entfaltung eines – die eigene Beeinträchtigung positiv verarbeitenden – Selbstwertgefühls und eines Selbstbewusstseins.

2.5.9. Stillstehen: Die Degradierung des Körpers zum Ding

Bei der Aufzählung der im Johanna-Helene-Heim üblichen Strafen⁴²⁹ fallen das Strafstehen und Strafliegen besonders auf. Das betraf zum einen den Schulunterricht. Vor allem Gertraude Steiniger ließ die Kinder lange Zeit – eine oder eineinhalb Stunden oder bis zur Pause – in einer Ecke des Klassenraumes stehen. Manche Kinder – in den Interviews werden immer wieder Helmut J. und Marianne B. genannt – standen die meiste Zeit des Unterrichts. Helmut J., der wegen Muskelschwundes kaum gehen konnte, musste dennoch regelmäßig in der Ecke stehen. Häufig versagten seine Kräfte und er fiel entkräftet zu Boden, wurde dann jedoch vor aller Augen verprügelt und wieder auf die Beine gezerrt.⁴³⁰

Auch die Diakonissen machten offenbar häufig von dieser Form der Bestrafung Gebrauch. Jungen mussten auf dem Flur der „Jungenstation“, etwa zwischen den Türen bei Schwester Jennys Zimmer oder in dem Abstellraum in der Mitte des Ganges, wo Rollstühle, eine Höhensonne und anderes Gerät abgestellt war, strafstehen.⁴³¹ Norbert S. musste beim Strafstehen zwei Gesangbücher unter die Arme klemmen – aus Trotz legte er sich ein drittes auf den Kopf.⁴³² Auch auf der „Mädchenstation“ wurde das Strafstehen praktiziert. Christel Flügge schildert ihre ersten Eindrücke beim Dienstantritt auf der „Mädchenstation“ folgendermaßen: Als sie morgens um 6 Uhr auf die Station gekommen sei, habe Marianne B., vollständig angezogen, neben dem Schuhschrank am Ende des Ganges mit dem Gesicht zur Wand gestanden. Auf die verwunderte Frage der neuen Helferin, was sie dort mache, habe Marianne

429 Neben dem Strafstehen und -liegen zählt Barbara S. das Schuheputzen sowie das Auswendiglernen aus Bibel, Gesangbuch oder Katechismus auf. Das „A und O“ der Erziehung sei allerdings der Rohrstock gewesen. Interview Barbara S., 7.8.2007. Norbert S. erzählt, dass er einmal zur Strafe Schuhe putzen musste und dabei, weil er nicht wusste, wie das ging, die Sohlen mit Schuhcreme bestrich. Interview Norbert S., 22.4.2009.

430 Mitteilung Helmut J., 4.11.2009.

431 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

432 Interview Norbert S., 22.4.2009.

geantwortet, sie habe die Nacht über dort stehen müssen.⁴³³ Auch wird berichtet, dass Mädchen regelmäßig zur Strafe still auf einem Stuhl in dem mit einem Vorhang vom Flur abgeteilten Schuhputzraum zwischen den Zimmern von Schwester Elise und Schwester Martha sitzen mussten.⁴³⁴

Das Strafstehen ist nicht nur eine Körperstrafe in dem Sinn, als langes Stillstehen eine körperliche Belastung ist – bei Kindern umso mehr, als die gewaltsame Unterdrückung des kindlichen Bewegungsdrangs Unwohlsein auslöst. Das Strafstehen fällt auch in die Kategorie der psychischen Gewalt, wird doch dem Kind die Verfügungsgewalt über den eigenen Körper genommen und dieser – der sich ja auch durch die Möglichkeit freier Bewegung im Raum definiert – zu einem leblosen, unbeweglichen Ding degradiert. Dass dieser verdinglichte Körper zu den anderen Dingen, die gerade nicht gebraucht wurden, in der Abstellkammer deponiert wurde, hatte in diesem Zusammenhang symbolische Bedeutung. Das Strafstehen bedeutet einen schweren Eingriff in die psychosomatische Integrität des Kindes. Nun stellte diese Strafform keine Besonderheit des Johanna-Helenen-Heims dar, vielmehr war das „Eckenstehen“ bis weit in die 1960er Jahre hinein etwa in öffentlichen Schulen gängige Praxis. Im Falle des Johanna-Helenen-Heims hat das Strafstehen aber doch einen besonderen Akzent, weil es sich um körperbehinderte Kinder handelte: Wenn eines von ihnen nach stundenlangem Strafstehen vor Erschöpfung stürzte oder sich während des Stillstehens einnässte oder wenn einem Jungen während des Strafstehens die Hose herunterrutschte und er sie nicht wieder hochziehen durfte,⁴³⁵ wenn dies dann noch im Klassenraum vor den Augen der anderen Kinder geschah, musste es als besonders demütigend empfunden werden, verwies es doch auch auf die körperliche Beeinträchtigung des Kindes und verfestigte die Selbst- und Fremdwahrnehmung als „Defizitgeschöpf“ – ganz abgesehen davon, dass eine solche Strafform für ein gehbehindertes Kind unter medizinischen Gesichtspunkten nicht vertretbar ist.

Das Strafliegen mochte aus medizinischer Perspektive zumeist unbedenklich sein,⁴³⁶ unter psychologischen Gesichtspunkten gilt hier jedoch dasselbe, was soeben über die Verdinglichung des Körpers im Ritual des Strafstehens gesagt wurde. Wer nicht „funktionierte“, so Barbara S., musste eine Woche lang schon ab 17 Uhr stramm im Bett liegen. Annegret K. berichtet, dass sie manchmal zur Strafe einen ganzen Samstag im Bett verbringen musste. Auch sei sie mitunter, wenn es abends

433 Interview Christel und Eberhard Flüge, 31.7.2009.

434 Interview Barbara S., 7.8.2007.

435 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

436 Norbert S., der, wenn er zu lebhaft war, ebenfalls schon um 15 Uhr zu Bett gebracht wurde, gibt freilich an, dass das lange Liegen für ihn gesundheitsschädigend war, weil sich an Fersen und Gesäß Dekubiti bildeten. Interview Norbert S., 22.4.2009.



Gerd A. bewegt sich mit Gehholzböcken fort, Mitte der 1960er Jahre. Photo: Wilhelm Klüsener.

zu laut war, mit ihrem Bett ins Badezimmer geschoben worden. Dann habe sie aus Rache schon mal alle Wasserhähne aufgedreht – übrigens einer der wenigen Hinweise auf widersetzliches Verhalten der Kinder im Johanna-Helenen-Heim.⁴³⁷

2.5.10. Badetag: Zurschaustellung und Unterdrückung der Sexualität

Dass die Kinder im Johanna-Helenen-Heim ihre Körper vor anderen entblößen mussten, gehörte zum Alltag. In den dicht gedrängten Schlafräumen konnte so etwas wie eine Intimsphäre gar nicht erst entstehen. Zudem waren viele Kinder beim Gang zur Toilette, beim Waschen und Anziehen auf die Hilfe anderer angewiesen – in der Regel auf die Hilfe anderer Kinder. Die eigene Körperlichkeit dürfte im Umgang der Kinder miteinander stets präsent, die Schamschwellen vergleichsweise niedrig gewesen sein. Freilich war der nackte Körper auch den Schwestern schutzlos ausgesetzt, und diese nutzten ihre Verfügungsgewalt über die Körper der Kinder, um durch gezielte Verletzungen der Intimsphäre Scham- und Schuldgefühle zu provozieren.

Vor allem die wöchentlichen Badetage⁴³⁸ boten den Schwestern offenbar willkommene Gelegenheiten, um einzelne Kinder, vor allem die pubertierenden, eingehend zu betrachten, anzufassen, zu kneifen, zu schlagen, ihre sich zur Geschlechtsreife entwickelnden Körper zu kommentieren und herabzuwürdigen.

Da es im Badezimmer der Jungen nur zwei Badewannen gab, wurden die Jungen in zwei Gruppen aufgeteilt. Diejenigen, die nicht badeten, mussten schon am frühen Nachmittag, etwa gegen 15 oder 16 Uhr,⁴³⁹ ins Bett. Dort nahmen sie auch ihr Abendessen – belegte Brote auf Blechtellern und Kakao⁴⁴⁰ – ein.⁴⁴¹ Manche Kinder hätten ihr Abendbrot auf dem „Pott“ oder auf dem „Klo“ verzehrt, wohl deshalb, so Jochen Twer rückblickend, damit es schnell ging. „Etikette und Hygiene“ seien im Johanna-Helenen-Heim „top“ gewesen, so seine nachträgliche ironische Einschätzung. Adolf Harms beschwerte sich seinerzeit bei Schwester Elfriede über den Ablauf der Badetage.⁴⁴² Ihm leuchtete weder die Aufteilung der Jungengruppe ein, noch verstand er, dass die Kinder, die ja sonst auf Sauberkeit und Ordnung gedrillt wurden, im Bett essen sollten. Die Oberschwester erklärte dem jungen Bruder daraufhin „das mit dem Wasserhaushalt im Haus“ – offenbar kam das warme Wasser aus Kesseln, die

437 Interview Annegret K., 6.8.2007. Bernd B. berichtet, dass er auf der „Kleinkinderstation“ manchmal – zur Strafe für widersetzliches Verhalten – von Schwester Anna Pawlowski abends mit dem Bett auf den Flur oder in die Schulklasse geschoben wurde. Interview Bernd B., 6.8.2007.

438 Schwester Jenny erinnerte sich an zwei Badetage in der Woche. Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

439 Interview Adolf H., 6.8.2008. Interview Jochen T., 15.8.2009.

440 Interview Jochen Twer, 15.8.2009. Für das Nachfolgende ebd.

441 Auch Günter K. bestätigt das Einnehmen des Abendessens im Bett. Interview Günter K., 11.9.2009.

442 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

nicht so lange beheizt werden konnten –, gestattete ihm aber schließlich, mit denjenigen Jungen, die nicht baden sollten, „unten“, also im Speisesaal, zu bleiben und dort mit ihnen zu essen.

Die „Badegruppe“ begab sich in das Badezimmer, wo Schwester Jenny, eine diakonische Helferin und gelegentlich ein Diakonenschüler auf die Kinder warteten. Dr. Dietrich Muthmann hat sich nach eigenem Bekunden einmal einen Badetag der Kinder angeschaut: „Da schwamm alles“, „Gequietsche und Geschrei“ habe in den Badezimmern geherrscht.⁴⁴³ Auch Jochen Twer erinnert sich, dass es beim Baden immer „viel Geschrei“, auch von den Kindern, gegeben habe.⁴⁴⁴

Helmut J. meint im Interview, dass Schwester Jenny „eindeutig pädophil“⁴⁴⁵ gewesen sei. Sie habe sich, so Herr J., „eine Freude daran gemacht, pubertierende Jungen selbst in die Badewanne zu stecken und so lange abzuwaschen und zu reiben und hier und da, bis eine Erektion geherrscht hat, und selbst dann hat sie ihn noch aus der Wanne geholt, hat so eine 18–19-jährige diakonische Helferin geholt, sie möchte doch einmal unterm Geschlecht überall gucken, wo er Entzündungen hätte, und dann hat sie mal hierhin gezeigt und da gezeigt und da gedrückt“. Dann habe nicht nur der Junge einen roten Kopf gehabt, sondern auch die diakonische Helferin. Oft aber habe Schwester Jenny „alle, die in der Pubertät waren“ „persönlich eingeseift und an den Geschlechtsorganen besonders lange und intensiv, und wenn der Arme dann eine Erektion hatte, gesagt: Du altes Schwein, und hat dann mit dem Handtuch drauf gehauen, so lange bis dann die Erektion wieder vorbei war.“ Jochen Twer bestätigt die Schilderungen Helmut J.s.⁴⁴⁶ Schwester Jenny habe eine „Diakonische“ (das war der „Spitzname“ für die diakonische Helferin) angehalten, die Jungen „gründlich“ zu waschen. Wenn es bei solchen Gelegenheiten dann zum Samenerguss kam, habe Schwester Jenny geschrien und geschimpft. Adolf Harms und Eberhard Flügge erinnern sich, dass die Brüder die Kinder nicht baden durften.⁴⁴⁷ Die Schwestern badeten die 14–15-jährigen Jungen, die jungen Diakonenschüler fanden das „irgendwie nicht angemessen“.⁴⁴⁸

Wolfgang M. hingegen berichtet, dass er in der Anfangszeit zwar auch von Schwester Jenny gebadet worden, es aber bei ihm zu keinerlei Übergriffen gekommen sei. Auch kann er sich an keine derartigen Übergriffe bei anderen erinnern.

443 Interview Dr. Dietrich Muthmann, 4.12.2008. Er halte dies, erläutert Dr. Muthmann, „für normal, wenn Kinder baden oder gebadet werden – daraus kann man *keine Misshandlungen* ableiten!“ Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009 (Hervorhebungen im Original).

444 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

445 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

446 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

447 Interview Adolf Harms, 6.8.2008; Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2008.

448 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

Nach dem Einsetzen der Pubertät badete er allein und half auch, andere Jungen abzutrocknen. Klaus D. empfand die Badetage eher als angenehm, da die Wannensäuberer ihn zumindest eine Zeitlang von seinen Schienenapparaten befreiten.⁴⁴⁹

Im Badezimmer der Mädchen standen ebenfalls zwei Badewannen zur Verfügung. Damit die Badeprozedur schnell vonstatten gehen konnte, mussten mehrere Mädchen dasselbe Wasser benutzen, erinnert sich Annegret K.⁴⁵⁰ Sie hätten im Übrigen jeden Freitag gebadet, so Annegret K. weiter. Barbara S. meint, dass montags oder freitags ab 15 Uhr Badetag war. Diesen empfand sie als „grausam“, alles geschah „ruppig, rau, sehr schnell“, „die [Diakonissen] waren rabiat“.⁴⁵¹ Auch sie berichtet, dass mehrere Mädchen nacheinander in die Wanne gingen, ohne dass das Wasser gewechselt wurde, es sei dementsprechend meistens kalt und schmutzig gewesen.⁴⁵² Ingrid S. erinnert sich hingegen, dass sie ihr eigenes Wasser hatte, wie es den anderen Mädchen erging, vermag sie nicht mehr zu sagen.⁴⁵³ Die damalige diakonische Helferin Christel ermöglichte es nach eigenem Bekunden, dass jedes Mädchen in frischem Wasser baden konnte.⁴⁵⁴

Besonders Marianne B. erinnert sich mit Bedrückung, Trauer und Scham an die Badetage, aber auch an die Morgenstunden, wenn sie am Waschbecken stand und sich wusch. Es kam vor, dass Schwester Elise ihr unversehens die Hose herunterzog und sich vor den anderen Mädchen über Mariannes Körper lustig machte.⁴⁵⁵ Im Badezimmer der Mädchen stand, etwas schräg gestellt, ein großer Spiegel. Von ihrem Waschbecken in der Ecke aus konnte Marianne sehen, wenn Schwester Elise ins Bad kam: „Da ging mein Puls sofort höher, weil ich wusste, jetzt kommt wieder eine Sauerei“. Die Erinnerung an dieses Badezimmer ruft bei Frau B. noch heute Schrecken hervor. An einem Badetag, der in der Erinnerung Mariannes mittwochs war, kam Schwester Elise ins Bad, über dem Arm etliche Büstenhalter. Marianne B. hatte kurz zuvor zum ersten Mal ihre Periode bekommen und sollte nun einen Büstenhalter tragen, obwohl sie „flach wie ein Brett“ war. Es war offensichtlich, dass ihr kein einziger Büstenhalter passen würde. Gleichwohl probierte Schwester Elise

449 Interview Klaus D., 29.2.2008.

450 Interview Annegret K., 6.8.2007.

451 Inge C. berichtet, dass zum Badetag das Ritual des „Getaucht-werdens“ gehörte. Dabei habe man keine Rücksicht darauf genommen, dass sie eine chronische Mittelohrentzündung gehabt habe. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

452 Interview Barbara S., 7.8.2007. Bernd B. berichtet, dass Schwester Anna Pawlowski und ihre Helferinnen auf der „Kleinkinderstation“ für jedes Kind frisches Wasser einlaufen ließen. Interview Bernd B., 6.8.2007. Wolfgang M. hat nie erlebt oder auch nur gehört, dass Jungen in bereits benutztem Wasser baden mussten. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

453 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

454 Interview Christel und Eberhard Flüge, 31.7.2009.

455 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Für die nachfolgende Schilderung ebd.

ihr einen nach dem anderen an, kniff Marianne dabei auch fest in die Brust. Die anderen Mädchen, die zuschauten, hätten sich „kaputt gelacht“, so Marianne B. Zeugin dieses entwürdigenden Schauspiels war Christel Reuter, die diakonische Helferin. Noch heute sieht sie Schwester Martha und Schwester Elise mit den Büstenhaltern über dem Arm da stehen.⁴⁵⁶ Alle pubertierenden Mädchen – nicht nur Marianne – wurden vorgeführt, ihre Brüste „taxiert“, um zu sehen, welcher Büstenhalter denn passen würde. Dabei wurde „auch schon mal an den Busen gefasst“, berichtet Christel Flügge weiter. Für Marianne B. war die Scham, dass Christel diese Demütigung miterlebt hatte, am allerschlimmsten: „Dass *die* das jetzt noch mitkriegt, dass die das mit Dir machen, das ist so schrecklich. Ich habe mich wegen *der* [Christel] geschämt, wegen mir ja nicht, weil: ich konnt's ja nicht ändern.“ Am liebsten, so Marianne B., wäre sie damals im „Boden versunken“. Das Perfide an dieser Situation war, dass Schwester Elise und Schwester Martha die diakonische Helferin, die sich mit Marianne angefreundet hatte, zur Zeugin der Demütigung machten. Dass die Situation auch die diakonische Helferin in Verlegenheit brachte, steigerte die Pein des Mädchens – gleichzeitig machten die Schwestern auch Christel unmissverständlich klar, wer die Verfügungsgewalt über die Kinder hatte. Man könnte sagen, hier wurde Scham als Waffe verwendet.

2.5.11. „Bullemann“, Nikolaus und Leichenkammer: Angst als Waffe

„Alles war mit Ängsten verbunden.“ So umschreibt Helmut J. den Alltag im Johanna-Helenen-Heim – und diese Ängste wurden durch „Späße“ geschürt, um die Kinder einzuschüchtern und gefügig zu machen. So war der Speisenaufzug, der auf der „Kleinkinderstation“ in ein Vorzimmer führte, ein Quell von Ängsten. „Böse Kinder“, so Helmut J., seien in dieses Vorzimmer gesperrt worden. Ihnen wurde dann gedroht: „Gleich kommt der Bullemann.“ Eine der Helferinnen⁴⁵⁷ habe sich dann in den Speisenaufzug gesetzt, hätte sich hochziehen lassen und dann die Kinder in Angst und Schrecken versetzt, glaubten die Kinder doch an ein Gespenst.⁴⁵⁸ Ähnlich große Angst hatten die Kinder, wenn der Nikolaus – manche der Interviewten meinen, dass er von Dr. Katthagen gespielt wurde – ins Johanna-Helenen-Heim kam. Manche Kinder, so Helmut J., hätten sich dann vor Angst in die „Hose gepinkelt“.⁴⁵⁹

456 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Für die nachfolgende Schilderung ebd.

457 Jochen P. gibt an, dass dies meist Fräulein Emmi von der „Kleinkinderstation“ tat. Interview Jochen P., 10.9.2009.

458 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

459 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007 (mit Bezug auf Jochen P.).



Mit strammer Haltung und ernstem Blick steht Hannelore E. vor dem „Nikolaus“, der jedes Jahr von Angestellten der Volmarsteiner Anstalten gespielt wurde. Das Photo entstand wahrscheinlich 1964. Bestand: ESV.

Günter K. erinnert sich ebenfalls an den Besuch des Nikolaus.⁴⁶⁰ Dieser sei durch den „Jungseingang“ gekommen, habe die Untaten der Jungen aus einem Buch vorgelesen und „bösen“ Kindern „einen mit der Rute“ gegeben. Ihm und den anderen sei „Angst gemacht“ worden.

Zu den auf die Erzeugung von Angst abzielenden Strafformen gehörte ferner das Einsperren in der abgedunkelten Schuhputzecke, im dunklen Keller oder auf dem dunklen Dachboden.⁴⁶¹ Auch die im Kellergeschoss des Johanna-Helenen-Heims befindliche Leichenkammer konnte tiefe Furcht auslösen. Deren Zugang lag zum Hof hin, wo die Kinder nachmittags spielten. Verschiedene unserer Gesprächspartnerinnen und -partner können sich erinnern, dass sie beobachtet haben, wie Leichen gebracht wurden. Manchen Kindern machte das nichts aus,⁴⁶² für andere war die Leichenkammer ein Quell von Ängsten, die sich die Schwestern für Disziplinierungszwecke nutzbar machten. Zum Beispiel für Barbara S., die zur Strafe auf der Treppe zum Leichenraum stehen musste, „bis einer herauskommt“.⁴⁶³ Norbert S. wurde angedroht, ihn in die Leichenhalle zu sperren, weshalb er nicht gerne auf den Spielplatz ging.⁴⁶⁴ Marianne B. erinnert sich, einmal die Hand einer Leiche gesehen zu haben, die in die Leichenkammer gebracht wurde, und furchtbar geschrien zu haben. Nach dem Tod ihrer Freundin Bärbel redete Schwester Elise dem verstörten Mädchen ein, man habe Bärbel die Beine brechen müssen, damit sie in den Sarg passe – bis heute eine quälende Erinnerung für Frau B.⁴⁶⁵

Vor allem Schwester Jenny machte sich offenbar einen Spaß daraus, die Kinder zu verängstigen. Eine in einer Schriftquelle aus der damaligen Zeit festgehaltene Episode mag dies noch einmal verdeutlichen. Klaus-Dieter K. führte während der Freizeit in St. Peter-Ording im Jahre 1960 ein Tagebuch, das er in seine Heimatkundemappe einheftete. Unter dem 24. August 1960 notierte er:

„Die Türen zu den einzelnen Toiletten sind inzwischen angebracht worden, aber sie haben noch keine Klinken. Man darf sie nicht von innen zumachen, sonst ist man eingeschlossen. Dieses passierte Hansi. Er schrie um Hilfe. Bleib ruhig drin! spottete Schwester Jenny. Dann hatte der arme Gefangene

460 Interview Günter K., 11.9.2009.

461 Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007; Interview Jochen P., 10.9.2009.

462 Interview Annegret K., 6.8.2007; Interview Bernd B., 6.8.2007; Interview Klaus K., 29.2.2008. Herr K. meint in diesem Zusammenhang, er habe wohl zu den „Gefühlsärmsten“ gehört, wenn man Angst und Schmerz einmal ausklammere. Einen während der Zeit im Johanna-Helenen-Heim verstorbenen Mitschüler hat Herr D. in der Leichenkammer noch einmal gesehen.

463 Interview Barbara S., 7.8.2007.

464 Interview Norbert S., 22.4.2009.

465 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

Angst, er müsse verhungern, und bat, sie solle die Verpflegung unter der Tür durchschieben. Schließlich wurde er wieder frei.“⁴⁶⁶

Was hier als lustige Schnurre erzählt wird (und von Schwester Jenny und den anderen Kindern wohl auch so empfunden wurde), war für den eingeschlossenen Jungen ein schlimmes, wohl gar mit Todesangst besetztes Erlebnis. Die Schwester machte sich hier die Leichtgläubigkeit eines Kindes zunutze, das – für gewöhnlich im eingeschränkten Erfahrungsraum des Heimes lebend – die ungewohnte Situation nicht einschätzen konnte.

2.5.12. Das Schwarze Kleid: Erniedrigung

Bestimmte Gruppen von Kindern im Johanna-Helene-Heim waren Opfer besonders erniedrigender Behandlung. Ein perfides Strafritual mussten etwa bettnässende Kinder über sich ergehen lassen. Diesen wurde im Frühstücksraum, während die anderen Kinder frühstückten, das beschmutzte Bettlaken umgehängt. Die Rollstuhlfahrer wurden dabei an der Wand aufgereiht. Diese Kinder, so Klaus D., seien regelrecht „ausgestellt“⁴⁶⁷ worden – eine Form der sozialen Ausgrenzung, mit dem Bettnässer – soweit wir dies auf dem gegenwärtigen Kenntnisstand sagen können⁴⁶⁸ – in vielen Heimen auch der Kinder- und Jugendhilfe gequält wurden. Jochen Twer berichtete in seinem Praktikumsbericht von einem Jungen namens Jürgen, den er als „Schwarzes Schaf“ der Station J III K charakterisiert:

„Jürgen frönt dem Hobby, nachts des öfteren sein Bett anzufeuchten. Sein ‚Ehrentitel‘ Bettnässer ist ihm garantiert. – Ich möchte gleich bemerken, dass kein organischer Fehler vorliegt. Sein Nässen basiert auf psychischen Depressionen. – Diese Tatsache existiert aber nicht für das Stammpersonal der Station. – So konnte man allmorgendlich nahezu einen Wettlauf des älteren Personals zu Jürgens Zimmer beobachten, um einen ‚positiven‘ Befund klat-

466 Heimatkundemappe Klaus-Dieter K. Wolfgang M. meint, dass alle Kinder ein solches Reisetagebuch führen mussten. Es sei im Wesentlichen diktiert worden. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

467 Interview Klaus D., 29.2.2008. Volker D. berichtet, er habe, wenn er das Bett einnässte, das nasse Laken selbst entfernen müssen, begleitet von den sarkastischen Kommentaren Schwester Jennys. Ein Strafritual wie das von Klaus D. geschilderte hat er nicht erlebt. Interview Volker D., 30.7.2009.

468 Vgl. Hans-Walter Schmuhl, „Papst Leo“, „Blondi“, „Karpfen“ und die anderen. Fürsorgeerziehung in Freistatt aus der Sicht der Zöglinge, in: Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl/Kerstin Stockhecke (Hgg.), Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre, Bielefeld 2011, S. 153-216, S. 196 f.

schend und schreiend den übrigen Mitmenschen zu übermitteln. Immer wieder erzählen die Kinder, dass sich vor meiner Zeit die Schlagzahl von einem zum anderen Mal jeweils verdoppelte. – Eine der Richtlinien: „Das Schlagen ist strengstens verboten!“⁴⁶⁹

Besondere Formen der Erniedrigung trafen auch Marianne B. Sie zog, wegen ihrer Herkunft als „Asoziale“ stigmatisiert, den besonderen Hass der Königsberger Diakonissen auf sich. Selbst nachts konnte sie sich nicht sicher fühlen. So wurde sie wiederholt von Schwester Elise und Schwester Martha aus dem Schlaf gerissen und zu einem Fenster gezerrt, von dem aus man freien Blick auf eine Laterne hatte, unter der die älteren Jungen und Mädchen aus anderen Volmarsteiner Häusern Zärtlichkeiten austauschten – die Schwestern zwangen Marianne, sich diese Szenen anzusehen, und kommentierten dies mit den Worten: „Guck Dir mal da unten die Schweine an, die küssen sich schon wieder. Du wirst genau so eine Hure wie Deine Mutter.“ Das aus dem Schlaf gerissene, barsch angeherrschte Kind war so verängstigt, dass es heftig würgen musste. Frau B. kommentiert rückblickend: „Das Problem war eben, dass ich diesen Leuten komplett ausgeliefert war, und zwar von morgens bis abends, sogar mitten in der Nacht.“⁴⁷⁰ Sie schildert in diesem Zusammenhang eine weitere Szene: Zu Ferienbeginn stand sie am Fenster und sah zu, wie die anderen Kinder von ihren Eltern abgeholt wurden. Auf ihre traurige Frage, warum sie als einzige immer übrig bleibe, habe Schwester Elise nur geantwortet: „Was? An Deiner Stelle würde ich mich doch schämen, dass ich geboren bin. Wer weiß, wie Du zustande gekommen bist, hinterm Busch oder so.“ Diese Form der Diskriminierung, so Frau B., zog sich „wie ein roter Faden durch“.⁴⁷¹ Ingrid S. bestätigt, dass Marianne B. wegen ihrer Herkunft von den Schwestern drangsaliert wurde. Einmal sei Marianne „aufgelöst“ gekommen und habe berichtet, die Schwestern hätten zu ihr gesagt: „Deine Mutter hat auch nichts getaugt, deshalb hat die Dich auch ausgesetzt“. Die Schwestern hätten Marianne mitgeteilt, sie sei „vor der Kirche“ abgelegt worden.⁴⁷²

469 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 6.

470 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

471 Ebd. Frau B. weist darauf hin, dass die Schwestern im Johanna-Helene-Heim offenbar nicht genau über ihr Herkommen Bescheid wussten – so sei, als sie nach Volmarstein kam, unklar gewesen, wann ihr Geburtstag war –, was zusätzlich Stoff für Spekulationen geboten haben dürfte.

472 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Christel Flügge erinnert sich, dass über Mariannes Herkunft abfällige Bemerkungen gemacht wurden. Den Wortlaut weiß sie aber nicht mehr. Die diakonische HelferIn erkundigte sich beim Roten Kreuz nach Mariannes Familie. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

Wenn Marianne nicht fleißig genug gearbeitet oder nicht willig genug gegessen hatte, musste sie – als einziges Kind im Johanna-Helene-Heim⁴⁷³ – schwarze Strafkleidung tragen: ein schwarzes Kleid, schwarze Strümpfe und schwarze Schuhe. Voller Scham erinnert sie sich an eine Situation, als sie in dieser Kleidung auf den Hof gehen musste und Schwester Elise vor allen Kindern laut lachend auf sie deutete. Offenbar hatte die Schwester die anderen Kinder vorher angestiftet mitzulachen – manche, die sich davon wohl einen Vorteil erhofften, lachten denn auch mit, andere nicht. Das schwarze Strafkleid wird von Christel Flügge bezeugt. Schon als sie noch auf einer der „Frauenstationen“ arbeitete, war ihr Marianne, die häufig an einem Fenster zwischen der ersten und zweiten Etage des Johanna-Helene-Heims stand, aufgefallen, weil sie immer wieder einmal schwarze Kleidung trug. Auf Christels Frage berichtete Marianne, dass dies ihre Strafkleidung sei.⁴⁷⁴

Bei der Verteilung der Süßigkeiten ging Marianne immer leer aus – wagte sie zu fragen, ob sie etwas haben dürfe, bekam sie Schläge. Abends, wenn die „Schmatzkisten“ geöffnet wurden, zog sie aus Verzweiflung Wollfäden aus der alten Militärdecke, die auf ihrem Bett lag, und saugte daran. Manchmal ging sie zu der Mitarbeiterin an der Pforte und bat um die Ränder von Briefmarkenblöcken – um den süßlich schmeckenden Klebstoff auf der Rückseite abzulecken.⁴⁷⁵

Die anderen Kinder merkten, dass Marianne eine Außenseiterin war: „Gerade unter den Kindern war es nicht einfach.“⁴⁷⁶ Frau B. berichtet, dass sie sich um ein Mädchen namens Margaret, genannt „Pummelchen“, zu kümmern hatte. Margarets Eltern besaßen einen großen Bauernhof und brachten stets Würste für die Schwestern mit, wenn sie zu Besuch kamen, weshalb Margaret eine privilegierte Stellung unter den Kindern hatte – so durfte sie als einzige ihre „Schmatzkiste“ unter ihrem Bett aufbewahren, während die Süßigkeiten der anderen Kinder in ihren „Schmatzkisten“ in einem Schrank im Schlafsaal lagerten. Marianne konnte einmal der Versuchung nicht widerstehen und nahm einen Bonbon aus Margarets Kiste. Später sprach sie Margaret an und sagte ihr, was sie getan hatte. Das Mädchen denunzierte sie daraufhin sofort bei Schwester Elise, die Marianne mit einem Gummilatschen

473 So die Erinnerung unserer Interviewpartnerinnen und -partner. Allerdings gibt Inge C. an, auch sie sei einmal, nachdem sie sich wegen der Zustände im Johanna-Helene-Heim ihrer Mutter anvertraut habe, in eine „Strafkleidung“ – „schwarz von Kopf bis Fuß“ – gesteckt worden. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

474 Die diakonische Helferin war wegen des Strafkleids befremdet, verfolgte die Angelegenheit aber nicht weiter – „man ging wieder seiner Arbeit nach“. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

475 Mitteilung Marianne B., 6.11.2009.

476 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

verprügelte.⁴⁷⁷ Christel Flügge bestätigt, dass Marianne B. „Freiwild“ war: „An Marianne ließ man Aggressionen ab, mit Marianne konnte man Dinge tun, die man mit anderen Kindern“ nicht tun konnte. So musste sich Marianne morgens häufig um Christel D. kümmern, ein korpulentes Mädchen mit Muskelschwund. Frau Flügge hat selbst gesehen, wie Christel D. die zu ihrer Hilfe abgestellte Marianne einmal anspuckte, ein anderes Mal schlug.⁴⁷⁸ Marianne B. berichtet, Schwester Elise habe andere Kinder angewiesen, sie zu schlagen – vor allem ein geistig behindertes Mädchen, vor dem sie große Angst gehabt habe, habe sie misshandelt.⁴⁷⁹

Die Folge der fortgesetzten Kränkungen und Demütigungen war, dass Marianne B. als Kind keinerlei Selbstwertgefühl entwickeln konnte. Man habe ihr, stellt sie bitter fest, eingetrichtert: „Du bist nichts, Du hast nichts, Du kannst nichts.“⁴⁸⁰

2.5.13. Die Eltern: Zwischen Gleichgültigkeit und Solidarisierung

Die Kinder im Johanna-Helene-Heim hatten kaum einen Menschen, an den sie sich in ihrer Not hätten wenden können. Manche wagten es nicht einmal, sich ihren Familien anzuvertrauen. So scheute sich Wolfgang M., seinen Eltern von den Zuständen im Johanna-Helene-Heim zu berichten. Er hatte Angst, weil er meinte, beobachtet zu haben, dass Kinder, deren Eltern sich beschwert hatten, später darunter zu leiden hatten. Er war sich also über die möglichen Konsequenzen im Klaren. Seine Eltern, so ist er überzeugt, wären auch gar nicht in der Lage gewesen, ihm zu glauben.⁴⁸¹ Tatsächlich mochten manche Eltern nicht glauben, was ihre Kinder ihnen über Misshandlungen im Johanna-Helene-Heim erzählten. So erging es etwa Günter K., als er sich bei seinen Eltern über Schwester Jenny beschwerte. Die Eltern aber hatten Jenny bei ihren Besuchen stets freundlich erlebt und verdächtigten ihren Sohn gar, ein „Rädelsführer“ zu sein, der versuche, die Kinder gegen die Schwestern aufzuwiegeln.⁴⁸²

477 Ebd.

478 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009. Marianne B. berichtet auch in ihren schriftlichen Lebenserinnerungen, dass sie von Christel D. angespuckt wurde.

479 Marianne B., Lebenserinnerungen.

480 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Jochen Twer gibt in seinem Praktikumsbericht die Reden der Diakonissen folgendermaßen wieder: „Nein, der N.N. will nicht, der meint er könnte sich alles erlauben, das ist ein ganz Durchtriebener, gucken Sie sich mal die Mutter an, und der Vater, der hat schon ...‘ dann folgt eine Familienkritik beißendster Farben“. Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 3.

481 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Inge C. berichtet, sie sei, nachdem sie einmal mit ihrer Mutter gesprochen habe, verprügelt, mit dem Kopf vor die Wand geschlagen und in schwarze „Strafkleidung“ gesteckt worden. Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

482 Interview Günter K., 11.9.2009.

In anderen Fällen glaubten die Eltern ihren Kindern zwar, solidarisierten sich aber mit den Betreuerinnen. So stellten sich die Eltern von Bernd B., als er ihnen erzählte, dass er geschlagen worden sei, auf dem Standpunkt, man müsse „sich beherrschen und überlegen, was man sagt und macht“.⁴⁸³ Volker D. berichtet, er habe, nachdem er eine schwere Grippe überstanden hatte, eine „schwere Nervenkrise“ bekommen. Im Glauben, einen „Herzanfall“ zu bekommen und sterben zu müssen, habe er laut geschrien. Er wurde daraufhin vorübergehend in die Orthopädische Klinik verlegt. Zurück im Johanna-Helene-Heim, sei er dann ganz apathisch geworden, habe nicht mehr am Unterricht teilnehmen können und oben im Schlafsaal im Bett liegen müssen. In dieser Situation schrieb Volker an seine Mutter, sie möge ihn nach Hause holen. Vom Fenster des Schlafsaals aus habe er den Bahnhof Wetter sehen können. Immer habe er Ausschau gehalten. Wenn ein Zug in den Bahnhof einlief, habe er sich vorgestellt, seine Mutter käme. Diese kam tatsächlich aber erst zu Ferienbeginn zwei Wochen später. In den Ferien tat Volker dann so, als sei er krank und bekomme keine Luft. Eine Zeitlang habe er deshalb mit ärztlichem Attest zu Hause bleiben dürfen, doch dann brachte seine Mutter ihn wieder zurück. Bevor sie sich an den beschwerlichen Anstieg zu den Volmarsteiner Anstalten machten, hätten sie im Dorf noch eine Tasse Kaffee zusammen getrunken – der Junge brach dabei in Tränen aus, was die Mutter mit einem „Stell Dich nicht so an“ unterband. Die Mutter, so meint Herr D. rückblickend, habe es, von 45 Mark Rente in einer kleinen Kellerwohnung lebend, sehr schwer gehabt – das habe sie verhärtet.⁴⁸⁴

Barbara S. kam, nachdem sie von Schwester Elise mit dem Rohrstock verprügelt worden war, mit Striemen auf dem Rücken nach Hause. Bei ihrer Mutter habe sie keinen Rückhalt gefunden: „Du musst da durch, ich kann Dir nicht helfen“. Ihrer Mutter, so vermutet Frau S. in der Rückschau, sei sie „eine Last“ gewesen. Im Interview gibt Frau S. ein Gespräch wieder, das sie vor einiger Zeit mit ihrem jüngsten Bruder geführt hat. Sie wollte von ihm wissen, warum Eltern und Geschwister sich nicht um sie gekümmert hätten, als sie im Johanna-Helene-Heim war: „Warum? Ihr wusstet immer, dass es mich gibt. Warum die Türen zu? Ich habe niemandem von Euch etwas getan.“ Ihr Bruder habe ihr, so Frau S., auf ihre Vorwürfe geantwortet: „Aber Du warst ja nie da. Du warst von Freitag bis Sonntag da und dann warst Du wieder weg. Und wenn Du da kamst, gab's immer nur Theater“. Im Nachhinein räumt Frau S. ein, dass sie „frustriert und böse“ gewesen sei, ihre „Wut rausgelassen“ habe und ihren „Kummer loswerden“ wollte. Diese konfliktgeladene Atmosphäre an den Wochenenden dürfte mit dazu beigetragen haben, dass Eltern und Geschwister

483 Interview Bernd B., 6.8.2007.

484 Interview Volker D., 30.7.2009.

Barbaras Klagen über Misshandlungen im Heim nicht ernst nahmen – vielleicht sogar nicht glauben wollten.

Hilfe fand Barbara nur bei ihrer Großmutter, die der Familie den Haushalt führte. Sie nahm sich Zeit für Barbara, versuchte auch, auf die Mutter einzuwirken, Barbara aus dem Heim zu nehmen, und wandte sich auch an den Hausarzt. Dieser habe sich die Striemen angesehen, nachdem Barbara von Schwester Elise mit dem Rohrstock gezüchtigt worden war. Die Großmutter sei dann mit dem hausärztlichen Attest zu Schwester Elfriede gegangen und habe mit Anzeige gedroht. Die leitende Schwester habe aber die Vorwürfe mit der Bemerkung vom Tisch gewischt, Barbara lüge und habe sich nur gestoßen. Noch bei einer weiteren Gelegenheit habe die Großmutter sich energisch für Barbara eingesetzt: Zum Mittagessen gab es dicke Bohnen mit Speck, die Barbara überhaupt nicht mochte. Sie würgte das Essen herunter, erbrach sich und wurde von den Schwestern zwangsgefüttert. Zufällig kam in diesem Augenblick die Großmutter dazu und es gab ein „Heidendonnerwetter“.⁴⁸⁵

Andere Kinder fanden uneingeschränkt Rückhalt bei Eltern und Verwandten.⁴⁸⁶ Annegret K. etwa konnte sich ihrem Vater anvertrauen. Dieser kam zwei Tage, nachdem Steiniger Annegret mit ihrem Krückstock auf den Rücken geschlagen hatte, zu Besuch. Der Vorfall konnte nicht vertuscht werden, da Annegret nach der Misshandlung nur an Stöcken gehen und sich vor Schmerzen nicht setzen konnte. Der Vater schaute sich die Verletzung an und beschwerte sich beim Anstaltsleiter, damals noch Pastor Hans Viotor. Dieser, so die Familienüberlieferung, habe dem Vater gesagt: „Zeigen Sie die Lehrerin nicht an, das ist unsere beste Kraft.“ Der Vater habe dann auch geschwiegen, später aber, als Steiniger von einem anderen Vater angezeigt worden sei, doch noch vor Gericht ausgesagt – zu diesem Zeitpunkt war Annegret jedoch nicht mehr im Johanna-Helenen-Heim.⁴⁸⁷

Von allen Interviewten scheint Ingrid S. den stärksten Rückhalt im Elternhaus genossen zu haben. Ihre Eltern kamen jeden Sonntag zu Besuch. Ingrid konnte sich ihnen rückhaltlos anvertrauen – ihre Mutter (die übrigens auch auf der Freizeit auf Amrum dabei war) wandte sich, wenn Ingrid sich beschwerte, jedes Mal sofort an die leitende Schwester. Mit der Zeit wurde Ingrid jedoch „vorsichtiger“, weil sie bemerkt zu haben glaubte, „die [Schwestern] ließen ihre Wut woanders aus“, wenn sie von der leitenden Schwester zurechtgewiesen worden waren. Ingrid bat ihre Mutter daher um „Vorsicht, nachher bekommen die anderen das zu spüren“. Frau S. hat

485 Interview Barbara S., 7.8.2007.

486 Interview Annegret K., 6.8.2007.

487 Ebd. Verschiedene Interviewpartnerinnen und -partner aus dem Kreis der ehemaligen Schülerinnen und Schüler meinen, sich erinnern zu können, dass Steiniger nach einem Strafverfahren aus dem Dienst ausscheiden musste. Die Schriftquellen bieten indessen dafür keinerlei Anhaltspunkt.



*Barbara S. mit ihrer Großmutter Gertrud H. 1964 in Rhede.
Das Photo wurde von Barbara S. zur Verfügung gestellt.*

übrigens vor einiger Zeit mit ihrer noch lebenden Mutter über dieses Thema gesprochen – diese meinte rückblickend, die Hausmutter habe um die Missstände gewusst, sei aber selber „in Bedrängnis“ gewesen.⁴⁸⁸

Marianne B. hatte keinen Menschen, an den sie sich hätte wenden können. Wenn Schwester Elise und Schwester Martha sie ins Badezimmer zerrten und mit Gummilatschen oder Rohrstock verprügelten, schrie Marianne so laut, dass man es im Stockwerk darunter noch hören konnte. An manchem Morgen sei sie auf der Treppe einer Patientin namens Friedchen begegnet, die in ihrem Rollstuhl vor den „Frauenstationen“ saß und mitleidig fragte: „Na Kind, tut’s noch weh?“ Sie habe, berichtet Frau B., absichtlich laut geschrien, damit Friedchen sie hörte.⁴⁸⁹

2.6. Die Kinder untereinander

Innerhalb der Schüler- und Schülerinnenschaft des Johanna-Helene-Heims gab es durchaus interne Hierarchien. Der soziale Hintergrund der Kinder wies große Unterschiede auf, und dadurch, dass diese Unterschiede sich im Verhalten der Diakonissen und Lehrerinnen niederschlugen, manche Kinder also von ihren Betreuerinnen bevorzugt, andere wiederum offen benachteiligt wurden, wirkten sie tendenziell entsolidarisierend. Kinder, die besondere Privilegien genossen, konnten den Neid und die Abneigung anderer auf sich ziehen, die als „asozial“ abgestempelten Kinder wurden dem Spott und der Verachtung der anderen ausgesetzt. Auch gingen die Schwestern darauf ein, wenn ein Kind ein anderes „verpetzte“. Das alles beförderte die Vereinzelung und Vereinsamung der Kinder. „Man wusste nicht viel voneinander“, stellt Ingrid S. fest. Sie selbst habe ihre eigene Technik entwickelt, wenn ihr die drangvolle Enge im Johanna-Helene-Heim zu viel wurde. Sie habe dann „abgeschaltet“ und „zugemacht“: „Wenn die Kinder im Speisesaal mir auf den Nerv gingen, dann habe ich nichts mehr gehört, nur noch so ein Rauschen“.⁴⁹⁰

Dennoch gewinnt man aus den Interviews den Eindruck, dass unter den Kindern insgesamt eine – manchmal etwas verstoßene – Gemeinschaft herrschte. Die Atmosphäre permanenter Angst und Anspannung betraf *alle*, auch diejenigen, die

488 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Pastor Ulrich Bach wies auf Dieter S. aus seiner Konfirmandengruppe hin, der Bluter war. Als der Vater des Jungen entdeckte, dass dessen Finger rot geschwollen waren, weil Steiniger ihn geschlagen hatte, habe er der Anstalt gedroht, woraufhin Dieter „Liebkind“ geworden sei. Interview Pastor Ulrich Bach, 16.5.2008.

489 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

490 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Über eine ähnliche psychologische Reaktion berichtet Klaus D.: Während seines Aufenthaltes in der Orthopädischen Klinik habe ihn zur Besuchszeit, wenn er als einziges Kind keinen Besuch bekam, stets eine unbezwingbare Müdigkeit überkommen und er sei unter all den vielen Menschen einfach eingeschlafen. Interview Klaus D., 29.2.2008.

wenig auszustehen hatten – das schweißte zusammen. Es kam aber auch deshalb kaum Streit zwischen den Kindern auf, weil die Diakonissen gleich „dazwischen gingen“ – eine eigene Subkultur der Kinder und Jugendlichen konnte sich nur in Ansätzen entwickeln, da sie einer nahezu lückenlosen Kontrolle ausgesetzt waren.

2.6.1. Interne Hierarchien

Unter den Kindern des Johanna-Helenen-Heims habe, so drückt es Klaus-Dieter K. aus, eine „Klassengesellschaft“ geherrscht.⁴⁹¹ Barbara S. ist überzeugt, dass es Kinder wohlhabender Eltern besser gehabt haben, „solange das Geld floss“.⁴⁹² Auf der „Mädchenstation“ gab es – nach dem Zeugnis Christel Flügges – manche „Lieblingskinder“.⁴⁹³ Ingrid S., die aus guten Verhältnissen kam und deren Eltern⁴⁹⁴ und Großeltern sie regelmäßig besuchten, konnte das verabscheute Fleisch auf ihrem Teller liegen lassen, ohne dass sie Strafen befürchten musste.⁴⁹⁵ Selbst als Ingrid zu Schwester Elise – die ihr die fetten Fleischbrocken auf die Toilette nachgetragen hatte – sagte, sie solle „das mal selbst“ essen, hatte das keinerlei Konsequenzen.⁴⁹⁶ Einen Sonntag, etwa im Jahr 1963, bekam Ingrid sogar einen Extrateller, auf den sie das fette Fleisch ablegen konnte, die anderen machten das dann auch, berichtet sie. Ingrid S. konnte es, wie sie betont, sogar wagen, auf die Drohung mit Schlägen mit der Ankündigung zu reagieren, dann werde sie zurückschlagen. Die Schwestern hätten es nicht gewagt, sie anzurühren, weil sie in ihren Eltern einen starken Rückhalt hatte.⁴⁹⁷ Ähnlich Günter K.: Auch er konnte sich nicht nur, wie er sagt, „ganz auf die Besuche seines Vaters“ verlassen, sein Vater hätte überhaupt „hinter ihm gestanden“: „Mich hat keiner großartig geschlagen“.⁴⁹⁸ Zu den privilegierten Jungen gehörte auch

491 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

492 Interview Barbara S., 7.8.2007.

493 Nach den Schilderungen von Frau Flügge waren dies nicht unbedingt die bestangepassten Kinder. So erinnert sie sich an die „kleine, schnodderige Bettina S.“, mit der die Schwestern gut ausgekommen seien. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

494 Auch habe sich eine Lehrerin einmal darüber gewundert, dass die Mutter von Ingrid S. offenbar eine gut aussehende Frau war: „Ich wusste gar nicht, dass Du so eine schöne, junge Mutter hattest.“

495 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Frau S. schildert im Gespräch eine Szene, die vor der Zeit von Schwester Elise und Schwester Martha stattfand: Ingrid und ihre Freundin Helga S. saßen vor ihren Tellern mit Graupensuppe. Weil sie nicht essen mochten, habe sie eine der Königsberger Diakonissen zu einem „Wettessen“ aufgefordert. Ingrid erbrach die hastig gelöffelte Suppe auf den Teller und musste fortan nicht mehr aufessen.

496 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Wenn sie am Montag die „Nudelpampe“ stehen ließ, habe Schwester Martha ärgerlich gefragt: „Warst wieder zu Hause? Bist wieder verwöhnt worden?“

497 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

498 Interview Günter K., 11.9.2009.

Klaus-Dieter K., von seinen Mitschülern „Schlempebauer“ genannt,⁴⁹⁹ dessen Eltern vom Bauernhof regelmäßig große Pakete schickten, in denen sich stets Extrapakete für Schwester Jenny und Gertraude Steiniger befanden. Seine Eltern, urteilt Herr K. aus heutiger Sicht nüchtern, hätten das Personal einfach „bestochen“.⁵⁰⁰

2.6.2. Freundschaften

Aus den Interviews gewinnt man gelegentlich den Eindruck, dass Schwestern und Lehrerinnen engere Beziehungen zwischen einzelnen Kindern bewusst zu unterbinden versuchten, um homosexuelle oder gar heterosexuelle Kontakte auszuschließen. Dennoch entstanden innige Freundschaften – vor dem Hintergrund des Zusammenlebens in drangvoller Enge, der Notwendigkeit, sich gegenseitig bei den intimsten Verrichtungen zu helfen, und des Fehlens vertrauensvoller und liebevoller Bindungen zu erwachsenen Bezugspersonen konnte dies auch gar nicht anders sein.

Fast alle Interviewten geben an, zumindest einen guten Freund oder eine gute Freundin im Johanna-Helene-Heim gehabt zu haben.⁵⁰¹ Manche Kinder hatten auch mehrere Freunde, so etwa Wolfgang M., der zwar infolge seines langen Klinikaufenthalts schüchtern und gehemmt, von Natur aus aber ein aufgeschlossener Mensch war, der sich öffnen konnte, wenn andere ihm offen begegneten. Er fand unter den Jungen in seinem Schlafräum bald eine Reihe von Freunden. Insbesondere freundete er sich mit Dieter S. an, aber auch mit den beiden Jungen, denen er morgens behilflich war: Gerd U., den Wolfgang trug, wusch und auf die Toilette setzte, und Klaus D., dem er beim Anziehen und beim Anlegen seiner Beinschiene half.⁵⁰² Norbert S., der sich im Vergleich zu seinen Mitschülerinnen und Mitschülern recht gut bewegen konnte, half anderen gerne mit Handreichungen, er wickelte sogar den einen oder anderen Bettnässer, um ihn vor Schlägen oder Trinkverbot zu bewahren. Viele Kinder suchten daher seine Freundschaft. Er achtete, wie er sagt, darauf, dass die Bindungen nicht zu eng wurden, um niemanden zu enttäuschen.⁵⁰³ Helmut J. gibt an, dass die stärksten und klügsten Jungen eine „Bande“ gebildet hät-

499 Mitteilung Marianne B., 10.9.2009.

500 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

501 So etwa Bernd B., Volker D., Klaus D., Horst M. und Annegret K. Der einzige Interviewpartner, der keinen engeren Freund im Johanna-Helene-Heim hatte, ist Klaus-Dieter K., Interview 10.9.2009.

502 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Herr M. war außerdem mit Manfred B., Gerd G. und Volker D. enger befreundet. Barbara S. hatte im Johanna-Helene-Heim drei Freundinnen – man habe, so betont sie, unter dem äußeren Druck zusammengehalten. Interview Barbara S., 7.8.2007.

503 Interview Norbert S., 22.4.2009.

ten.⁵⁰⁴ Horst M. berichtet von einer „wenn auch zerbrechlichen Hierarchie“. Wer sich dagegen auflehnte, sei „zum Kuschen gebracht“⁵⁰⁵ worden.

2.6.3. Jungen und Mädchen

Im Johanna-Helenen-Heim herrschte, wie bereits erwähnt, eine strenge Geschlechtertrennung. Die Schlafräume der Jungen und der Mädchen befanden sich auf verschiedenen Fluren. Jungen war es untersagt, die „Mädchenstation“, Mädchen, die „Jungenstation“ zu betreten.⁵⁰⁶ Auch hatten Jungen und Mädchen getrennte Speisesäle. Zwar stand die Schiebetür zwischen den beiden Speisesälen zumeist offen,⁵⁰⁷ es war den Kindern jedoch streng verboten, diesen Durchgang zu benutzen: „Wehe, wenn man in den Mädchenspeisesaal ging oder umgekehrt!“⁵⁰⁸ Allenfalls durften sich die Kinder einmal etwas durch die geöffnete Tür zurufen. Im Schulunterricht gab es zwar keine Geschlechtertrennung – eine solche wäre aus Mangel an Räumen und Lehrkräften gar nicht durchführbar gewesen. Jungen und Mädchen wurden also gemeinsam unterrichtet, doch saßen sie in den Klassenräumen an getrennten Tischen, wenn auch nicht in getrennten Reihen, so Wolfgang M.⁵⁰⁹ Jungen und Mädchen durften in der Schule nicht miteinander reden – dies wurde sofort bestraft.⁵¹⁰ Innerhalb des Gebäudes kamen die Jungen und Mädchen der „Schulstation“ nur selten in näheren Kontakt: z. B. morgens auf dem Flur im oberen Stockwerk beim Warten auf den Aufzug,⁵¹¹ zwischen Morgenandacht und Unterrichtsbeginn im Klassenraum,⁵¹² am Wochenende im Besucherzimmer, wenn mehrere Eltern gleichzeitig da waren.⁵¹³

504 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Hier spielten Rivalitäten um die Gunst der einen oder anderen Mitschülerin eine Rolle. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009. Für eine Subkultur der Gewalt unter den Jungen, wie sie im Bereich der Fürsorgeerziehung im Einzelfall herausgearbeitet werden kann, fehlt im Johanna-Helenen-Heim jeder Hinweis. Vgl. Schmuhl, „Papst Leo“.

505 Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007. Knaben, die sich gegen die Rangordnung auflehnten, so Herr M., sei auch schon mal bei einer Kissenschlacht ein Kissen aufs Gesicht gedrückt worden.

506 Horst M. gibt an, dass er einmal mit seinem Freund Rolf A. nachts unbemerkt auf die „Mädchenstation“ geschlichen sei – ein „Husarenstück“. Schriftlicher Bericht Horst M., August 2007.

507 Annegret K. erinnert sich aus der Zeit von 1947 bis 1955, dass die Schiebetür zwischen den beiden Speisesälen nur donnerstags geschlossen wurde, wenn der Arzt kam. Interview Annegret K., 6.8.2007.

508 Interview Bernd B., 6.8.2007.

509 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Nur Barbara S. meint sich zu erinnern, dass die Jungen auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite gesessen hätten. Interview Barbara S., 7.8.2007.

510 Interview Barbara S., 7.8.2007. Dies galt für Gertraude Steiniger und Erika Severin. Bei Erna Schumann ging es wesentlich lockerer zu. Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

511 Interview Klaus D., 29.2.2008.

512 Interview Volker D., 30.7.2009.

513 Interview Günter K., 11.9.2009.



Am 15. März 1964 posierten die frisch konfirmierten Schülerinnen und Schüler des Johanna-Helene-Heims vor der Holzkapelle auf dem Anstaltsgelände. Jeweils von links nach rechts: 1. Reihe: Christel D., Manfred M., Pfarrer Ulrich Bach, Doris S., Achim K., 2. Reihe: Roswitha A., Friedhelm J., N. N., Brunhilde W., Ursula S., Marianne B., Karin L., 3. Reihe: Kinder von Angestellten der Volmarsteiner Anstalten, halb verdeckt: Dieter S. Bestand: FAG JHH 2006.

Auch in der Ferienzeit scheint die Geschlechtertrennung etwas weniger streng gehandhabt worden zu sein. Klaus D. erzählt, dass er einmal in den Ferien zusammen mit einem Mädchen, das auch im Heim geblieben war, mit Puppen „Vater-Mutter-Kind“ gespielt habe – als Schwester Jenny dies bemerkte, habe sie die Kinder jedoch umgehend getrennt und ihnen den Umgang miteinander verboten.⁵¹⁴

Auch auf dem Hof gab es getrennte Bereiche für Jungen und Mädchen. Laut Klaus D. hatten sich die Mädchen am Zaun zum Friedhof aufzuhalten, die Jungen auf der anderen Seite.⁵¹⁵ Ingrid S. gibt an, dass die Mädchen nicht an die Kletterge-

514 Interview Klaus D., 29.2.2008. Adolf Harms erinnert sich an ein „quirliges Mädchen“ namens Manuela, das immer mit den Jungen spielen wollte, weil bei den Mädchen „so wenig los war“. Manuela soll angeblich mit Mullbinden an ihr Bett gefesselt worden sein. Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Helmut J. bestätigt diese Darstellung. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

515 Interview Klaus D., 29.2.2008.

rüste durften⁵¹⁶ – vermutlich wurde es als unschicklich angesehen, wenn Mädchen an den Gerüsten turnten. Insgesamt hat man den Eindruck, dass die Jungen beim Spiel im Freien mehr Möglichkeiten hatten, ihren Bewegungsdrang auszuleben.⁵¹⁷ Es gibt übrigens Hinweise darauf, dass die Geschlechtertrennung beim Spielen im Freien anfangs weniger streng gehandhabt wurde. Annegret K. gibt für die Zeit von 1947 bis 1955 an, dass Jungen und Mädchen beim Spiel im Freien nur „teilweise“ getrennt gewesen wären.⁵¹⁸ Auch Ingrid S., ab 1955 im Johanna-Helene-Heim, erinnert sich, dass sie anfangs draußen gelegentlich auch mit Jungen spielen durfte – es „kam immer darauf an, wer da gerade saß“. Erst „nachher“ – nachdem Schwester Elise und Schwester Martha gekommen seien – sei die Geschlechtertrennung strenger gehandhabt worden.⁵¹⁹

Zu erwähnen ist, dass – im Kontrast zur „Schulstation“ – auf der „Kleinkinderstation“ die Geschlechtertrennung nicht so strikt durchgeführt werden konnte wie auf den anderen Stationen. Wie Jochen P. und Norbert S. berichten, waren hier sogar zeitweilig Jungen und Mädchen in einem Zimmer untergebracht. Auch aßen die Kinder zusammen und verbrachten die freie Zeit – still sitzend – im gemeinsamen Klassenzimmer. Jochen P. erinnert sich, dass die Jungen auf der „Kleinkinderstation“ kein nacktes Mädchen sehen durften – es war den Jungen ausdrücklich verboten, durch die Glasscheiben der Schlafzimmer hindurch in das Mädchenzimmer zu schauen. Umgekehrt wurde dies weniger streng gehandhabt. Dass die Jungen sich vor den Diakonissen und ihren Helferinnen ausziehen mussten, daran nahm man weder auf der „Kleinkinderstation“ noch auf der „Schulstation“ irgendwelche Anstände.⁵²⁰

Die mit der Pubertät einhergehende Entdeckung des anderen Geschlechts unter den Bedingungen strikter Geschlechtertrennung führte dazu, dass selbst ein flüchtiger Kontakt zwischen einem Jungen und einem Mädchen einen Sturm der Emotionen hervorrufen konnte. So erzählt Wolfgang M., wie er sich im Alter von etwa elf Jahren in die etwa achteinhalbjährige Doris S. verliebte. Doris hatte Kinderlähmung und musste Schienen bis zur Brust tragen, wobei Hüfte und Knie festgestellt werden mussten, eine Aufgabe, die für gewöhnlich Marianne B. zufiel. Wolfgang war im

516 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Dies wird von anderen Interviewpartnerinnen und -partnern bestätigt. Danach durften die Mädchen nur am ersten Tag nach der Aufstellung der Spielgeräte an diesen spielen. Ein Photograph wurde eigens beauftragt, davon Bilder zu machen.

517 Klaus D. etwa erzählt, er sei manchmal die Rampe zwischen den beiden Spielhöfen „heruntergerollt“. Interview Klaus D., 29.2.2008. Ein solch wildes Toben war den Mädchen augenscheinlich nicht gestattet.

518 Interview Annegret K., 6.8.2007.

519 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

520 Interview Jochen P., 10.9.2009; Interview Norbert S., 22.4.2009.

dritten, Doris im zweiten Schuljahr, als die Lehrerin Erika Severin ihn eines Tages aufforderte: „M., stell doch mal die S. hin.“ Es war das erste Mal in seinem Leben, dass Wolfgang, dem beim Kontakt mit dem anderen Geschlecht sofort die Schamröte ins Gesicht stieg, derart engen körperlichen Kontakt zu einem Mädchen hatte. Er half ihr hoch, stellte ihre Gelenke fest, und für einen Moment standen sie sich Auge in Auge gegenüber. Sofort, so erinnert sich Herr M., entwickelte sich eine „extrem innige Beziehung“. Fortan war zumeist er es, der Doris im Schulunterricht aufstellte und hinsetzte. In seiner Zeit im Johanna-Helene-Heim hatte Wolfgang praktisch niemals Gelegenheit, sich mit Doris zu unterhalten – es blieb beim Blickkontakt. Als Doris mit einem Beinbruch in der Klinik lag, kam es aber auch zu Briefkontakten, und er besuchte sie einmal in einer Gruppe von Kindern. Es war eine „absurde, sehr schwierige Situation“, so Herr M., die bis heute nachklingt – die beiden hatten zwar nach ihrer Zeit in Volmarstein noch Kontakt, eine Beziehung kam aber nicht zustande.⁵²¹

Volker D. weist darauf hin, dass Jungen und Mädchen morgens vor dem Unterricht, wenn die Kinder in den Klassenräumen sich selbst überlassen waren, miteinander sprechen konnten, dabei seien „Liebeleien“ entstanden. Eines der Mädchen, Sigrid B., habe sich dabei in ihn verliebt und darüber auch in ihrem Tagebuch geschrieben, das eines Tages den Schwestern in die Hände fiel. Daraufhin sei ein großer „Zirkus“ los gewesen, die Schwestern hätten ihm, Volker, eindringlich ins Gewissen geredet.⁵²²

2.6.4. Sexualität

Sexualität war im Johanna-Helene-Heim ein absolutes Tabuthema: „Wir wussten gar nicht, dass es Unterschiede zwischen Männlein und Weiblein gab.“⁵²³ Aufklärung fand nicht statt – „das kriegt man durch die Älteren mit“.⁵²⁴ Setzte bei einem Mädchen die Regel ein, hieß es nur: „Das kriegt Du jetzt alle vier Wochen, damit musst Du Dich abfinden.“⁵²⁵ Bekam ein Mädchen seine Periode, musste es sich von den Schwestern Binden geben lassen („war ja alles abgeschlossen“) – „und das

521 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

522 Interview Volker D., 30.7.2009.

523 Interview Barbara S., 7.8.2007.

524 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

525 Interview Annegret K., 6.8.2007.

war's“.⁵²⁶ Eine besonders entwürdigende Begebenheit schildert Marianne B.: Als sie zur Zeit ihrer Regelblutung einmal aus dem Schulunterricht kam, merkte sie, dass der Zellstoff, den man ihr als Einlage gegeben hatte, durchlässig wurde. Ihre Bitte, in das Badezimmer in der oberen Etage gehen zu dürfen, um ihre Binde zu wechseln, wurde abgeschlagen, sie sollte erst essen. Allerdings durfte sie sich nicht setzen. Schwester Elise habe gesagt: „Nein, so ein Schwein wie Du setzt sich nicht da hin. Du musst stehen bleiben.“ Die Schwester habe eine Lade aus dem Schrank gezogen, und Marianne musste im Stehen essen. Hastig löffelte sie ihr Essen – Kartoffelsuppe – aus, um bloß wegzukommen. Ihre Pein erreichte den Höhepunkt, als eine andere Schwester die Spuren von Mariannes Regelblutung auf dem Boden entdeckte und ein Kind anwies, diese wegzuwischen: „Da hat jemand Nasenbluten gehabt.“ Marianne hatte panische Angst, entdeckt zu werden, denn „die Spur führte zu mir.“ In dieser Situation habe ihr Schwester Elise mit der Bemerkung „Wenn Du willst, kannst Du ja essen“ noch eine Kelle Kartoffelsuppe auf den Teller gefüllt. Dies, so Frau B., sei „eine der schlimmsten Demütigungen überhaupt“ gewesen.⁵²⁷

Ihre Sexualität konnten die Kinder und Jugendlichen im Johanna-Helene-Heim, wenn überhaupt, nur verstohlen ausleben. Die pubertierenden Jungen masturbierten – eine kleine Flucht aus dem bedrückenden Heimalltag.⁵²⁸ Das Personal suchte Selbstbefriedigung nach Möglichkeit zu unterbinden. Helmut G. erzählt, dass die Schwestern unter die Bettdecken schauten, „dass da nichts ‚Unzüchtiges‘ passierte.“⁵²⁹ Klaus D. sei aus diesem Grund sogar nachts die Hände an das Bett gebunden worden. Helmut J. berichtet von einem Diakonenschüler, der einem Jungen immer sagte: „Ich sehe in Deinen Augen, ob Du gewichst hast.“ Der so angesprochene Knabe sei dann „schreckensbleich zusammengefahren“ und habe sofort zugegeben, masturbiert zu haben. Daraufhin habe der Diakonenschüler „richtig drauf gehauen“⁵³⁰ Volker D. erinnert sich, dass Schwester Jenny ihm gelegentlich am Mittagstisch, im Beisein aller anderen Jungen, vor den gesundheitlichen Gefahren des Onanierens gewarnt habe.⁵³¹ Jochen Twer schilderte in seinem Praktikumsbericht,

526 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Die Stoffbinden – die abgezählt ausgegeben wurden – kamen zum Waschen in einen Waschtrog. Mit der Zeit waren sie verfärbt. Manche Mädchen ekelten sich davor. Einige Mädchen erhielten nur Zellstoff oder wurden gewickelt und verbrachten die Zeit ihrer Monatsblutung im Bett. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

527 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Demütigend war auch, dass Marianne B. im Anschluss an diese Episode eine Gummihose für Inkontinente anziehen musste, die durchdringend nach Urin stank. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

528 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

529 Schriftlicher Bericht Helmut G., 15.7.2007.

530 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007.

531 Interview Volker D., 30.7.2009. Danach auch das Folgende.

wie Jürgen, das „Schwarze Schaf“ der Station, „bei einer entwicklungsbedingten Unsauberkeit ertappt“ wurde:

„Die Bestrafung war furchtbar! Ich war auf dem Weg, den Jungen der züchtigen Person zu entreißen, als das Klatschen und das Schreien des Kindes aufhörten, das ich trotz geschlossener Türen vier lärmerfüllte Zimmer weiter seit geraumer Zeit hörte. – Tatzeit 5,50 h! – Rot am ganzen Körper, vor Schluchzen zitternd durfte sich der Junge anziehen lassen.“⁵³²

Auch auf der „Kleinkinderstation“ (wo durchaus auch pubertierende Jugendliche untergebracht waren) wurden die Jungen beim kleinsten Anzeichen von Selbstbefriedigung von Schwester Anna und ihre Helferinnen „fertig gemacht“.⁵³³

Volker D. berichtet, dass es unter den Jungen zum Austausch von Zärtlichkeiten gekommen sei. In der freien Zeit am Nachmittag etwa habe es „Berührungen mit dem anderen, unter dem Tisch durch“ gegeben, ebenfalls morgens im Klassenraum in der kurzen unbeobachteten Zeit, bevor die Lehrerin kam. Im „großen Zimmer“, das nicht so strenger Kontrolle unterlag, sei auch schon einmal ein Junge beim anderen ins Bett geschlüpft – dabei sei es zu „Berührungen [gekommen], aber kein[em] Verkehr, Spielereien halt“. Man habe diesen Körperkontakt gebraucht, offenbar ein Ventil, um die emotionale Vernachlässigung zu kompensieren. Zu gegenseitiger Masturbation kam es vor allem in der Doppelkabine der Jungentoilette – hier befriedigten sich die Jungen – in Ermangelung eines Rückzugsraums – auch in Gegenwart eines Mitschülers.⁵³⁴ Wurde bemerkt, dass zwei Jungen miteinander intim waren, versuchten die Betreuerinnen, dies zu unterbinden.⁵³⁵ Zwei unserer Gesprächspartner berichten, dass sie von älteren Mitschülern gegen ihren Willen zu sexuellen Handlungen genötigt wurden.⁵³⁶

Volker D. ist der einzige Interviewpartner, der angibt, gelegentlich auch körperlichen Kontakt zu Mädchen gehabt zu haben. So sei es möglich gewesen, sich beim Spiel im Freien kurz zusammen in die Wiese zu legen. Zwar habe man Acht geben müssen, doch habe man die Geschlechtertrennung draußen auf dem Hof durchaus unterlaufen können. Hier ist ein deutlicher Unterschied zu den Angaben der

532 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 7. Bitter wiederholte Twer an dieser Stelle die Richtlinie: „Das Schlagen ist strengstens verboten!“

533 Interview Jochen P. (Interviewer Helmut J.), S. 13.

534 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007; Helmut J. und Wolfgang M., Mitteilung 4.11.2009.

535 Ein solcher Fall wird uns in einem der Interviews geschildert. Auf die Nennung von Einzelheiten und auf Quellennachweise wird an dieser Stelle mit Rücksicht auf den Gesprächspartner bewusst verzichtet.

536 Auch hier wird auf die Nennung von Einzelheiten und auf Quellennachweise bewusst verzichtet.

anderen Gesprächspartner erkennbar – dabei spielt vielleicht eine Rolle, dass Volker D. bereits ein junger Mann war, als er nach Volmarstein kam, entsprechend ein größeres Interesse an den Mädchen hatte und manche der Mädchen, wie er meint, ihn „angehimmelt“ hätten.⁵³⁷

Das Thema Aufklärung wurde in den Volmarsteiner Anstalten – wie in der gesamten Behindertenhilfe – erst sehr viel später aufgegriffen. Adolf Harms kann sich noch an einen ersten Kursus mit dem Titel „Wenn Hans zu Grete ins Bett steigt“ erinnern.⁵³⁸

2.6.5. Exkurs: Die „Affäre Friedrichs“

Im Jahre 1968 – schon nach der Verlegung der „Kinderstationen“ des Johanna-Helenen-Heims in das neu erbaute Oscar-Funcke-Haus – kam es in den Volmarsteiner Anstalten zu einem handfesten Skandal. Die Kapazitäten des neuen Hauses waren schon kurz nach seiner Eröffnung erschöpft, so dass das Johanna-Helenen-Heim weiterhin – nun aber in aufgelockerter Form – als Wohnheim für körperlich behinderte schulpflichtige Kinder und Jugendliche diente. Rund dreißig Jungen und Mädchen lebten im Frühjahr 1968 dort.⁵³⁹ Der Rektor der neuen Oberlinschule, Ewald Friedrichs, zuvor Sonderschullehrer am Annastift Hannover-Kleefeld und seit 1964 in Volmarstein,⁵⁴⁰ hatte zwei Mädchen aus dem Johanna-Helenen-Heim – das eine spastisch, das andere querschnittgelähmt⁵⁴¹ – von Mitte 1965 bis Anfang 1968⁵⁴² sexuell missbraucht.⁵⁴³ Friedrichs verging sich jedoch nicht nur an den damals zehn- bis dreizehnjährigen Mädchen, sondern auch an mindestens einem Jungen.⁵⁴⁴ Zu

537 Interview Volker D., 30.7.2009.

538 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

539 Protokoll der Vorstandssitzung vom 26.3.1968, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Vorstandsprotokolle 4.6.1965 – 3.12.1968“.

540 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 29.4.1964, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“. Marianne B. gibt an, man habe gehört, es habe schon im Annastift Vorkommnisse gegeben. Dennoch sei Friedrichs in Volmarstein eingestellt worden. Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008. Im Protokoll der Vorstandssitzung vom 14. Februar 1964 heißt es dazu lediglich: „Wegen der notwendigen Neubesetzung der Stelle des Leiters unserer Sonderschule hat sich der Anstaltsleiter nach Absage zweier bisheriger Bewerber an Herrn Rektor Bläsig-Hannover, Annastift, als den Leiter des Verbandes der Sonderschullehrer gewandt. Daraufhin erfolgte die Bewerbung des Sonderschullehrers Friedrichs, der bisher im Annastift tätig war und von dorthier empfohlen wird.“ Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 64“.

541 Westfalenpost, 11.7.1969. Der FAG JHH 2006 sind noch zwei weitere weibliche Opfer bekannt.

542 Westfälische Rundschau, 11.7.1969.

543 H. B. war eines der Opfer von Friedrichs gewesen. Ihre Erinnerungen sind nachzulesen unter: Erinnerungen H. B., <http://www.gewalt-im-jhh.de>.

544 Westfälische Rundschau, 11.7.1969.

seinen Taten zog der Rektor regelmäßig „Jungen unserer Anstalt“⁵⁴⁵ sowie einen Arbeiter als Zuschauer und Mittäter hinzu.⁵⁴⁶ Den betroffenen Kindern hatte er einzeln oder zu zweien Sprachheilunterricht⁵⁴⁷ gegeben und sich so nach und nach deren Vertrauen erworben. Friedrichs habe sich offenbar in Kenntnis der Akten solche Kinder ausgesucht, die bereits eine Missbrauchserfahrung hinter sich gehabt hätten oder neben ihrer körperlichen Behinderung auch geistig behindert gewesen seien, vermuten zwei Zeitzeuginnen.⁵⁴⁸ Mit Geldgeschenken war es Friedrichs gelungen, sich des Schweigens der missbrauchten Kinder zu versichern. Lange Zeit bemerkte niemand aus den Reihen des Pflege- und Lehrpersonals die Taten. Bekannt wurde der Missbrauch erst, als Mitarbeiterinnen bei Gesprächen von Mädchen aufhorchten – Ruth Gößling erinnert sich, dass die Mädchen erzählten, „sie hätten den Ewald im Hemd gesehen und der hätte geschwitzt“.⁵⁴⁹ Eine der Mitarbeiterinnen stellte schließlich einen Kassettenrecorder auf die Fensterbank hinter die Gardine und nahm die Gespräche der Mädchen auf. Mit dem Mitschnitt wandten sich die Mitarbeiterinnen an die junge Lehrerin Brigitte Wald, die die Äußerungen der Mädchen ernst nahm und nicht als „Blüten einer sexuellen Wunschphantasie“⁵⁵⁰ abtat. Wald wandte sich – zusammen mit ihrer Kollegin Inge Keller – an Pastor Rudolf Lotze,

545 Protokoll der Vorstandssitzung vom 26.3.1968, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Vorstandsprotokolle 4.6.1965 – 3.12.1969“. Es handelte sich um Lehrlinge aus dem Hermann-Luisen-Haus.

546 Neue Post, 23.3.1968. Es soll sich um einen griechischen Gastarbeiter gehandelt haben. Anders die Gevelsberger Zeitung vom 4.3.1968, die von italienischen Gastarbeitern berichtete, ebenso die BILD-Zeitung vom 4.3.1968. Die beteiligten drei Jungen waren zwischen 15 und 17 Jahren alt. Siehe: Westfälische Rundschau, 5.3.1969. Ruth Gößling erinnert sich, dass Friedrichs sich anlässlich eines Ausflugs mit den beiden Mädchen und zwei Jungen des Hermann-Luisen-Hauses bei ihr eine Matratze geliehen hatte. Mit dieser Matratze sei die Gruppe dann in Friedrichs' Haus gefahren, und dort habe er „die Hermänner auch dran gelassen“. Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008.

547 Siehe: Erinnerungen I. H., <http://www.gewalt-im-jhh.de>.

548 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008. Eines der betroffenen Mädchen, das hätten die Vernehmungen erbracht, sei vorher bereits vom Lebensgefährten seiner Mutter missbraucht worden. Dennoch durften die Mutter und ihr Lebensgefährte das Mädchen für einen Tag von dem Bauernhof wegbringen, wohin es von Seiten der Volmarsteiner Anstalten geschickt worden war.

549 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008.

550 Westfälische Rundschau, 5.3.1969. Ruth Gößling erzählt, sie sei zusammen mit der Lehrerin Wald und einem der betroffenen Mädchen in die „Katakomben“ im Oscar-Funcke-Haus hinabgestiegen, wo der Missbrauch stattgefunden hatte. Nach Aussage des Mädchens hatte Friedrichs dort eine Matratze deponiert, die er aber mittlerweile wohl schon entfernt hatte. Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008. Dr. Dietrich Muthmann war – zusammen mit dem Hausvater – in den „Katakomben“ des Oscar-Funcke-Hauses, um sich den Tatort anzuschauen. Er sah dort ein paar Matratzen liegen. Sonst wusste er bis dahin nichts von der so genannten „Affäre Friedrichs“. Interview Dr. Dietrich Muthmann, 4.12.2008; Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009.

der den Sonderschulrektor sofort suspendierte und am 23. Februar 1968 Strafanzeige gegen den Beschäftigten erstattete.⁵⁵¹

Im Juni 1969 verurteilte die Zweite Große Strafkammer beim Landgericht Hagen Friedrichs wegen „Missbrauchs zur Unzucht [...], schwerer Kuppelei, Anstiftung zur schweren Unzucht und gleichgeschlechtlichen Verkehrs mit Minderjährigen“⁵⁵² zu sechs Jahren Haft. Der von der Staatsanwaltschaft geforderten Unterbringung Friedrichs‘ in eine psychiatrische Anstalt wegen „krankhafter Sexopathie“⁵⁵³ entsprach das Gericht nicht.

Die Leitung versuchte, den Imageschaden für die Volmarsteiner Anstalten gering zu halten. Das Krisenmanagement zielte darauf ab, möglichst wenig nach außen dringen zu lassen – eine psychologische Betreuung der betroffenen Kinder war nicht vorgesehen. Ruth Gößling, die seit 1967 als Hauswirtschafterin und Hilfs-erzieherin im Oscar-Funcke-Haus arbeitete, wurde mit den beiden Mädchen, die in das polizeiliche Ermittlungsverfahren involviert waren, für zwei Wochen unter absoluter Geheimhaltung auf einen Bauernhof nach Beckum geschickt – selbst die Bäuerin wusste nicht, weshalb die Kinder auf ihrem Hof waren. Pastor *Rudolf Lotze* (1920 – 2005), seit 1967 Leiter der Volmarsteiner Anstalten, Pastor *Karl-Heinz Backofen* und Verwaltungsdirektor *Friedrich-Alfred Plückelmann* kamen nach Beckum, um sich vor Ort genauer zu informieren. Die beiden Mädchen wurden in andere Heime verlegt. Nach der Einschätzung von Adolf Harms wollte man die Mädchen einerseits vor der Neugier der Öffentlichkeit schützen, andererseits habe man aber auch den „Mantel der Verschwiegenheit“ über die Affäre breiten wollen, damit „das Nest nicht beschmutzt wurde“.⁵⁵⁴

Die beiden Mädchen, mit denen Frau Gößling nach Beckum reiste, waren aber nicht die einzigen Betroffenen.⁵⁵⁵ Auch eine unserer Gesprächspartnerinnen wurde zwei Jahre lang während des Sprachunterrichts von Ewald Friedrichs missbraucht. Sie schwieg aus Scham und Angst, weigerte sich aber schließlich, zum Sprachunterricht zu gehen oder auch nur das Lehrerzimmer allein zu betreten. Als sich eine Lehrerin nach dem Grund für dieses Verhalten erkundigte, gab sie an, sie könne „die

551 epd Landesdienst Westfalen und Lippe, Nr. 28, 4.3.1968.

552 Westfälische Rundschau, 26.6.1969.

553 Ebd.

554 Interview Adolf Harms, 6.8.2008. Pastor Dr. Ulrich Bach erinnerte sich, dass Pastor Lotze einen informellen Kreis führender Mitarbeiter – nicht die erweiterte Leitung oder die Hausleiterkonferenz – einberief, um die Krise zu managen. Interview Pastor Ulrich Bach, 16.5.2008. Norbert S., der die „Affäre Friedrichs“ als Schulsprecher des Oscar-Funcke-Hauses aus der Nähe miterlebte, meint, die betroffenen Jungen und Mädchen seien „abgeschoben“ worden. Interview Norbert S., 22.4.2009.

555 Nach Adolf Harms waren zwei oder drei Mädchen und zwei oder drei Jungen betroffen. Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

Hefte nicht mehr allein tragen.“ Der Alptraum endete erst, als Friedrichs aufflog. Doch: „Da war auch keine Hilfe. [...] Alle kamen weg, ich wollte von Volmarstein nicht weg. Noch 'ne Umstellung, ... wieder von vorne anfangen, das hier kennst Du, Du weißt, was Dich erwartet.“ Ein Therapieangebot gab es auch für dieses Mädchen nicht: „Das Thema war dann durch mit seiner Verurteilung“.⁵⁵⁶

Aus den Aussagen der Zeitzeuginnen geht hervor, dass die Missbrauchsfälle sich über einen längeren Zeitraum erstreckten und wohl schon vor der Auflösung des Johanna-Helenen-Heims begonnen hatten. Vermutlich hatte man im Johanna-Helenen-Heim auch eine Ahnung, was vor sich ging. Marianne B. zumindest berichtet, sie habe beobachtet, wie eines der betroffenen Mädchen nach einem Ausgang in das Johann-Helenen-Heim zurückkehrte und von Schwester Elise geohrfeigt wurde, „weil sie nicht sagen wollte, woher sie das viele Geld hatte“.⁵⁵⁷

Vielleicht liegt hier einer der Gründe dafür, dass die Diakonissen argwöhnisch darüber wachten, dass es zwischen den Diakonenschülern und den Mädchen des Johanna-Helenen-Heims nicht zu Körperkontakten kam. Eberhard Flügge etwa berichtet, er habe einmal, als es schneite, eines der Mädchen auf einen Schlitten gesetzt und auf dem Hof gezogen. Daraufhin sei Schwester Elise herausgekommen und habe dem Mädchen „links und rechts was an die Ohren gehauen“ – sie empfand es offenbar als unschicklich, dass ein junges Mädchen mit einem Diakonenschüler im Schnee herumtollte. Auf dem Weg zu der Freizeit in St. Peter-Ording hatte Eberhard Flügge ein kleines Mädchen mit Stützapparat, das an Druckstellen litt, im Bus auf den Schoß genommen und aus dem Fenster schauen lassen. Schon während der Fahrt habe er bemerkt, berichtet Herr Flügge, dass Schwester Jenny und die Lehrerin Erna Schumann sich immer wieder zu ihm umdrehten. Beim nächsten Halt wurde er dann für sein Verhalten gemäßigelt. Die Diakonenschüler durften von da an keine Mädchen mehr tragen.⁵⁵⁸ Das Verbot wurde aber nicht rigoros durchgehalten: Für manche pflegerische Tätigkeit waren die Schwestern auf männliche Mitarbeiter angewiesen. So berichtet Ingrid S., dass die bewegungsunfähige Hannelore, mit einem Tuch vor der Brust, von einem Bruder in die Wanne gelegt und wieder herausgehoben wurde, was dem pubertierenden Mädchen sicher sehr unangenehm gewesen sei.⁵⁵⁹ Adolf Harms half manchmal auf der „Mädchengruppe“ beim Baden und hob ein Mädchen mit Muskelschwund aus der Wanne, das zu diesem Zweck mit einem Bettlaken bedeckt wurde. Schwester Martha habe ihn gewarnt: „Brüderchen, passen Sie auf, in jedem körperbehinderten Kind steckt ein Teufelchen.“⁵⁶⁰

556 Auf den Nachweis wird mit Rücksicht auf die Interviewpartnerin verzichtet.

557 Interview Ruth Gößling und Marianne B., 15.5.2008.

558 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

559 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

560 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

2.7. Zwang zur Arbeit: Behinderte Kinder als „Hilfspfleger“

Wolfgang M. verrichtete im Johanna-Helenen-Heim vielerlei Hilfsdienste – durchaus freiwillig, wie er betont, wenngleich er im Rückblick kritisiert, dass diese Arbeiten unter medizinischen Gesichtspunkten nicht unbedenklich gewesen seien. So hob er andere Jungen in seinem Alter auf die Toilette und von der Toilette hoch – dies war „schwere Arbeit“.⁵⁶¹ Auch Helmut J. half beim Füttern seiner Mitschüler.⁵⁶²

Marianne B. musste die Nachttöpfe leeren, die Schuhe aller Kinder putzen, zweimal wöchentlich die Wäschesäcke zur Wäscherei bringen, andere Kinder morgens auf die Toilette heben, sie waschen und anziehen, ihnen ihre Beinschienen anlegen, sie im Rollstuhl schieben. Frau B. berichtet dazu folgende Begebenheit: Eine neue Musiklehrerin, Fräulein *Fiedler*, unternahm mit den Kindern einen längeren Spaziergang, wobei die „Läufer“ die Rollstuhlfahrer schoben. Marianne schob Margarets Kastenrollstuhl. Auf dem abschüssigen „Schwarzen Weg“ zog Margaret in einer Kurve die Bremse, wobei sich die Bremsklötze lösten und das schwergewichtige Kind fast aus dem Rollstuhl fiel. Marianne warf sich auf die Knie und hielt den Rollstuhl fest. Wegen ihrer aufgeschürften Knie musste Marianne anschließend in die Ambulanz (wo sie aus Angst vor der Spritze das ganze Haus „zusammenschrie“). Zurück im Johanna-Helenen-Heim wurde Marianne von Schwester Elise als erstes mehrmals ins Gesicht geschlagen – „wegen der kaputten Strümpfe“.⁵⁶³

2.8. Medizinische Versorgung

Der Vorwurf unzureichender oder gar falscher orthopädischer Behandlung, der von manchen Männern und Frauen erhoben wird, die ihre Kindheit im Johanna-Helenen-Heim verlebten,⁵⁶⁴ kann – schon wegen fehlender Quellengrundlage, aber

561 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

562 Helmut musste regelmäßig seinen Mitschüler Horst G. füttern. Da dieser unter Durst litt, gab Helmut ihm sein Getränk. Er selbst konnte zu dieser Zeit noch laufen und trank aus dem Wasserhahn auf der Toilette. Mitteilung Helmut J. 4.11.2009.

563 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. – Barbara S. gibt ebenfalls an, dass sie im Johanna-Helenen-Heim Schuhe putzen musste. Sie tat dies jedoch nicht ungern, weil man dann etwas Zeit für sich hatte. Auch sei es besser gewesen, gegen Abend noch Schuhe zu putzen, als früh zu Bett gehen zu müssen. Interview Barbara S., 7.8.2007.

564 Vor allem von Hannelore O., Kindheitserinnerungen, 14.8.2006. Ähnlich äußert sich Marianne B. in einem Brief an Pastor Dr. Ulrich Bach v. 9.12.2008, der den Verf. vorliegt. Frau B. berichtet auch, dass ihre orthopädischen Schuhe zu klein waren, so dass ihre Zehen verkrümmten. Ihre Sehschwäche wurde erst behandelt, nachdem Steiniger in den Ruhestand versetzt worden war. Die neue Lehrerin, Brigitte Wald, bemerkte, wie schlecht Marianne sehen konnte, und veranlasste, dass das Mädchen eine Brille bekam. Mitteilung Marianne B., 5.11.2009. – Norbert S. weist

auch mangels Fachkompetenz – im Zuge der historiographischen Analyse weder bestätigt noch entkräftet werden. Dr. Dietrich Muthmann, zunächst Assistenzarzt, ab 1960 Oberarzt in den Volmarsteiner Anstalten, räumt ein, dass es im Johanna-Helenen-Heim selbst keine therapeutischen Möglichkeiten gab. Bei der Aufnahme der Kinder fand eine Untersuchung in der Orthopädischen Klinik statt, dann wurden die Kinder aus dem Johanna-Helenen-Heim „bei Bedarf“ in die Klinik aufgenommen. Dr. Muthmann weist darauf hin, dass es in den 1950er Jahren in den Volmarsteiner Anstalten insgesamt nur zwei Krankengymnastinnen und einen Masseur gegeben habe – und es habe einfach kein Personal zur Verfügung gestanden, um die Kinder in den Turnsaal mit den orthopädischen Geräten in der Klinik zu bringen, wie überhaupt die Personalsituation, das Raumprogramm und die finanzielle Ausstattung in Volmarstein – wie in allen Einrichtungen für Menschen mit körperlicher Behinderung – aus heutiger Sicht unzureichend gewesen seien.⁵⁶⁵ Trotz der „Mangelsituation“, so betont Dr. Muthmann, sei einiges (und mehr als anderswo) erreicht worden. Zu berücksichtigen sei auch, fügt er hinzu, dass in den 1950er Jahren die „Gipsbehandlung“ noch vorherrschend gewesen sei.⁵⁶⁶

Klaus-Dieter K. kritisiert rückblickend, dass die medizinische Behandlung in Volmarstein ganz auf die Orthetik ausgerichtet gewesen sei – Hauptsache, man habe den Kindern „martialische Schienen und Apparate“⁵⁶⁷ anpassen können, alles andere – Betreuung, Beschulung, Rehabilitation – sei demgegenüber zweitrangig gewesen.

Manche Formen der Behandlung und Bestrafung waren unter therapeutischen Gesichtspunkten unverantwortlich. Hier ist zum einen die Praxis des Strafstehens im Unterricht zu nennen: Selbst schwer gehbehinderte Kinder mussten in der Ecke des Klassenraums strafweise stehen, bis sie vor Schwäche hinfielen. Vor dem Hintergrund der chronischen Personalknappheit wurden manche Kinder zu schweren hauswirtschaftlichen Tätigkeiten sowie zur Pflege und Betreuung anderer Kinder mit herangezogen. Das schwere Heben und das Schieben der schweren Rollstühle ging über die Kräfte der Kinder und könnte zur Verschlechterung ihres körperlichen Zustandes geführt haben.

Wolfgang M. war vor seiner Verlegung in das Johanna-Helenen-Heim längere Zeit in der Universitätsklinik Bonn behandelt worden. Es hatte Komplikationen

kritisch auf die medikamentöse Therapie hin. So habe er jahrelang Antiepileptika ohne entsprechende Indikation erhalten. Interview Norbert S., 22.4.2009.

565 Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009.

566 Interview Dr. Dietrich Muthmann, 4.12.2008. Von ärztlicher Seite, so Dr. Muthmann, sei lange darum gerungen worden, bis es endlich gelang, im neuen Oscar-Funcke-Haus und in der Oberlinschule „zeitgemäße Räume und Kinderarzt, Kinderschwester und Physiotherapie zu installieren.“ Mitteilung Dr. Dietrich Muthmann, 31.12.2009.

567 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

bei der Behandlung seiner Osteomyelitis gegeben, die Knochenmarksvereiterung konnte lange Zeit nicht unter Kontrolle gebracht werden, die verschiedenen Osteoplastiken wuchsen nicht an. Schließlich entschloss sich der behandelnde Arzt, Prof. Dr. *Alfred Gütgemann* (1913 – 1985), das Wadenbein an die Stelle des Schienbeins zu verpflanzen. Diese Fibula-pro-Tibia-Transplantation, meint Herr M., sei einer der ersten Eingriffe dieser Art gewesen, „medizinisches Neuland“. Da das Bein nicht stark belastbar war, musste Wolfgang eine Beinschiene mit Schnürung tragen. Diese Schiene sollte das Körpergewicht tragen und dadurch das Schienbein entlastet werden. Denn der modellierte Knochen wurde ja noch nicht durchblutet, und er war ja auch wesentlich dünner als ein natürliches Schienbein und deshalb noch lange nicht voll belastbar. Tatsächlich brach das Bein vier Mal und musste schließlich doch noch – nach erneuter Osteomyelitis – amputiert werden. Der erste Beinbruch ereignete sich am 24. Mai 1956 – Wolfgang befand sich etwa ein halbes Jahr im Johanna-Helenen-Heim – „aus Dummheit“, wie Herr M. rückblickend urteilt. Er habe in einem Gitterbett schlafen müssen, was insofern „vollkommen unsinnig“ gewesen sei, als er, um ins Bett zu kommen oder aufzustehen, sein empfindliches Bein belasten musste. Schwester Jenny, so Herr M., hatte wegen des Beinbruchs ein schlechtes Gewissen. Die ärztliche Versorgung im Johanna-Helenen-Heim schätzt Herr M. rückblickend als „katastrophal“ ein – sie habe sich weitgehend auf die monatliche Visite beschränkt. Nachdem er sich im Johanna-Helenen-Heim zum ersten Mal das Bein gebrochen hatte, hätten sich die Ärzte in Bonn nach einer Nachuntersuchung wohl gefragt, ob Volmarstein der richtige Aufenthaltsort für Wolfgang sei – man habe ihn dann aber unter Hinweis darauf, dass ihnen ein Orthopäde bekannt sei, der in der Orthopädischen Klinik in Volmarstein arbeitete, dort belassen.⁵⁶⁸

Als sein Gips nach insgesamt über fünf Jahren abgenommen wurde, machte sich Schwester Jenny, die offenbar ein „extremes Reinlichkeitsempfinden“ hatte, daran, die dünne Pergamenthaut mit einer Wurzelbürste zu schrubben, eine schmerzhafte und sinnlose Prozedur, die erkennen lässt, dass es kein medizinisch-pflegerisches Konzept gab.⁵⁶⁹

Die medizinische Versorgung jenseits der orthopädischen Therapie und Rehabilitation schildern verschiedene Interviewpartnerinnen und -partner als unzureichend. Die Mittelohrvereiterung von Helmut J. wurde wochenlang nicht behandelt.⁵⁷⁰ Volker D. beklagt, dass er, als er an Grippe erkrankte, selbst mit hohem Fieber

568 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Herr M. erlitt bis 1966 vier Knochenbrüche, 1967 musste das Bein wegen erneuter Osteomyelitis doch noch amputiert werden.

569 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

570 Mitteilung Helmut J., 5.11.2009. Mehrere Interviewpartnerinnen und -partner erwähnen, dass bei einem Zahnarzt im Dorf oder in der Klinik zahnärztliche Kontrollen stattfanden.

am Unterricht teilnehmen musste. Als er einmal mit starken Zahnschmerzen nachts an Schwester Jennys Tür geklopft habe, habe es nur geheißen: „Mach, dass Du ins Bett kommst“. Als Volkers Freund Gerd U. schwer erkrankte, sei schließlich ein Arzt geholt worden, der den Schwestern Vorhaltungen gemacht habe, dass man so lange gewartet habe. Dies sei das einzige Mal gewesen, dass ein Arzt den Schlafräum betreten habe, so Volker D.⁵⁷¹ Ingrid S. musste drei Wochen mit starken Kopfschmerzen im Bett liegen – ein Arzt wurde jedoch nicht geholt, die Schwestern schauten nur mittags vorbei, das Mädchen konnte tagsüber nur mit der Putzfrau sprechen.⁵⁷²

Im Winter 1960/61 breitete sich im Johanna-Helene-Heim eine große Hepatitis-epidemie aus: „Das Haus musste für jeden Besuch gesperrt werden. Die Kinder mussten sogar größtenteils über Weihnachten im Hause bleiben und durften den Besuch ihrer Eltern nicht empfangen.“ Insgesamt erkrankten 25 Kinder, eine diakonische Helferin und ein Diakonenschüler (Eberhard Flügge). Die Kranken wurden in umliegende Krankenhäuser mit Infektionsabteilungen verbracht. Mit Jahresbeginn 1961 wurde die „Quarantäne nach 15 Wochen“⁵⁷³ aufgehoben. Unter den Kindern, so Marianne B., habe das Gerücht kursiert, der Ekel vor dem Essen habe die Krankheit verursacht.⁵⁷⁴ Helmut J. kann sich ebenfalls an diese Epidemie erinnern – die vielen „gelben Augäpfel“ sind ihm im Gedächtnis geblieben. Da er selbst nicht erkrankt war, musste er zu dieser Zeit fünf bis zehn Mitschüler morgens, mittags und abends füttern. Auf diese Weise wurde der Personalengpass überbrückt.⁵⁷⁵

2.9. Beschulung – verpasste Lebenschancen

Die Kinder der „Schulstation“ im Johanna-Helene-Heim sollten den Volksschulabschluss erreichen. Die räumlichen und personellen Ressourcen des Schulbetriebs waren jedoch unzureichend – die Behörden mahnten wiederholt die Modernisierung und Erweiterung der Klassenräume an, es standen durchgängig zu wenige Lehrkräfte zur Verfügung, und auch bei der fachlichen Qualifikation gab es Defizite.

571 Interview Volker D., 30.7.2009. Herr D. erzählt auch, dass Schwester Jenny ein Kind starb. Er habe sie mit dem toten Kind auf dem Arm aus dem Mittelzimmer kommen sehen. Jenny habe „wie entschuldigend“ gesagt: „Der ist mir unter der Hand weggestorben.“ Helmut J. kann sich ebenfalls an diesen Todesfall erinnern. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

572 Interview Ingrid S., 10.7.2009. Auch Christel und Eberhard Flügge schildern die ärztliche Versorgung im Johanna-Helene-Heim als „nicht gut“. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

573 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 24.2.1961, Archiv ESV, Ordner „Zivildienstleistende, 1961 – 96“. Vgl. Dokumentenanhang, Dok. 12 und 13.

574 Mitteilung Marianne B., 1.11.2009. Frau B. erinnert sich auch an eine spätere Keuchhustenepidemie. Auch Herr J. erkrankte dabei. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

575 Mitteilung Helmut J., 4.11.2009.

Dennoch wurde – vor allem von Gertraude Steiniger – ein fachlich anspruchsvoller Unterricht geboten, der jedoch in erster Linie denjenigen begabten Schülerinnen und Schülern zugute kam, die zudem eine intensive Förderung durch Steiniger erfuhren. Unter pädagogischen Gesichtspunkten war ihr Unterricht katastrophal zu nennen, ließ sie doch die schwächeren – und die als „asozial“ stigmatisierten – Schülerinnen und Schüler links liegen. So gelang zwar zumindest zwei Schülern des Johanna-Helene-Heims, die von Gertraude Steiniger nachdrücklich unterstützt wurden, der Sprung auf eine Höhere Schule, die sie mit dem Abitur beendeten. In manch anderen Fällen gewinnt man jedoch den Eindruck, dass Schülerinnen und Schüler nicht ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert wurden, so dass ihnen später eine qualifizierte Ausbildung oder ein Studium verwehrt blieben. Der Umstand, dass manche Schüler auf der Handelsschule angemeldet wurden, ohne dass man sie zuvor nach ihren Berufswünschen und Zukunftsplänen gefragt hatte,⁵⁷⁶ beleuchtet zudem schlaglichtartig das hohe Maß an Fremdbestimmung im Förderkonzept.

Völlig unzureichend erscheint auch die Beschulung der Kinder auf der „Kleinkinderstation“. Hier fand lange Zeit nur ein rudimentärer Unterricht statt, mit dem der Schulpflicht nur oberflächlich Genüge getan wurde. In wachsender Zahl nahm das Johanna-Helene-Heim jedoch Jungen und Mädchen auf, die Schwierigkeiten hatten, dem Unterricht intellektuell zu folgen, und für die man nach einer besonderen Beschulungsmöglichkeit suchte. Bereits 1960 hatte es im Vorstand der Volmarsteiner Anstalten Überlegungen gegeben, dem unterschiedlichen Lern- und Leistungsniveau der Schüler und Schülerinnen im Johanna-Helene-Heim Rechnung zu tragen:

„Die Schule im Johanna-Helene-Heim ist als Normalschule überlastet. Kinder mit geringem Lernvermögen müssen hier herausgenommen und gemeinsam mit Kindern aus der Pflegeabteilung zu einer Sonderschulklasse zusammengefasst werden. Ein geeigneter kleiner Raum stehe im Joh.-Hel.-Heim zur Verfügung.“⁵⁷⁷

Ab 1962 ist eine „Sonderschulabteilung“ im Johanna-Helene-Heim nachweisbar. Wenig ist über diese Abteilung bekannt,⁵⁷⁸ verbürgt ist jedoch, dass deren Kapazitäten schnell nicht mehr ausreichten. So waren nicht nur die Anmeldungen für das

576 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

577 Niederschrift über die Vorstandssitzung vom 20.1.1960, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 19661, Notizen, Pläne, Reste“.

578 Einer der Interviewpartner, der die „Lernbehindertenschule“ bis zur zehnten Klasse besuchte, war Norbert S. Er hatte Unterricht bei den Rektoren Friedrichs, *Bednarz*, *Bernd* und *Stolz*. Interview Norbert S., 22.4.2009.

Johanna-Helene-Heim sehr zahlreich, sondern auch die Anzahl der Kinder, die einen besonderen Förderbedarf hatten, wuchs. So wurde eine Knabengruppe aus dem Johanna-Helene-Heim ausgegliedert und als Förderklasse in einige frei gewordene Räume des Hermann-Luisen-Hauses untergebracht – eine Maßnahme, die den Jungen aus dem Johanna-Helene-Heim anscheinend gut tat. Die Knaben fühlten sich, so zumindest die Einschätzung des Vorstandes der Volmarsteiner Anstalten, zwischen den „Großen“ „recht wohl“.⁵⁷⁹

2.10. Religiöses Leben

Das religiöse Leben im Johanna-Helene-Heim beschreiben unsere Interviewpartnerinnen und -partner als „sehr ausgeprägt“. Morgenandacht und Tischgebet prägten den Alltag an den Werktagen. Der Sonntag stand im Zeichen des Gottesdienstes. Am Sonntagmorgen setzten sich die Kinder zunächst in den Speisesaal, wo aus Lautsprechern der Hauptgottesdienst aus der Kapelle übertragen wurde.⁵⁸⁰ Anschließend wurden sie von den Kindergottesdiensthelfern über den Hof in die Kapelle geführt, um am Kindergottesdienst teilzunehmen. Die Teilnahme am Gottesdienst war Pflicht.⁵⁸¹ Zum Kirchgang hatten die Kinder bessere Kleidung anzuziehen. Sonntagskleid und -schürze, so Annegret K., wurden am Samstagabend herausgehängt.⁵⁸² Die meisten Interviewten geben an, nicht ungerne an den Andachten und Gottesdiensten teilgenommen zu haben,⁵⁸³ boten sie doch eine Abwechslung in der Monotonie des Alltags – schon der Weg zur Kapelle sei „ein bisschen abenteuerlich“⁵⁸⁴ gewesen. Ingrid S. stellt rückblickend fest, die Kinder im Johanna-Helene-Heim seien religiös „gefüttert [worden] von morgens bis abends“. Die zweite Andacht zu Beginn des Schulunterrichts, die bei Gertraude Steiniger mitunter die ganze erste Stunde ausfüllte,⁵⁸⁵ kam den Kindern aus einem ganz pragmatischen Grund nicht ungelegen: „Weil wir dann wussten, es konnte uns nicht viel passieren“.⁵⁸⁶ Steinigers Reli-

579 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 16.3.1962, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

580 Interview Annegret K., 6.8.2007; Interview Klaus D., 29.2.2008.

581 Dies war eine ungeschriebene Regel. Bernd B. bringt es auf den Punkt, wenn er meint, dass der Sonntagsgottesdienst „irgendwie Zwang“ gewesen sei. Interview Bernd B., 6.8.2007.

582 Interview Annegret K., 6.8.2007.

583 Bernd B. etwa betont, er sei gerne in den Gottesdienst gegangen. Er mochte es, den Predigten zuzuhören. Später, von 1972 bis 1992, hat Herr B. in den Gottesdiensten seines Konfirmators, Pastor Backofen, aktiv an der Gottesdienstliturgie mitgewirkt. Interview Bernd B., 6.8.2007.

584 Interview Jochen P. (Interviewer Helmut J.), S. 2.

585 Interview Klaus D., 29.2.2008. Bei Erna Schumann sei die Andacht dagegen stets kurz ausgefallen.

586 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

gionsunterricht erstreckte sich häufig über zwei bis drei Schulstunden, manchmal auch über den ganzen Vormittag. Die Kinder mussten lange Passagen aus der Bibel, die zehn Gebote samt Erklärung aus dem Katechismus und Kirchenlieder mit vielen Strophen unter Androhung von Strafen auswendig lernen.⁵⁸⁷

Zu den Höhepunkten des religiösen Lebens im Johanna-Helene-Heim gehörten – neben den Weihnachtsfesten – die Konfirmationen, die, feierlich gestaltet, von den heranwachsenden Kindern als ein „einschneidendes Erlebnis“⁵⁸⁸ empfunden wurden. Von dem Katechumenen- und Konfirmandenunterricht, der einmal in der Woche in einem der Klassenräume stattfand, haben die Interviewten keine bleibenden Eindrücke zurückbehalten. Als Konfirmatoren werden die Pastoren Kalle, Theurer, *Friedrich-Wilhelm Effey*,⁵⁸⁹ Backofen und Bach genannt. Zwei Interviewpartnerinnen geben an, dass sie im Konfirmationsunterricht auf die Gewalt im Johanna-Helene-Heim hingewiesen hätten. Barbara S. sprach diesen Punkt gegenüber Pastor Kalle an, dieser habe ihr aber keinen Glauben geschenkt.⁵⁹⁰ Marianne B. machte die gleiche Erfahrung mit Pastor Ulrich Bach. Im Konfirmandenunterricht erwähnte sie, dass Schläge im Johanna-Helene-Heim an der Tagesordnung seien, woraufhin Pastor Bach sie ermahnt habe: „Wenn Du so etwas behauptest, dann musst Du es auch beweisen können.“ Mit dem Gedanken „Wieder einer, der Dir nicht glaubt“ habe sie fortan resigniert geschwiegen.⁵⁹¹ Pastor Ulrich Bach, der während seines Theologiestudiums wegen einer körperlichen Behinderung selber kurze Zeit als

587 Mitteilung Helmut J., 5.11.2009. Noch viele Jahre später, so fügt Herr J. hinzu, habe er die Schöpfungsgeschichte fast wörtlich aufsagen können.

588 Interview Wolfgang M., 13.3.2009. Ähnlich Ingrid S., Interview, 10.7.2009. Klaus D. erfuhr erst einen Tag vor seiner Konfirmation, dass er katholisch getauft war, und musste sich innerhalb weniger Minuten entscheiden, ob er evangelisch werden oder katholisch bleiben wolle. Er trat am Tag vor seiner Konfirmation zum evangelischen Glauben über. Interview Klaus D., 29.2.2008. Helmut J. wurde am Tag vor seiner Konfirmation von Pastor Backofen getauft. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

589 Helga Sch. wurde 1953 von Pastor Effey konfirmiert. Von ihm, so Frau S., könne sie nur Gutes berichten. „Von den Vorgängen im Johanna-Helene-Heim kann er nicht viel gewusst haben, da er ja nicht in den Aufenthaltsräumen und nur ganz selten in den Schulklassen war.“ Frau Sch. stand mit Pastor Effey bis zu dessen Tod in Kontakt. Mitteilung Helga Sch., 27.11.2009.

590 Interview Barbara S., 7.8.2007. Norbert S. gibt hingegen an, sich häufig – und durchaus mit Erfolg – bei Pastor Kalle beschwert zu haben. Interview Norbert S., 22.4.2009.

591 Interview Marianne B. und Helmut J., 6.8.2007. Helmut J. gibt an, er habe im Jahre 1964 während des Konfirmandenunterrichts Pastor Backofen auf die Zustände im Johanna-Helene-Heim angesprochen – dieser habe sich sehr interessiert gezeigt. Marianne B. berichtet, sie habe später mit dem neuen Anstaltsleiter Pastor Rudolf Lotze über ihre Vergangenheit im Johanna-Helene-Heim gesprochen. Dieser habe sinngemäß erwidert: „Wir wissen, dass es da Missstände gegeben hat, aber seien Sie nur ruhig, Sie schaden sonst dem Ruf der Anstalten“.

Patient in Volmarstein gewesen war und – nach seinem Vikariat auf dem Wittekindshof – als Geistlicher nach Volmarstein zurückkehrte, erteilte von 1962 bis 1964 einmal wöchentlich den Katechumen- und Konfirmandenunterricht im Johanna-Helenen-Heim, übernahm auch schon einmal vertretungsweise die Wochenandacht auf der einen oder anderen „Frauenstation“ auf der ersten Etage. Von den Vorgängen auf der „Kinderstation“ bekam er nichts mit – die gewalttätigen Übergriffe, so Pastor Bach im Interview mit uns wenige Monate vor seinem Tod, hätten für ihn „außerhalb des Möglichen“ gelegen. Erst viel später hat Marianne B. ihn auf die damalige Gesprächssituation angesprochen, was ihn „fürchterlich erschüttert“⁵⁹² hat.

Das religiöse Leben erschien manchem aufmerksamen Kind, so Klaus-Dieter K., als eine „hohle Form“.⁵⁹³ Der Widerspruch zwischen der in den Tischgebeten, Andachten und Gottesdiensten praktizierten Religiosität und dem unmäßig strengen Erziehungsstil der Königsberger Diakonissen brachte viele Kinder zu der Überzeugung, es handele sich um „geheuchelte Frömmigkeit“.⁵⁹⁴ Barbara S. bringt die Diskrepanz auf den Punkt: „Vorne beten, hinten getreten“. Als Kind, fügt sie hinzu, habe man sich manchmal den Katechismus in die Hose gesteckt, damit die Schläge nicht so weh taten.⁵⁹⁵

2.11. Festkultur

Die Festkultur im Johanna-Helenen-Heim hat die Menschen, die ihre Kindheit dort verbrachten, tief beeindruckt. Klaus D. etwa stellt rückblickend fest, er habe von den dort empfangenen Eindrücken lange gezehrt; heute denke er bisweilen, die Menschen verstünden nicht mehr zu feiern. Es habe im Johanna-Helenen-Heim eine „sensible Stimmung für Feste“⁵⁹⁶ gegeben. Gertraude Steiniger übte zu besonderen Anlässen – Weihnachten, Nikolaus, Konfirmationsfeiern, Geburtstag der leitenden Schwester, des Chefarztes⁵⁹⁷ oder des Anstaltsleiters – mit den Kindern Theateraufführungen mit musikalischen Darbietungen und phantasievollen Kostümen ein.⁵⁹⁸ Das Weihnachtsfest war eindeutig der Höhepunkt des Jahres im Johanna-Helenen-

592 Interview Pastor Ulrich Bach, 16.5.2008.

593 Interview Klaus-Dieter K., 10.9.2009.

594 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

595 Interview Barbara S., 7.8.2007. Herr D. ist später – wohl auch aufgrund der Erfahrungen im Johanna-Helenen-Heim – aus der Kirche ausgetreten. Interview Volker D., 30.7.2007.

596 Interview Klaus D., 29.2.2008.

597 Jochen P. erinnert sich lebhaft an die aufwändigen Feiern zum Geburtstag Katthagens – der bei diesen Feiern selbst nicht zugegen war! Interview Jochen P. (Interviewer Helmut J.), S. 2.

598 Interview Klaus D., 29.2.2008. Klaus wurde einmal als „Baum“ verkleidet.

Heim.⁵⁹⁹ Es wurde von langer Hand vorbereitet und aufwändig gestaltet. Vor dem Fest durften die Kinder eine Woche lang nicht in den Speisesaal, der festlich geschmückt wurde.⁶⁰⁰ Am Heiligabend fand zunächst die Weihnachtsfeier mit einer festlichen Aufführung des Schulorchesters und einem Krippenspiel⁶⁰¹ statt – dazu kamen auch Gäste. Anschließend musizierten die Kinder im Treppenhaus für die Patientinnen der „Frauenstationen“. Dann ging es zur Bescherung in den Speisesaal: Auf langen Tischen waren Geschenke aufgebaut, die aus Spenden der Bevölkerung stammten.⁶⁰² Hinterher habe es, so Bernd B., „vernünftiges Essen“⁶⁰³ gegeben, auch sei gesungen und vorgelesen worden. Wenigstens zu Weihnachten durften sich die Kinder über Geschenke – eine Puppe, ein Buch, Kleidung – freuen, die indessen häufig nach dem Fest umgehend wieder verschwanden.⁶⁰⁴

Aber auch sonst ist die Erinnerung an das Weihnachtsfest nicht ungetrübt. Inmitten der Feststimmung konnte man nie sicher sein, dass man nicht den Zorn der Betreuerinnen auf sich zog und hart bestraft wurde. Man habe „verstanden zu feiern, Stimmung zu erzeugen“, analysiert Klaus D. in der Rückschau, „aber auch bis aufs Mark zu foltern“. Es sei gewesen, „als wenn man in zwei Welten lebte, Folterkammer und Himmelreich“ – und besonders verstörend sei der rasche Wechsel zwischen diesen beiden Welten gewesen. So verknüpft Herr D. mit einem Nikolaus-tag sehr bedrückende Erinnerungen. Am Vormittag sollte er während des Schulunterrichts das Gedicht „Der Mond ist aufgegangen“ aufsagen.⁶⁰⁵ Als er beim letzten Vers ins Stottern geriet, wurde er zur Strafe sofort nach Schulschluss in sein Bett

599 Erving Goffman hebt die Bedeutung der Weihnachtsfeiern in totalen Institutionen ausdrücklich hervor. Er vertritt – in Anlehnung an *Emile Durkheim* (1858–1917) – die These, dass „eine Gesellschaft, die in gefährlichem Maße in Insassen und Personal aufgespalten ist, durch solche Zeremonien einen Zusammenhalt erhält.“ Goffman, *Asyle*, S. 110. Vgl. ebd., S. 99.

600 Interview Annegret K., 6.8.2007.

601 Helmut J. berichtet, dass er mehrere Jahre lang bei den Krippenspielen den Josef spielen musste. Seine Rolle sah vor, dass er vor der Krippe andächtig auf die Knie sinken sollte, eine Bewegung, die er aufgrund seiner Behinderung nicht ausführen konnte. So musste er sich – unüberhörbar für das Publikum – auf die Knie fallen lassen. Dies, so fügt er hinzu, habe aber nicht weh getan, sei er es doch gewohnt gewesen, während des Eckestehens im Klassenraum in sich zusammenzusinken, wenn seine Kräfte schwanden. Mitteilung Helmut J., 5.11.2009.

602 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

603 Interview Bernd B., 6.8.2007. Laut Jochen P. (Interview Jochen P. (Interviewer Helmut J.)), S. 9) gab es zu Weihnachten Kartoffelsalat und Würstchen, wobei sich zwei oder drei Kinder ein Würstchen teilen mussten (Mitteilung Helmut J., 5.11.2009).

604 Interview Barbara S., 7.8.2007. Volker D. erinnert sich, dass in der Adventszeit ein kleines „Seilbähnchen“ (wohl das eingangs erwähnte Modell der Wuppertaler Schwebebahn) aufgebaut wurde, das man indessen nur anschauen, nicht berühren durfte. Auch nach seiner Erinnerung waren die Weihnachtsgeschenke nicht zum Spielen. Interview Volker D., 30.7.2009.

605 Interview Klaus D., 29.2.2009.

gelegt. Das Zimmer wurde, obwohl es erst Nachmittag war, verdunkelt.⁶⁰⁶ Klaus lag eingewickelt in einer Spreizgipsschale auf dem Rücken und starrte an die Decke. Da die Schwestern die Tür offen gelassen hatten, drangen Geräuschfetzen von der am späten Nachmittag durchgeführten Nikolausfeier an sein Ohr. Diese zusätzliche Bestrafung war offensichtlich von den Schwestern gewollt. Da diese Feierlichkeiten einen der wenigen Höhepunkte im Alltag der Kinder darstellten, war der komplette Ausschluss eine sehr harte Strafe, die bei den Kindern das Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins mit Sicherheit verstärkte. Klaus D. erinnert sich, dass er öfter von Festlichkeiten im Haus ausgeschlossen wurde. So musste er „einmal [allein] im Klassenzimmer an einem Kirchenlied lernen“, während die anderen feierten.

Während der Weihnachtsfeiern bot das Johanna-Helene-Heim nach außen hin, gegenüber den Gästen, die den Darbietungen der Kinder beiwohnten, eine glatte Fassade. So scheint es immer gewesen zu sein, wenn Außenstehende in das Heim kamen. Annegret K. meint sich erinnern zu können, dass ab und zu die „Heimaufsicht“⁶⁰⁷ im Johanna-Helene-Heim gewesen sei. Dann habe es gutes Essen gegeben, es sei gesungen worden, man habe die Kinder auch gefragt, wie es ihnen gehe – man habe aber aus Furcht vor späterer Strafe bei diesen Gelegenheiten nichts gesagt.⁶⁰⁸ Wenn Spenden gesammelt werden sollten, so ergänzt Barbara S., wurde man „ordentlich ausgestattet“. Dann sei „alles perfekt“ gewesen, auch die Schwestern hätten sich bei diesen Gelegenheiten freundlich gegeben.⁶⁰⁹ Norbert S. kann sich verschiedener Besuche des Vorstehers und der Oberin der Königsberger Diakonissen entsinnen. Auch bei diesen Gelegenheiten wurden die Kinder ungleich freundlicher behandelt als sonst.⁶¹⁰ Jochen P. spricht in diesem Zusammenhang von „Affenshows“.⁶¹¹

Die Geburtstage der Kinder wurden im Johanna-Helene-Heim – im Gegensatz zu den Geburtstagen der Schwestern und Lehrerinnen – insgesamt wohl eher beiläufig begangen, wenngleich sich in den Interviews Unterschiede abzeichnen. Annegret K. erinnert sich, dass es zum Geburtstag zwei „dicke Mehlpfannkuchen“ gab, ansonsten sei es ein Tag wie jeder andere auch gewesen.⁶¹² Bernd B. erzählt, dass er zum Geburtstag einen Korb mit einer Flasche Traubensaft, einer Dose Fisch

606 Mitteilung Klaus D., 17.10.2009. Für das Nachfolgende ebd.

607 Wer die Besucher waren, muss offen bleiben. Zu dieser Zeit gab es noch keine eigentliche Heimaufsicht. Vgl. unten Kap. 8.4.5.

608 Interview Annegret K., 6.8.2007.

609 Interview Barbara S., 7.8.2007.

610 Interview Norbert S., 22.4.2009.

611 Interview Jochen P. (Interviewer Helmut J.), S. 2.

612 Interview Annegret K., 6.8.2007. Damals seien auch „Quäkerspeisen von den Amis“, etwa Kekse, verteilt worden.

und einem Spielzeugtrecker geschickt bekommen habe – er durfte die Geschenke behalten.⁶¹³ An einen solchen Korb erinnert sich auch Norbert S. Nach seiner Erinnerung wurden Geburtstage „kurz und bündig“ abgetan: Der Geschenkkorb wurde überreicht, ein Lied gesungen, und damit war die Geburtstagsfeier vorbei.⁶¹⁴ Barbara S. gibt an, dass zum Geburtstag gratuliert wurde, es jedoch keinen Kuchen und kein Geschenk gab.⁶¹⁵ Klaus D. und Wolfgang M. erinnern sich, dass – als einziges sichtbares Zeichen – am Geburtstag eine Kerze am Platz des Geburtstagskindes stand.⁶¹⁶

2.12. Wege aus dem Johanna-Helenen-Heim

Manche Kinder blieben nach ihrer Zeit im Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein. Mehrere „nicht ausbildungsfähige“ Jungen kamen in das Franz-Arndt-Haus. Eines der Mädchen, Ursula G., wurde – wohl mitten im Schuljahr – auf eine der „Frauenstationen“ im ersten Stockwerk verlegt, wo sie, die meiste Zeit im Bett liegend, einige Jahre lang verwahrt wurde. Später wurde Ursula G. von dem Diakon *Horst Bremshey* und der Leiterin der Ergotherapie, *Eva Holch*, intensiv betreut und aus ihrer Isolation geholt. Schließlich war ihr Selbstbewusstsein so weit gestärkt, dass sie Volmarstein verlassen und die letzten Jahre ihres Lebens – mit Hilfe einer Assistenz – in einer eigenen Wohnung leben konnte.⁶¹⁷

Überhaupt hatten manche Kinder im Johanna-Helenen-Heim das Glück, Menschen zu finden, die sie intensiv förderten. So geschah es etwa Klaus D., der bei einem längeren Aufenthalt in der Orthopädischen Klinik Inge Petri begegnete, die von 1962 bis 1967 an der Bettenschule der Orthopädischen Klinik unterrichtete. Frau Petri hatte als Volksschullehrerin gearbeitet, war aber, nachdem sie die Patenschaft für ihren Neffen, ein „Contergankind“, übernommen hatte, nach Volmarstein gewechselt, um sich später um die Beschulung ihres Patenkindes in den Volmarsteiner Anstalten kümmern zu können. Dies stellte sich aber als nicht notwendig heraus, und in diesem „Vakuum“ wurde sie auf Klaus D. aufmerksam. Dieser erzählte Frau Petri von seinem Wunsch, Sozialarbeiter zu werden. Dazu brauchte er die Mittlere Reife. Da er im Johanna-Helenen-Heim nur einen Volksschulabschluss machen konnte, sollte er auf die Handelsschule wechseln. Um Klaus nachhaltig helfen zu können, beantragte Frau Petri die Amtsvormundschaft für ihn und setzte durch, dass er nicht mehr in das Johanna-Helenen-Heim zurückkehren musste – in den

613 Interview Bernd B., 6.8.2007.

614 Interview Norbert S., 22.4.2009.

615 Interview Barbara S., 7.8.2007.

616 Interview Klaus D., 29.2.2008; Mitteilung Wolfgang M., 17.11.2009.

617 Mitteilung Helmut J., 5.11.2009. In diesem Sinne äußert sich auch der Bruder von Ursula G.. Schriftlicher Bericht Helmut G., 15.7.2007.

Volmarsteiner Anstalten wurde sie daraufhin verdächtigt, sexuelle Beziehungen zu Klaus zu unterhalten. Das habe sie, berichtet Frau Petri, sehr betroffen gemacht, sie habe deswegen aber nicht aufgegeben. Um zu demonstrieren, dass die Gerüchte gegenstandslos waren, hätten Klaus und sie sich zum Üben auf einen offenen Flur gesetzt. Klaus schaffte schließlich die Mittlere Reife, konnte – mit finanzieller Unterstützung Petris – studieren und sich seinen Berufswunsch erfüllen. Während der Zeit auf der Handelsschule unternahm Frau Petri mit Klaus und seinen Freunden aus dem Johanna-Helene-Heim verschiedentlich Ausflüge – auch für diese Jungen, so etwa Wolfgang M., wurde sie eine wichtige Bezugsperson.⁶¹⁸

Christel Reuter kümmerte sich intensiv um Marianne B. und nahm sie viele Jahre an Feiertagen und in den Ferien in die eigene Familie mit. Frau B. erinnert sich noch heute lebhaft an alle Einzelheiten ihrer Aufenthalte bei Christels Familie auf einem Bauernhof. Besonders freute sich Marianne, wenn Christels Mutter sie mit ins Dorf nahm, um im Laden etwas einzukaufen oder Speisen aus dem gemeinschaftlichen Eishaus zu holen. „Ich durfte mich dann bei Christels Mutter einhaken und wir machten unsere Besorgungen. Das war damals die einzige Berührung, die ich zuließ und auch ertragen konnte.“⁶¹⁹

Eine besondere Rolle für viele der Volmarsteiner Kinder spielten auch *Theo Pardo*, der Hausvater des Erholungsheims „De Pieterberg“ in Westerbork, und seine Familie, die über viele Jahre alleinstehende Kinder aus Volmarstein in den Ferien aufnahmen.⁶²⁰

Andere Kinder kamen nach Abschluss der Volksschule in andere Häuser der Volmarsteiner Anstalten. Diejenigen, die sich ganz zuletzt noch im Johanna-Helene-Heim aufgehalten hatten, wurden in das Oscar-Funcke-Haus und die Oberlinschule überführt. Alle Interviewpartnerinnen und -partner, die diesen Wechsel miterlebt haben, schildern ihn als abrupte Zäsur. Plötzlich, so Jochen P., brach die „große Freiheit“⁶²¹ aus. „Das ganze System kippte um“, umschreibt Barbara S. den Umbruch, mit einem Mal durfte man kochen, Musik hören, Fernsehen schauen – „da kommt man auch von heute auf morgen nicht klar.“⁶²² Manche Kinder hatten aber auch Schwierigkeiten, sich selbst zu waschen und anzuziehen oder sich ein Brot zuzubereiten. „Ganz, ganz schwer“, so Norbert S., sei der Übergang auch deswegen gewesen, weil man es nun mit einer Vielzahl ständig wechselnder Bezugspersonen zu tun bekam, nachdem man im Johanna-Helene-Heim kaum Sozialkontakte ge-

618 Interview Inge P., 1.9.2008.

619 Mitteilung Marianne B., 12.11.2009. Bei ihrem zweiten Besuch bei Christels Eltern war auch die Mitschülerin Roswitha A. dabei.

620 Interview Jochen P., 10.9.2009.

621 Ebd.

622 Interview Barbara S., 7.8.2007.

habt hatte.⁶²³ Insgesamt, so unterstreichen aber alle, die die Zeit des Übergangs miterlebt haben, sei es eine Befreiung gewesen.

Doch hat der Aufenthalt im Johanna-Helene-Heim bei den meisten tiefe Spuren hinterlassen. Viele der Interviewten klagen über ausgeprägte Essstörungen und Speiseabneigungen infolge der traumatischen Erfahrungen mit der Zwangsernährung im Johanna-Helene-Heim. Manche Menschen, die ihre Kindheit im Johanna-Helene-Heim verlebt haben, hatten in ihrem späteren Leben Schwierigkeiten, die neu gewonnene Freiheit auch wirklich zu leben. Sie taten sich schwer damit, sich räumlich zurechtzufinden und ihre Zeit selbstständig zu strukturieren. Die rigide Hausordnung des Johanna-Helene-Heims hat sich, in manchen Fällen unverlierbar, in Körper und Psyche eingeschrieben – bis hin zu den genau festgelegten Zeitfenstern für die Toilettengänge. Basale Kulturtechniken wie das Essen mit Messer und Gabel mussten von den Männern und Frauen, die aus dem Johanna-Helene-Heim kamen, mühsam erlernt werden. Für Wolfgang M. etwa war der Beginn seiner Banklehre schlicht „die Hölle“ – weil er, wenn er gerade in der Nähe war, das Telephon im Großraumbüro abnehmen musste. Diese „Telephonphobie“ war so quälend, dass Herr M. erleichtert war, als er wegen einer Pseudarthrose – einem „Falschgelenk“ im Unterschenkel, das dadurch entstanden war, dass der vierte und letzte Bruch nicht angewachsen war, und das zu einer erneuten Osteomyelitis und letztendlich zur Amputation des Beines führen sollte – ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Es schien ihm, als sei sein „Gebet erhört“.⁶²⁴ Viele Ängste aus dem Johanna-Helene-Heim sind geblieben, die Telephonphobie freilich hat sich inzwischen völlig aufgelöst.

Annegret K. fürchtet das Alleinsein. Manchmal, wenn sie zu Hause keinen Menschen um sich habe, verlasse die „fluchtartig“⁶²⁵ ihre Wohnung. Inge C. hat wiederum Panikattacken und Asthmaanfalle, wenn sie sich mit zu vielen Menschen in einem Raum befindet.⁶²⁶ Manche der von uns Interviewten, insbesondere diejenigen, die Erfahrungen mit sexueller Gewalt machen mussten, haben große Schwierigkeiten, sich anderen Menschen zu öffnen, Beziehungen einzugehen, Sexualität, Partnerschaft und Familie zu gestalten. Bindungsängste werden sichtbar – aus dem tief sitzenden Misstrauen heraus, doch wieder enttäuscht zu werden, lassen sich viele nicht auf andere Menschen ein. Eine Interviewpartnerin beschreibt ihre Seele als „versteinert“; sie fühlt „eine Mauer“ um sich, die sie daran hindere durchzuatmen. Die Trauer über die verlorene Kindheit ist aus vielen Gesprächen herauszuhören.

623 Interview Norbert S., 22.4.2009.

624 Interview Wolfgang M., 13.3.2009.

625 Mitteilung Annegret K., 12.11.2009.

626 Schriftlicher Bericht Inge C., 13.6.2007.

Verpasste Lebenschancen werden mit Bitterkeit wahrgenommen. Mit großer Sorge sehen alle Interviewpartnerinnen und -partner auf das kommende Alter und den drohenden Verlust selbstbestimmten Lebens. „Meine große Angst ist, ich werde wieder eingesperrt, ich komm’ nicht mehr raus“. Die Furcht vor einem erneuten Leben im Heim sitzt tief – „das ist in mir drin, und ich krieg das nicht raus, auch wenn ich achtzig werde“, so stellt Ingrid S. stellvertretend für alle Männer und Frauen fest, die das Johanna-Helene-Heim hinter sich haben. Und sie fügt hinzu: „Ein Heim schädigt, egal, in welcher Form man das erlebt hat.“⁶²⁷

627 Interview Ingrid S., 10.7.2009.

3. Menschen mit körperlicher Behinderung im Spannungsfeld von Exklusion und Inklusion

Will man die von Stillstand, Vernachlässigung, Lieblosigkeit, Strenge und Gewalt geprägte Atmosphäre im Johanna-Helene-Heim in der Zeit von 1947 bis 1967 verstehen, ist es notwendig, die Entwicklung des Hauses und der Volmarsteiner Anstalten in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Was im Johanna-Helene-Heim geschah, ist vor dem Hintergrund der Sozialgeschichte von Menschen mit (körperlicher) Behinderung in Deutschland seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu betrachten. Zwei grundlegende Tendenzen waren auch für das Schicksal der im Johanna-Helene-Heim untergebrachten Kinder und Jugendlichen von ausschlaggebender Bedeutung: zum einen die Schaffung einer nahezu hermetisch abgeschlossenen Parallelwelt von Pflegeheimen, Erziehungsanstalten und Sonderschulen für Menschen mit Behinderungen – ein mächtiger Basisprozess, der sich erst seit den 1970er Jahren allmählich umzukehren begann –, zum anderen die soziale Segregation von Menschen mit körperlicher Behinderung, die Trennung von „Schwerbeschädigten“, „Krüppeln“ und „Siechen“. Dieser Hintergrund soll im Folgenden in groben Strichen gezeichnet werden.

3.1. Menschen mit körperlichen Behinderungen in der modernen Gesellschaft

Hatten Menschen mit körperlicher Behinderung bis weit in das 19. Jahrhundert hinein an den Rändern der vormodernen Gesellschaft ihr Dasein gefristet, zwar oft mehr schlecht als recht lebend, aber durchaus noch in die Beziehungsgeflechte der Familie, der Nachbarschaft, des Dorfes oder Stadtviertels eingebunden, so wurde

ihre Situation in dieser Hinsicht im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts unter den Vorzeichen der voll entfalteten modernen Industriegesellschaft zusehends prekärer: Die Durchsetzung der Lohnarbeit (auch für Frauen), die Normierung der Arbeitsvorgänge in der industriellen Arbeitswelt, die strikte Trennung von Arbeit und Freizeit, das Auseinanderfallen von Wohnort und Arbeitsstätte, die enorme räumliche Mobilität, die rasante Verstädterung – dies alles trug zur beschleunigten Auflösung der sozialen Netzwerke und Mikromilieus bei, die bis dahin Menschen mit körperlichen Schädigungen aufgefangen hatten. Moderne Arbeiterfamilien waren – anders als traditionelle Handwerker- oder Bauernfamilien – nicht mehr in der Lage, Familienangehörige mit Behinderungen zu Hause zu versorgen.¹ In dem Maße, wie sich die traditionellen sozialen Netzwerke aufzulösen begannen, entdeckte der im Entstehen begriffene moderne Interventionsstaat, entdeckten zunächst die Städte und Gemeinden, dann die Länder und Provinzen, schließlich auch der Nationalstaat die Fürsorge für Menschen mit Behinderungen – und das hieß konkret: die *geschlossene* Anstaltsfürsorge – als *öffentliche Aufgabe*. Nicht, dass der Staat die verschiedenen Hilfefelder in diesem Bereich unmittelbar an sich gezogen hätte – dazu wäre er gar nicht in der Lage gewesen. Man muss sich vor Augen halten, dass körperliche Behinderungen ausgangs des 19. Jahrhunderts viel weiter verbreitet waren als heute. Tuberkulose und Rachitis grassierten und verursachten vor allem bei Kindern aus den Unterschichten körperliche Behinderungen.²

3.2. Die evangelische „Krüppelfürsorge“

Dennoch gab es bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts nur ganz wenige Einrichtungen für unbemittelte Menschen mit körperlichen Behinderungen, so etwa das 1886 von Pfarrer *Theodor Hoppe* (1847–1934) gegründete „Krüppelheim“ des Oberlinhauses in Nowawes.

In diese Lücke stieß, angetrieben von dem Hamburger Pfarrer *Theodor Schäfer* (1845–1914), der 1889 das Altonaer „Krüppelheim“ gründete, die Innere Mission, die innerhalb weniger Jahrzehnte eine evangelische „Krüppelfürsorge“ aufbaute.³ Ganz bewusst griff die Innere Mission dabei den deutlich abwertend besetzten umgangs-

-
- 1 Dazu grundlegend: Michael Oliver, *The Politics of Disablement. A Sociological Approach*, London/New York 1990; Brendan Gleeson, *Disability Studies: A Historical Materialist View*, in: *Disability and Society* 12 (1997), S. 179–202.
 - 2 Grundlegend: Klaus-Dieter Thomann, *Das behinderte Kind. „Krüppelfürsorge“ und Orthopädie in Deutschland 1886 – 1920*, Stuttgart 1995.
 - 3 Klaus-Dieter Thomann, *Die konfessionelle Körperbehindertenfürsorge*, in: Ursula Röper/Carola Jüllig (Hgg.), *Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848 – 1898*, Berlin 1998, S. 162–173.

sprachlichen Begriff „Krüppel“ als „Kampfbegriff“⁴ auf, um die Herzen und Geldbörsen der evangelischen Christen zu öffnen.

Gerade die wilhelminische Zeit, also die Jahre zwischen 1890 und dem Beginn des Ersten Weltkriegs, war die *Hochzeit* des Anstaltsbaus. Auf breiter Front wurden Menschen mit Behinderungen aus ihren überkommenen sozialen Bezügen gerissen und in die Parallelwelt der geschlossenen Anstalt verbracht. In diese Phase fällt auch die Gründung des Johanna-Helene-Heims in Volmarstein im Jahre 1904.

Das Anstaltswesen wurde zwar zu großen Teilen nicht vom Staat getragen, sondern von freigemeinnützigen konfessionellen, vor allem evangelischen Trägern, die aber ab den 1890er Jahren zunehmend im Auftrag und unter der Aufsicht des Staates, in wachsendem Umfang auch vom Staat refinanziert, arbeiteten.

3.3. Die „Entdeckung des Krüppels“ durch die Orthopädie

In den Jahrzehnten um 1900 traten als weitere Akteure die medizinische Profession und ihre Standesvertretungen hinzu, die vehement den Vorrang des medizinischen Behandlungskonzepts im Umgang mit Menschen mit Behinderungen einforderten. Die Orthopädie, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich von der Chirurgie gelöst und als eigenständige medizinische Subdisziplin etabliert hatte, begann, sich für die „Krüppel“ zu interessieren. Nur sehr selten hatten die Orthopäden bis dahin das Wort „Krüppel“ benutzt, sie hüteten sich, ihre – zumeist wohlhabenden – Patienten mit diesem abwertenden Begriff zu belegen. Die Patienten, die sie in ihren Privatheilstätten behandelten, entstammten fast durchweg den oberen sozialen Schichten. Daher traf das Moment der „sozialen Bedürftigkeit“, das zum Bedeutungskern des Begriffs „Krüppel“ gehörte, auf sie nicht zu – ganz im Gegensatz zu den Patienten der von der evangelischen Diakonie betriebenen „Krüppelheime“. Mit der „Entdeckung des Krüppels“⁵ hatte sich die Innere Mission ein Arbeitsfeld erschlossen, das ihr vorerst niemand streitig machte.

Erst 1903 ergriff der damals noch unbekanntere *Konrad Biesalski* (1868 – 1930) die Initiative, um der Orthopädie die Entwicklungsmöglichkeiten zu erschließen, die sich aus der Behandlung unbemittelter Menschen mit körperlichen Behinderungen eröffneten, und regte eine reichsweite „Krüppelzählung“ an, die schließlich 1906 stattfand. Diese Zählung markierte in der Sozialgeschichte von Menschen mit körperlichen Behinderungen in Deutschland eine deutliche Zäsur. Für die sich konsolidierende medizinische Subdisziplin der Orthopädie war die „Krüppelzählung“ von

4 Klaus-Dieter Thomann, Der „Krüppel“: Entstehen und Verschwinden eines Kampfbegriffs, in: *Medizinhistorisches Journal* 27 (1992), S. 221-271.

5 Thomann, „Krüppel“, S. 235.

1906, bei der etwa 75.000 jugendliche „Krüppel“ in Deutschland registriert wurden, von denen etwa 42.000 als „heimbedürftig“ eingestuft wurden,⁶ von geradezu bahnbrechender Bedeutung, setzten sich doch die Orthopäden nun an die Spitze der „Krüppelfürsorge“. Erkauft wurde der damit verbundene Professionalisierungsschub jedoch mit der Übernahme einer Begrifflichkeit, der „das Odium der Asozialität“⁷ anhaftete. Nicht zufällig trat daher in Biesalskis Definition des „Krüppels“ im Laufe der Zeit die ökonomische Komponente immer deutlicher hervor. So schrieb er 1908, ein orthopädisch Kranker sei dann ein „Krüppel“, wenn „seine Erwerbsfähigkeit in einem Krüppelheim höher wird gesteigert werden können, als wenn er in seiner Umgebung“ bliebe. Daraus leitete Biesalski die später immer wieder zitierte Maxime ab: „Der Krüppel soll aus einem Almosenempfänger zu einem Steuerzahler werden.“⁸ In dieselbe Richtung zielten auch die „Krüppelpsychologie“ und „Krüppelpädagogik“, die von *Hans Würtz* (1875–1958), seit 1915 Verwaltungsdirektor des „Oskar-Helene-Heims“, der neuen „Musteranstalt“ für körperlich behinderte Menschen in Berlin, entwickelt wurden.⁹ Der ökonomische Verwertungsaspekt wurde auch von der entstehenden Rassenhygiene in den Vordergrund gerückt. *Ignaz Kaup* (1870–1944),¹⁰ Ordinarius für Sozialhygiene an der Universität München, rechnete in seinem – auf ein Preisausschreiben zurückgehenden – Vortrag „Was kosten die minderwertigen Elemente dem Staat und der Gesellschaft“ im Jahre 1913 „Krüppel“ schon ganz selbstverständlich zu den „Minderwertigen“.¹¹

3.4. Der Erste Weltkrieg, die Weimarer Republik und die „Kriegsbeschädigten“

Der Erste Weltkrieg markierte auch in der Geschichte der Menschen mit Behinderungen einen tiefen Einschnitt. Schon bald nach Beginn des Krieges wurde offenbar, welch ungeheures Ausmaß an verstümmelten Körpern die modernen Kriegsmaschinen produzierten. Es entstand eine Gruppe von Menschen mit Behinderungen, der, weil sie ihre körperliche Unversehrtheit im „Dienst für das Vaterland“ geopfert

6 Konrad Biesalski, Wesen und Verbreitung des Krüppeltums in Deutschland, in: Zeitschrift für orthopädische Chirurgie 12 (1908), S. 355.

7 Thomann, „Krüppel“, S. 245.

8 Konrad Biesalski, Was ist ein Krüppel?, in: Zeitschrift für Krüppelfürsorge 1 (1908), S. 12-13, Zitate: S. 13, S. 12.

9 Dazu grundlegend: Philipp Osten, Die Modellanstalt. Über den Aufbau einer „modernen Krüppelfürsorge“ 1905–1933, Frankfurt am Main 2004.

10 Zu Kaup: Andrea Raupach, Ignaz Kaup. Hygieniker zwischen Sozial- und Rassenhygiene, München 1981.

11 Ignaz Kaup, Was kosten die minderwertigen Elemente dem Staat und der Gesellschaft?, in: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 10 (1914), S. 723-748, S. 748.

hatte, eine besondere soziale Dignität zugeschrieben wurde. Hatte man anfangs selbstverständlich von „Kriegskrüppeln“ gesprochen, so wurde diese Bezeichnung schon bald als anstößig empfunden. Stattdessen kamen, von der Militärführung gefördert, Bezeichnungen wie „Kriegsinvalide“, „Kriegsversehrter“ und vor allem „Kriegsbeschädigter“ auf.¹²

Der im Entstehen begriffene Weimarer Wohlfahrtsstaat nahm sich umgehend der sozialen Probleme der „Kriegsbeschädigten“ an. Am 9. Januar 1919 wurde die „Verordnung über die Behandlung Schwerbeschädigter“ erlassen, die, erstmals in der Geschichte der deutschen Sozialpolitik, eine gesetzliche Einstellungsspflicht verfügte: Jeder Arbeitgeber hatte fortan ein Prozent seiner Arbeitsplätze „Schwerbeschädigten“ zur Verfügung zu stellen.¹³ Als „schwerbeschädigt“ galt jeder „Kriegsbeschädigte“, dessen Erwerbsfähigkeit um mindestens fünfzig Prozent gemindert war. Gleichgestellt waren Arbeits- und Unfallverletzte. Das „Gesetz über die Beschäftigung Schwerbeschädigter“¹⁴ vom 6. April 1920 gilt als eines der wirkungsvollsten sozialpolitischen Gesetze der Weimarer Republik – bis 1930 brachte es, so die zeitgenössischen Schätzungen, etwa 100.000 der insgesamt 350.000 „Schwerbeschädigten“ in Arbeit.¹⁵

3.5. „Schwerbeschädigte“, „Krüppel“, „Sieche“ – eine verhängnisvolle Dreiklassengesellschaft

Die Schwerbeschädigtengesetzgebung brachte jedoch eine folgenschwere Unterscheidung mit sich: Aus Menschen, deren (körperliche) Behinderung auf eine Kriegs-, Arbeits- oder Unfallverletzung zurückzuführen war, wurden „Schwerbeschädigte“, alle anderen Menschen mit (körperlichen) Behinderungen blieben „Krüppel“. Dies wurde im „Preußischen Krüppelfürsorgegesetz“ vom 6. Mai 1920 festgeschrieben, das zum Vorbild für die Regelungen in den anderen Ländern des Deutschen Reiches

12 Thomann, „Krüppel“, S. 252-254. Vgl. Eva Horn, Der Krüppel. Maßnahme und Medien zur Wiederherstellung des versehrten Leibes in der Weimarer Republik, in: Dietmar Schmidt (Hg.), KörperTopoi. Sagbarkeit – Sichtbarkeit – Wissen, Weimar 2002, S. 109-136; Sabine Kienitz, „Als Helden gefeiert – als Krüppel vergessen“. Kriegsinvaliden im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik, in: Dietrich Beyrau (Hg.), Der Krieg in religiösen und nationalen Deutungen der Neuzeit, Tübingen 2001, S. 217-237; Maren Möhring, Kriegsversehrte Körper. Zur Bedeutung der Sichtbarkeit von Behinderung, in: Anne Waldschmidt/Werner Schneider (Hgg.), Disability Studies. Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld, Bielefeld 2007, S. 175-197.

13 RGL. 1919, S. 28-30.

14 RGL. 1920, S. 458-464.

15 Edgar Wiedemann/Eduard Kunz, Das Schwerbehindertenrecht einschließlich Vergünstigungswesen, Landberg 1984³, S. 10.

wurde.¹⁶ Das Gesetz war insofern wegweisend, als es endlich einen Rechtsanspruch auf orthopädische Therapie und Rehabilitation einführte, es zementierte jedoch den sozialen Status der „Krüppel“ und brachte darüber hinaus eine folgenschwere Differenzierung in „Vollwertige“, „Teilnutzbare“ und „Unwertige“¹⁷ und staffelte auf dieser Grundlage die Leistungen der „Krüppelfürsorge“ nach der Schwere der Behinderung und dem Behandlungsaufwand. Dies entsprach den Vorstellungen von Sozialhygienikern, die vor einer „Verwendung teurer klinisch-therapeutischer Methoden“ bei „Siechen und Unheilbaren, Schwachsinnigen, Idioten und epileptischen Krüppeln“¹⁸ warnten. Hier zeichnete sich bereits eine „Dreiklassengesellschaft“ ab, die auf Jahrzehnte hinaus die soziale Lage von Menschen mit Behinderungen in Deutschland prägen sollte: die „Oberschicht“ der „schwerbeschädigten“ Kriegs-, Arbeits- und Unfallverletzten, die Masse der „Krüppel“, also der Menschen mit körperlichen Behinderungen, die *nicht* zu den privilegierten Gruppen gehörten, und schließlich die „Unwertigen“: Menschen mit körperlichen Behinderungen, die aufgrund ihres „Siechtums“ auch nicht teilweise in den allgemeinen Arbeitsmarkt integrierbar schienen, ferner Menschen mit Mehrfachbehinderungen sowie Menschen mit geistiger Behinderung oder Epilepsie.

3.6. Die Beschulung körperbehinderter Kinder

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war – mit deutlicher Verzögerung zur allgemeinen Schulpflicht – die Schulpflicht für behinderte Kinder in den deutschen Staaten festgeschrieben worden – so etwa 1873 in Sachsen, 1894 in Braunschweig, 1902 in Baden und 1911 in Preußen. Unter dem Einfluss der im Entstehen begriffenen Heilpädagogik entstanden nach und nach „Hilfsschulen“ für Kinder mit Behinderungen.¹⁹ Allerdings ergab die „Krüppelzählung“ von 1906, dass noch immer 10,6 % der körperbehinderten (und 86,4 % der geistig behinderten) Kinder ohne jeden Unterricht waren.²⁰ Doch dauerte es bis zum Ersten Weltkrieg, bis sich Stimmen erhö-

16 Preußisches Gesetz, betr. die öffentliche Krüppelfürsorge, vom 6. Mai 1920, § 9, S. 178. Fuchs, „Körperbehinderte“, S. 40.

17 N. Blau, Das Krüppelfürsorgegesetz v. 6. Mai 1920 und seine Wirkung in der Praxis unter besonderer Berücksichtigung des Stadtkreises Bonn a. Rh., Berlin 1930, S. 24.

18 R. Lehmann, Wege, Aufgaben und Aussichten der Krüppelfürsorge, in: Ärztliche Sachverständigenzeitung 26 (1920), S. 246.

19 Andreas Möckel, Geschichte der Heilpädagogik, Stuttgart, 1988, S. 162 ff., S. 236 ff.; ders., Die Funktion der Sonderschulen und die Forderung der Integration in: Hans Eberwein (Hg.), Integrationspädagogik, 5. Auflage, Weinheim 1999, S. 40-47, S. 41.

20 Eduard Seidler, Historische Elemente des Umgangs mit Behinderung, in: Uwe Koch/ Gabriele Lucius-Hoene/ Reiner Stegie (Hgg.), Handbuch der Rehabilitationspsychologie, Berlin u. a. 1988, S. 3-19, S. 14. Vgl. allg. Felix Welti, Behinderung und Rehabilitation im sozialen Rechtsstaat – Freiheit, Gleichheit und Teilhabe behinderter Menschen, Tübingen 2005.

ben, die verlangten, die Schulpflicht für (körper-)behinderte Kinder umfassender durchzusetzen. Nach Kriegsende wurde der Ruf nach einer intensiveren Beschulung in dem Maße lauter, wie die Erwerbsbefähigung in den Mittelpunkt der Behindertenpolitik rückte. Ob körperbehinderte Kinder Normalschulen besuchen oder ob für sie weitere Sonderschulen geschaffen werden sollten, darüber gingen die Meinungen freilich auseinander.²¹ Das preußische „Krüppelfürsorgegesetz“ bezog erstmals die Erwerbsbefähigung körperbehinderter Jugendlicher bis zum 18. Lebensjahr in den Pflichtenkreis der Landarmenverbände ein. Die Sorge für eine angemessene Beschulung körperbehinderter Kinder und Jugendlicher – wohlgerne: nur soweit ihre Familien mittellos waren – wurde damit zur öffentlichen Aufgabe erklärt. Es entstand eine Vielzahl von Heimen und Sonderschulen – ihre Zahl stieg von 39 (1906) auf 80 (1931)²² –, die sich, einem allgemeinen Trend der Weimarer Sozialpolitik folgend, fachlich weiter ausdifferenzierten. So entstanden besondere Einrichtungen „für Sieche, für hochbegabte und für psychopathische Körperbehinderte.“²³ Ausmaß und Form der Beschulung wurden von Anfang an am Kriterium der „Bildungsfähigkeit“ der behinderten Kinder und Jugendlichen festgemacht.

3.7. „Körperbehinderte Volksgenossen“ und „minderwertige Krüppel“

Auf den ersten Blick mag es paradox erscheinen, dass ausgerechnet der nationalsozialistische Staat den Begriff des „körperlich Behinderten“ in die Gesetzgebung einführte, waren die Nationalsozialisten doch mit dem Anspruch angetreten, eine „differenzierte Fürsorge“ durchsetzen zu wollen, die Lebenschancen nach rassenbiologischer Wertigkeit und sozialer Brauchbarkeit zuteilte. Allgemein wurde erwartet, dass der nationalsozialistische Staat die „Krüppelfürsorge“ ganz in den Bereich der konfessionellen Wohlfahrtspflege abschieben würde. Doch ließ die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) bereits 1934 Ambitionen erkennen, die Fürsorge für Menschen mit Körperbehinderungen an sich zu ziehen.

Aber auch die staatliche Gesundheitsführung entdeckte dieses Tätigkeitsfeld für sich. Im „Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens“ vom 3. Juli 1934 wurde den neu geschaffenen staatlichen Gesundheitsämtern u. a. auch die „Fürsorge für Tuberkulöse, für Geschlechtskranke, körperlich Behinderte, Sieche und Süchtige“²⁴

21 Luise Merckens, Fürsorge und Erziehungsarbeit bei Körperbehinderten in Deutschland bis zum preußischen Krüppelfürsorgegesetz 1920 mit Ausblick auf die gegenwärtige Situation, Diss. Köln 1974, S. 177-181.

22 Walter Fandrey, Krüppel, Idioten, Irre. Zur Sozialgeschichte behinderter Menschen in Deutschland, Stuttgart 1990, S. 178.

23 Merckens, Fürsorge, S. 217.

24 RGBl. I, 1934, S. 531.

übertragen. In der Folge setzte sich der Begriff „Körperlich Behinderter“ auf breiter Front durch, auch in der NSDAP und ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden, z. B. bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), der Deutschen Arbeitsfront (DAF), der Hitlerjugend (HJ) – die zeitweilig einen „Bann K (Körperbehindert)“ unterhielt – und dem Bund Deutscher Mädel (BDM). Das „Reichsschulpflichtgesetz“ aus dem Jahre 1938 regelte schließlich die „Schulpflicht geistig und körperlich behinderter Kinder“.²⁵

Im Hintergrund stand die rassenhygienisch motivierte Differenzierung zwischen „erbgesunden, körperbehinderten Volksgenossen“ und „erbkranken, minderwertigen Krüppeln“. Zusätzliche Schubkraft erhielt diese Differenzierung durch den seit Mitte der 1930er Jahre angespannten Arbeitsmarkt. Menschen mit körperlichen Behinderungen wurden nun als verborgene Arbeitsmarktreserve entdeckt, ihre berufliche Rehabilitation gefördert.

Die Bezeichnung „Krüppel“ wurde mehr und mehr zurückgedrängt, ihr Bedeutungsgehalt verschob sich immer weiter in Richtung des „Krüppelsiechen“. Zusammen mit den „Schwachsinnigen“, „Irren“ usw. wurden die „siechen“ oder mehrfach körperlich und geistig behinderten Menschen den so genannten „Ballastexistenzen“ zugerechnet, deren Lebensrecht radikal in Frage gestellt wurde. In letzter Konsequenz stand hier die Zielutopie einer „Gesellschaft ohne Behinderung“²⁶ im Raum – genauer gesagt: Behinderte Menschen sollten in der neuen „Volksgemeinschaft“ nur dann und nur so lange geduldet werden, wie sie in den Arbeitsprozess eingebunden werden konnten und einen Beitrag zum Sozialprodukt leisteten. Schwere Behinderung, die Erwerbsarbeit unmöglich machte, sollte „ausgemerzt“ werden, erst – durch das Sterilisierungsprogramm – in der Generationenfolge, im Zuge der „Euthanasie“-Aktionen ab 1940 auch durch Mord.

3.8. Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Eingliederung der Kriegsverletzten erneut zu einem Massenproblem. Nachdem von 1947 bis 1950 in der amerikanischen, britischen und sowjetischen Besatzungszone einheitliche Regelungen für alle körperbehinderten Menschen gegolten hatten, da die Besatzungsmächte Sonderregelungen für „Kriegsbeschädigte“ ablehnten, kehrte die junge Bundesrepublik mit dem Bundesversorgungsgesetz im Jahre 1950 und dem Schwerbeschädigtengesetz von 1953 zu einem besonderen Leistungssystem für kriegsversehrte Soldaten und

25 RGBl. I, 1938, S. 799.

26 Vgl. Jan Cantow/Katrin Grüber (Hgg.), Eine Welt ohne Behinderung – Vision oder Alptraum?, Berlin 2009.

zivile Kriegsoffer zurück. Der Begriff des „Schwerbeschädigten“ hob nach dem Kausalprinzip einzelne Gruppen von Menschen mit körperlichen Schädigungen und Beeinträchtigungen hervor, wobei den Ursachen der Schädigung bei diesen Menschen offenkundig eine besondere Dignität zugesprochen wurde.

Dass sich im Laufe der 1950er Jahre der rechtliche Status auch der übrigen „Körperbehinderten“ verbesserte, hing einmal mehr mit der Arbeitsmarktentwicklung zusammen. Das Schrumpfen der Arbeitskraftreserven führte dazu, dass es allmählich zu einer stärker finalen, an den Zielen und nicht an den Ursachen orientierten Behindertenpolitik kam, die sich folgerichtig zur Rehabilitationspolitik entwickelte. Sozialversicherung und Arbeitsverwaltung folgten dem Grundsatz „Rehabilitation vor Rente“.²⁷ 1957 wurde schließlich das „Gesetz über die Fürsorge für Körperbehinderte und von einer Körperbehinderung bedrohte Personen“²⁸ verabschiedet, das dann zum Modell für die Regelung der Eingliederungshilfen im Bundessozialhilfegesetz von 1961 wurde. Die Reform des Fürsorgerechts markiert eine Trendwende auch im Umgang mit Menschen mit Behinderung – das Leitbild des mündigen Staatsbürgers, der in besonderer Notlage einen einklagbaren Rechtsanspruch auf Sozialleistungen geltend machen kann, begann sich abzuzeichnen. Freilich: Die „Hilfe bei der Eingliederung Behinderter“ nach Bundessozialhilfegesetz (BSHG) konnte das Stigma der Fürsorge nicht abstreifen.²⁹ Leitmotiv der Behindertenpolitik war – zumindest vordergründig – nicht mehr die Erwerbsbefähigung, sondern die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

In den 1950er Jahren erlebte auch die Beschulung von körperbehinderten Kindern einen ersten Aufschwung; Kinder, die bis dahin vom Schulunterricht ausgeschlossen wurden, kamen nun verstärkt in Sonderschulen unter. Allerdings bedeutete „der Ausbau des Sonderschulsystems: Aussonderung aus der Regelschule“.³⁰ Dass die positiven Erfahrungen bei der Integration körperbehinderter Kinder in Regelschulen seit 1953 in der pädagogischen Diskussion und Praxis vorerst kaum eine Rolle spielten, dass auch kaum „Sonderklassen“ für körperbehinderte Kinder in Regelschulen eingerichtet wurden, hing vor allem mit der in der Gesellschaft nach wie vor herrschenden, auf soziale Exklusion drängenden Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderungen zusammen, dann aber auch mit dem institutionellen

27 Wilfried Rudloff, Sozialstaat, Randgruppen und bundesrepublikanische Gesellschaft. Umbrüche und Entwicklungen in den sechziger und frühen siebziger Jahren, in: Franz-Werner Kersting (Hg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform. Die Hypothek des Nationalsozialismus und der Aufbruch der sechziger Jahre, Paderborn u. a. 2003, S. 181-219, S. 197.

28 BGBI. I, 1957, S. 147.

29 Volker Hentschel, Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1880 – 1980. Soziale Sicherung und kollektives Arbeitsrecht, Frankfurt/Main 1983, S. 196 f.

30 Fandrey, Krüppel, S. 225.

Eigengewicht jener Parallelwelt aus Heimen und Sonderschulen, die mit dem Aufstieg des bundesrepublikanischen Sozialstaates weiter erstarkte. Erst in den 1970er Jahren wandte man sich von diesen segregierenden Ansätzen ab und strebte eine verstärkte Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in die Regelschulen an. Dabei gingen spürbare Impulse von der öffentlichen Wahrnehmung der etwa 3.000 von den Nebenwirkungen des Arzneimittels Contergan betroffenen Kinder aus.³¹

31 Vgl. z.B. Walburga Freitag, Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen, Münster 2005; Willibald Steinmetz, Contergan, in: Skandale nach 1945, Bielefeld 2007, S. 50-57; Carsten Büll u. a., Contergan. Fünf Lebensgeschichten. Hintergründe zur Geschichte von Contergan und zur Situation Contergan-Geschädigter heute, Mannheim 2007; Alexander v. Schwerin, 1961 – Die Contergan-Bombe, Der Arzneimittelskandal und die neue risikoeπισtemische Ordnung der Massenkonsumgesellschaft, in: Nicholas Eschenbruch/Viola Balz/Ulrike Klöppel/Marion Hulverscheidt (Hgg.), Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan, Bielefeld 2009, S. 255-282.

4. Das Johanna-Helenen-Heim, 1945 – 1967

4.1. Die Vorgeschichte: Das Johanna-Helenen-Heim von 1904 – 1945

Das am 2. August 1904 eingeweihte Johanna-Helenen-Heim gilt als das erste so genannte „Krüppelheim“ in evangelischer Trägerschaft auf dem Gebiet der preußischen Provinz Westfalen. Benannt ist es nach *Johanna Arndt* (1855 – 1948), der Gattin des Volmarsteiner Pfarrers Franz Arndt, von dem die Initiative zur Gründung der Einrichtung ausgegangen war, und nach *Helene Hartmann*, der Gattin des Hagener Landrats *Paul Hartmann*, der die Gründung maßgeblich unterstützt hatte. Das Johanna-Helenen-Heim war als umfassende Heil-, Pflege- und Erziehungsanstalt einschließlich eines Säuglingsheims angelegt. Der Vorstand beschloss 1905, „möglichst nur bildungsfähige Krüppel“¹ aufzunehmen, da sie die Chance zu medizinischer, sozialer und beruflicher Rehabilitation boten.

In den beiden Jahrzehnten zwischen 1911 und 1931 gingen im Zuge einer funktionalen Differenzierung nach und nach die übrigen Häuser der „Krüppelanstalten Johanna-Helenen-Heim“ (wie sie seit 1920 hießen) hervor: das Hermann-Luisen-Haus (1911) und das Margaretenhaus (1916/1925) als Lehrlingswohnheime mit angeschlossenen Werkstätten, das Franz-Arndt-Haus (1922) als „Kriegsinvalidenheim“,

1 Zit. n. Regina Mentner, „Vom Almosenempfänger zum Steuerzahler“ – Von der Krüppelanstalt zur Rehabilitationseinrichtung. Aus der Geschichte der ersten 50 Jahre der Evangelischen Stiftung Volmarstein, in: Ev. Stiftung Volmarstein (Hg.), 100 Jahre ESV. Entschieden für das Leben, Volmarstein 2004, S. 37-252, S. 72.

das Elisabeth-Karl-Lemme-Haus in Berchum bei Halden a. d. Lenne (1925/1927) und das Haus Bethesda auf Grundschöttel (1930) als so genannte „Siechenheime“, schließlich – 1931 – die Orthopädische Klinik.²

Die entstandene Anstaltsortschaft spiegelte die folgenschwere Unterscheidung zwischen „Schwerbeschädigten“, „Krüppeln“ und „Siechen“ wider, die, wie geschildert, der Weimarer Wohlfahrtsstaat eingeführt hatte. Das Johanna-Helenen-Heim nahm seit den 1920er Jahren, nachdem die Lehrlinge in das Hermann-Luisen-Haus und das Margaretenhaus verlegt worden waren, allmählich den Charakter eines „Siechenhauses“ an – freilich blieben die Hauptverwaltung, das Säuglingsheim und die „Schulstation“ in seinen Mauern.

Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges herrschte im Johanna-Helenen-Heim drangvolle Enge – wie auch die anderen „Siechenhäuser“ Volmarsteins war die „Siechenstation“ im Johanna-Helenen-Heim bis auf den letzten Platz belegt, nach der Umwandlung eines Teils der Orthopädischen Klinik in ein Reservelazarett im Mai 1940³ waren zudem Klinikpatienten in das Johanna-Helenen-Heim verlegt worden, das Säuglingsheim und die Entbindungsstation waren gut ausgelastet, während die „Schulstation“ einen Rückgang aufwies.

4.2. Das Johanna-Helenen-Heim bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit

Am 14. April 1945 gerieten die Volmarsteiner Anstalten unter alliierten Beschuss, der aber für die Einrichtung, in der über 1.000 Menschen lebten und arbeiteten, vergleichsweise glimpflich ausging. Lediglich die Türen und Fenster verschiedener Häuser, darunter auch jene des Johanna-Helenen-Heims, wurden zerstört.⁴ Ende April 1945 beschlagnahmten die amerikanischen Militärbehörden mehrere Räume

2 Siehe für eine ausführliche Beschreibung der Orthopädischen Klinik, inklusive Grundrisse: Hans Vietor, Die neue orthopädische Klinik der „Krüppelanstalten Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein-Ruhr, in: Zeitschrift für Krüppelfürsorge 24 (1931), S. 242-249. Nach dem Bau der Orthopädischen Klinik in Volmarstein – und vor dem allgemeinen Hintergrund der Weltwirtschaftskrise – entschlossen sich die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, die Arbeit an körperbehinderten Kindern und Jugendlichen an die Volmarsteiner Anstalten abzugeben. Der „Heilgarten“ in Bethel wurde schließlich im März 1932 vollständig aufgegeben und nur die orthopädische Werkstätte Heilstatt wurde bis Oktober 1939 weitergeführt. Vgl. Hans-Walter Schmuhl, Heilgarten und Heilstatt, <http://www.bethel-historisch.de>.

3 Hierzu ausführlich: 50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein, S. 42. Die Lazarettseelsorge wurde u. a. von Pastor Vietor getragen. Auch organisierte die Anstaltsleitung so genannte „Ausspracheabende“ für die verwundeten Soldaten. Abgehandelt wurden zum Beispiel Fragen wie „Warum sind Leiden in der Welt?“ und bemerkenswerterweise: „Die sexuelle Frage und unsere Verantwortung im Hinblick auf unsere Frauen und Kinder“. Siehe ebd.

4 Vietor, Jahres- und Anstaltsbericht vom 19.3.1946, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

der Orthopädischen Klinik, darunter das Sprechzimmer des Chefarztes sowie verschiedene Untersuchungszimmer, was umfangreiche Verlegungen innerhalb der Anstalten nach sich zog und eine große Herausforderung für die Verantwortlichen, noch mehr aber eine besondere Belastung für die Patienten und Patientinnen bedeutete.⁵ Vor allem das Johanna-Helenen-Heim trug schwer an der Umorganisation. So wurden sämtliche zivile Abteilungen der Klinik dort untergebracht – das Johanna-Helenen-Heim wurde zur „Notklinik“. Selbst der Andachtsaal musste umgewidmet werden: Dort kamen an Tuberkulose erkrankte Kinder unter.⁶ Die körperlich behinderten Kinder und Jugendlichen des Johanna-Helenen-Heims blieben weiter im umgewidmeten Heim, wenn auch die Schule vorübergehend geschlossen wurde. Die Station für „siche“ Frauen mit etwa vierzig Betten wurde hingegen in das Hermann-Luisen-Haus verlegt,⁷ die Hauptverwaltung in das Margarettenhaus ausgelagert. Nach Kriegsende lebten 175 Menschen (140 Kranke, 35 Schulkinder)⁸ im Johanna-Helenen-Heim, dessen Belegkapazität aber nur bei 143 Betten lag.⁹ Im November 1945 kamen Schulkinder aus Stettin-Züllchow hinzu, so dass sich nun 187 Personen auf 143 Plätzen drängten.¹⁰ Zwar lag die Belegungszahl 1948 mit 135 nach langer Zeit erstmals wieder unter der maximalen Belegungsmöglichkeit, die Zahl der Voranmeldungen „von Siechenfällen“¹¹ war jedoch „geradezu erschreckend hoch“.¹² Der Platzmangel im Johanna-Helenen-Heim wurde zusätzlich dadurch verschärft, dass während des Krieges „eine größere Anzahl von Kellern für Luftschutzzwecke“¹³ umgebaut worden war, so dass „verschiedene eigentlich unentbehrliche Vorratskeller verloren gingen“, für die nun im Hause selbst wieder Ersatz

5 Vietor, Anstaltsbericht vom 12.5.1945, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“. Für nachfolgende Ausführungen und Zitate, wenn nicht anders angegeben, ebd.

6 Vietor, Jahres- und Anstaltsbericht vom 20.7.1945, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

7 Ebd., Bl. 7.

8 Hinzu kamen fünfzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von denen eine unbekannte Anzahl ebenfalls im Johanna-Helenen-Heim wohnte.

9 Vietor, Jahres- und Anstaltsbericht vom 20.7.1945, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

10 Vietor, Anstaltsbericht vom 14.11.1945, Bl. 3, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

11 Hohe Anfrageszahlen gab es auch für das Altersheim sowie das Damenheim. Vertraulicher Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 16.10.1946, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

12 Vertraulicher Jahres- und Anstaltsbericht, 2.6.1948, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

13 Vietor, Jahres- und Anstaltsbericht vom 20.7.1945, Bl. 3, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“. Für nachfolgendes Zitat ebd. Siehe hierzu auch: 50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein, S. 41.

hatte gesucht werden müssen. Trotz aller Widrigkeiten konnte die Anstaltsleitung schon am 15. Oktober 1945¹⁴ die „Krüppelschule“ mit fünf Klassen wieder eröffnen. Erst im Mai 1946 wurde die Orthopädische Klinik wieder bezogen, die Station für „Sieche“ und die Hauptverwaltung kehrten daraufhin in das Johanna-Helenen-Heim zurück. Durch die Unterteilung des bisherigen Andachtsraumes gewann man Betten für 25 „Sieche“, insbesondere für Kinder. Die Station der Orthopädischen Klinik für Patienten, die an Knochen- und Gelenktuberkulose litten, blieb einstweilen im Johanna-Helenen-Heim.¹⁵

4.3. In der jungen Bundesrepublik:

Neue Herausforderungen und Fragen der strategischen Ausrichtung

Die Volmarsteiner Anstalten standen in der Nachkriegszeit und in der frühen Bundesrepublik vor einer dreifachen Herausforderung: *Erstens* ging es um die medizinische Versorgung und berufliche Rehabilitation der Schwerkriegsversehrten,¹⁶ *zweitens* musste die Betreuung von Menschen mit Knochen- und Gelenktuberkulose, deren Zahl in der Kriegs- und Nachkriegszeit sprunghaft angestiegen war, gesichert werden, *drittens* schließlich galt es, den starken Andrang „siecher“ Patienten zu bewältigen.¹⁷ Und diese drei Aufgaben mussten vor dem Hintergrund der allgemeinen Not in der „Zusammenbruchsgesellschaft“ gemeistert werden: Es herrschte ein drückender Mangel an Lebensmitteln, Kleidung, Wäsche, Heizmaterial, Medikamenten, Verbandsstoffen, Gips, Prothesen, Röntgenfilmen usw.¹⁸ Die Unterversorgung mit lebensnotwendigen Gütern – es waren etliche Lieferanten ausgefallen oder es gab nichts zu kaufen – wurde durch die manchmal monatelang ausbleibenden Pflegegeldzahlungen¹⁹ weiter verschärft. Vor allem die Brennstoffversorgung war sehr prekär, Patienten und Pfleglinge froren in den unbeheizten Räumen, Bettwäsche

14 Vietor, Jahres- und Anstaltsbericht vom 19.3.1946, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

15 Mentner, „Almosenempfänger“, S. 196, S. 199-201, S. 215 f.; 43. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1946, Bl. 1-2.

16 Ab 15. August 1946 fanden im Hermann-Luisen-Heim unter Leitung von Pastor *Oskar Niemöller* (1898 – 1956) wieder Halbjahreskurse im Rahmen der Einschulungsabteilung für Kriegsversehrte statt; in den Werkstätten wurden Kriegsversehrte auf ein Handwerk umgeschult, in der Klinik wurden Massagekurse für Kriegsblinde abgehalten. Das Franz-Arndt-Haus sollte ganz für Schwerkriegsversehrte freigemacht werden. 43. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1946, Bl. 2.

17 43. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1946, Bl. 2

18 Ebd., Bl. 1-3.

19 Vietor, Jahres- und Anstaltsbericht vom 20.7.1945, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

und Kleidung fehlten, defekte Geräte konnten nicht ersetzt werden, kurz: in den Volmarsteiner Anstalten herrschte „größte Not“.²⁰ Personal war knapp, viele Brüder des Martineums und andere männliche Mitarbeiter befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft. Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene mussten untergebracht werden. Die Bausubstanz war in vielen Häusern marode, Reparaturen, Renovierungen und Neubauten scheiterten vorerst am Mangel an Baumaterial und Arbeitskräften, an der Geldentwertung, an den seit 1932 gedeckelten Pflegesätzen, die nicht einmal die Selbstkosten deckten, schließlich an der Vernichtung der finanziellen Rücklagen durch die Währungsreform 1948.²¹

Drei größere Projekte wurden in der Nachkriegszeit ventiliert: der Bau eines weiteren Gebäudes der Orthopädischen Klinik für Patienten mit Knochen- und Gelenktuberkulose, die Errichtung eines größeren „Siechenkrankenhauses“²² und die Vergrößerung der Anstaltskapelle. Der Ausbau der Kapelle gelang 1949 aus eigenen Mitteln, im Spätherbst 1950 konnte mit dem Bau der Klinik II, die 65 Betten für Patienten mit Knochen- und Gelenktuberkulose und 25 Betten für das Personal bot, begonnen werden. Dieser Neubau, der im April 1952 bezogen wurde und die Auflösung der Tbc-Station im Johanna-Helenen-Heim und die Überführung der „Siechenstation“ des Margaretenhauses in das Johanna-Helenen-Heim zur Folge hatte,²³ war durch ein größeres Darlehen des nordrhein-westfälischen Sozialministeriums, des Landesfürsorgeverbandes und der Zentralstelle für Tbc-Hilfe möglich geworden.²⁴ Doch überschritten die Kosten des neuen Klinikbaus (rund 810.000 DM)²⁵ die Kostenvoranschläge erheblich, was den Bauetat schwer belastete. Inzwischen war von einem weiteren Neubau für die Werkstätten die Rede, „deren Modernisierung und Erweiterung auch von Seiten der einweisenden Behörden als notwendig erachtet“²⁶ werde.

Von einem neuen „Siechenkrankenhaus“ – das ja auch das Johanna-Helenen-Heim entlastet hätte – war bezeichnenderweise nicht mehr die Rede. Stattdessen

20 Vietor, Anstaltsbericht, 14.11.1945, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

21 45. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1948, Bl. 1; 46. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1949, Bl. 1.

22 44. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1947, Bl. 2. 45. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1948, Bl. 2.

23 Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 5, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952 – 1953“.

24 Auch waren die Pflegesätze mittlerweile erhöht worden.

25 Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952 – 1953“.

26 47. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1950, Bl. 2.

wurde im offiziellen Jahresbericht 1950 „eine Erweiterung unserer Schulklassen im Johanna-Helene-Heim“ als dringendes Erfordernis herausgestellt, da diese „den modernen Anforderungen nicht mehr genügen. Die beste Lösung wäre die Aufstellung einer Schulbaracke mit allen erforderlichen Nebenräumen. Leider müssen wir die Pläne noch vorläufig zurückstellen, bis die notwendigen Mittel vorhanden sind.“²⁷ Der Vorstand der Volmarsteiner Anstalten befasste sich im Juni 1951 mit der Angelegenheit und hob noch einmal die Notwendigkeit einer „Erweiterung und Modernisierung der Schulklassen im Johanna-Helene-Heim“ hervor, „von denen zwei viel zu klein und eine auch ungünstig gelegen ist, während für die sogenannte Siechenklasse überhaupt ein Schulraum fehlt, so dass die Kinder in einem Schlafraum unterrichtet werden müssen.“²⁸ Pastor Hans Vietor, Leiter der Volmarsteiner Anstalten von 1917 bis 1956, brachte das Problem auch in einer Besprechung mit dem nordrhein-westfälischen Sozialminister Dr. *Josef Weber* (1886–1972) am 29. November 1951 zur Sprache: Die Schulräume im Johanna-Helene-Heim seien „derart übervoll, dass die Schulbehörde bei einer Revision dringend den Neubau von modernen Schulbaracken gefordert“²⁹ habe. Die Kosten dafür veranschlagte der Anstaltsleiter mit 120.000 DM, man habe einen Kreditantrag an die Bezirksregierung in Arnsberg gestellt. Offenbar ohne Erfolg, denn die Missstände wurden auch in den Folgejahren immer wieder – auch von staatlicher Seite³⁰ – beklagt, ohne dass daraus konkrete Pläne erwachsen wären. Die Schaffung neuer Schulräume im Johanna-Helene-Heim wurde zwar weiterhin als wichtige Aufgabe erachtet, diesbezügliche Überlegungen kamen aber über ein „Anfangsstadium“³¹ nicht hinaus. Vor allem die Geldbeschaffung wurde als schwierig angesehen. Gleichwohl wurde

27 47. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1950, S. 2.

28 Jahres- und Anstaltsbericht für die am 19.6.1951 stattfindende Vorstandssitzung, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1949–1951“.

29 Protokoll der Besprechung mit Sozialminister Dr. Weber am 29.11.1951 (für Volmarstein anwesend: Fabrikant *Oscar Funcke* (1885–1965), Anstaltsleiter Vietor, Chefarzt Dr. Otto S. Bohne und Verwaltungsdirektor Alfred Rügemer), Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1949–1951“.

30 „In unsere Schulabteilung hatten wir vor einiger Zeit eine Revision des neuen Schulrates *Schleifer* aus Hattingen, der sich über die Erfolge in den verschiedenen Schulklassen anerkennend äußerte. Auch er wünschte, dass in nicht zu ferner Zeit die zum Teil überfüllten Schulklassen modernisiert bzw. erweitert werden.“ Siehe: Jahresbericht zur Vorstandssitzung, 26.4.1954, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1954–1957“.

31 1952 hatte die „Schaffung neuer Schulräume in unserem Johanna-Helene-Heim“ noch auf der Agenda des Anstaltsvorstandes gestanden, siehe: Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952–1953“. Ähnlich auch 1953: „In der Schulstation war es leider auch im vergangenen Jahre nicht möglich, die bei weitem nicht ausreichenden Schulräume zu erweitern. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn hier bald Wandel geschaffen würde.“ Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 5, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952–1953“.

1954 – mit erheblichen Zuschüssen des Landesjugendplans – ein neues Jugendwohnheim für Mädchen zur Entlastung des überbelegten³² Margaretenhauses eröffnet, im November 1960 folgte das Lehrlingsheim für körperbehinderte männliche Jugendliche „Hans-Vietor-Heim“³³ zur Entlastung des Hermann-Luisen-Hauses. In der Zwischenzeit – also in den Jahren von 1954 bis 1960 – fanden umfangreiche Modernisierungsmaßnahmen in der Orthopädischen Klinik und in den Lehrwerkstätten statt,³⁴ eine Industriewerkstatt wurde neu errichtet, ebenso ein „Emeritenhaus“ für den in den Ruhestand getretenen Pastor Hans Vietor, die Zentralküche wurde erweitert, ein Anbau und eine Kapelle im Altersheim Bethanien eingerichtet, ein neues Gebäude für die Diakonenanstalt Martineum ausgeführt, auf dem Gutshof Grünewald die abgebrannte Scheune wiederaufgebaut, das Pflegeheim Berchum erhielt einen neuen Aufzug und erfuhr eine Auflockerung der überfüllten Schlafräume durch einen Anbau. Die Planungen für die neue Anstaltskirche nahmen allmählich Gestalt an.

4.4. Die bauliche Situation des „Siechenhauses“ Johanna-Helenen-Heim und seine Stellung im Gesamtgefüge der Anstalten

Und das Johanna-Helenen-Heim? Vom „Neubau sonniger Schulbaracken“³⁵ war letztmals im Jahresbericht 1955 die Rede, in den folgenden Jahren finden sich nur noch idyllische Schilderungen des Schullebens und Hinweise auf die musikalischen Darbietungen der Kinder zu besonderen Anlässen. Überblickt man die Baumaßnahmen von Mitte 1946 an, so ist unschwer zu erkennen, dass sie sich auf das Allernotwendigste beschränkten: 1948 wurde ein Verbindungsbau zwischen dem Westflügel des Johanna-Helenen-Heims und dem Wohnhaus der Lehrerinnen und Schwestern eingefügt. Dadurch gewann man fünf Räume, von denen zwei sofort der Hauptverwaltung abgetreten wurden. Durch Aufstockung des Verbindungsbaus entstand zudem ein Krankensaal für „siehe“ Frauen mit zehn bis zwölf Betten.³⁶

32 Vgl. Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 5, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952 – 1953“.

33 Zur Eröffnung des „Hans-Vietor-Heims“ am 15. November 1960 wies Pastor Ernst Kalle, seit 1956 Leiter der Volmarsteiner Anstalten, eindringlich darauf hin, dass sich das neue Haus „besonders segensvoll“ auswirke. Durch die großzügigere Bauweise und die damit verbundene Auflockerung der Belegung vollziehe sich „das Zusammenleben in viel freundlicheren und ruhigeren Formen“, die „Herabsetzung der Belegungsfrequenz“ habe sich „sehr positiv ausgewirkt“. Siehe Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 24.2.1961, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“.

34 Vgl. Jahresbericht zur Vorstandssitzung, 26.4.1954, Bl. 5, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1954 – 1957“.

35 52. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein (Ruhr) für das Jahr 1955, Bl. 2.

36 45. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1948, Bl. 2.

1949 wurden die Außenmauern des Johanna-Helene-Heims überholt, da das Holz des Fachwerks an der Nordseite des Gebäudes so stark angefault war, „dass mit Einsturz gerechnet werden musste“.³⁷ 1951 wurde die „Kinderstation“ neu gestrichen, die „Kindersiechenstation“ mit Märchenbildern ausgemalt, die Brücke vom ersten Stock zum Spielplatz, „die einzustürzen drohte“,³⁸ musste erneuert werden. 1954 wurde das Dachgeschoss ausgebaut, um Räume für Angestellte zu schaffen, das Entbindungszimmer im Erdgeschoss wurde – nachdem die Geburtshilfe eingestellt worden war – aufgeteilt und in eine Auskunftsstelle für Besucher und einen Raum für die Einkaufsabteilung umgewandelt. Zugleich wurde die Verlegung des Säuglingsheims, aus dem schon 1952 die Entbindungsstation ausgegliedert worden war,³⁹ aus dem zweiten Stock des Johanna-Helene-Heims in die Klinik vorbereitet – die Klinik II für Knochen- und Gelenktuberkulose war wider Erwarten nicht ausgelastet, so dass man, einem lang gehegten Wunsch der ärztlichen Leitung der Klinik entsprechend, das Säuglingsheim im Laufe des Jahres 1954 in die Klinik integrieren konnte.⁴⁰ Die endgültige Auslagerung des klinischen Betriebs war ein wichtiger Schritt in einem Prozess, den man als schleichenden Statusverlust umschreiben kann. Im Laufe der späten 1940er und der 1950er Jahre nahm das Johanna-Helene-Heim den Charakter eines ausgesprochenen „Siechenhauses“ für schwer körperbehinderte Menschen an, wurden hier doch nach und nach alle „siechen Frauen“ aus den Volmarsteiner Häusern konzentriert.⁴¹ Dies hatte auch Auswirkungen auf die im Johanna-Helene-Heim angesiedelte „Kinderstation“ und die dort untergebrachten Kinder. Zwar galt offiziell nur ein Teil als „Kindersiechenstation“ – doch das Stigma des „Siechenheims“ traf offenkundig auch die „Kinderstation“, in die „in steigendem Maße nur noch schwerste Krüppelfälle überwiesen“⁴² wurden.

37 46. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1949, Bl. 2.

38 48. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1951, Bl. 3. Siehe auch: Kalle an die Hauseltern der Jugendwohnheime, 6.7.1962, Archiv ESV, Ordner „Hausleiterkonferenz 1947–1969“. Der Spielplatz war ein begehrter allerdings verbotener Treffpunkt für die Bewohner und Bewohnerinnen der Jugendwohnheime auf dem Anstaltsgelände.

39 Jahresbericht für die Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 5, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952–1953“. Wie marode das Haus zu dieser Zeit war, geht auch aus folgender Notiz hervor: „Da die Warmwasserleitungen im Johanna-Helene-Heim so inkrustiert sind, dass z. B. das Säuglingsheim kein warmes Wasser mehr zapfen kann, ist die Auswechslung dieser Leitungen unbedingt notwendig.“ Niederschrift der Besprechung am 14.4.1954, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1954–1957“.

40 51. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein (Ruhr) für das Jahr 1954, Bl. 3, Bl. 6.

41 Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die ehemaligen „Krüppelpflegeheime“ Berchum und Bethesda seit 1956 in der einrichtungseigenen Statistik als „Beschäftigungsheime“ firmieren – eine semantische Statusaufwertung.

42 50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein, Volmarstein 1954, S. 33. Bezeichnenderweise unternahm 1957 alle Häuser ihren obligatorischen Jahresausflug – außer den Bewoh-

Sucht man in den Jahresberichten und Vorstandsprotokollen der 1950er/60er Jahre nach Hinweisen auf das Johanna-Helenen-Heim, wird man selten fündig. Fast möchte man meinen, es mit einem „vergessenen Haus“ zu tun zu haben. Betrachtet man die quantitativen Größenordnungen, stellt man jedoch fest, dass das Johanna-Helenen-Heim im Gesamtgefüge der Volmarsteiner Anstalten eine nicht unwichtige Rolle spielte. Wie die folgende Tabelle zeigt, lag sein Anteil an der Gesamtbelegung durchgängig bei 16 bis 19 Prozent, von der Zahl der belegten Plätze her rangierte es zumeist unmittelbar hinter der Orthopädischen Klinik, von den Pfl egetagen her hinter der Klinik und dem Hermann-Luisen-Haus.

Auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten stellte sich die Arbeit auf der „Siechenstation“ und der „Schulstation“, soweit sich dies aus den bruchstückhaften Quellen erschließen lässt, für die Volmarsteiner Anstalten durchaus günstig dar. Im Oktober 1949 entsandte das nordrhein-westfälische Sozialministerium zwei Wirtschaftsprüfer nach Volmarstein, um die Selbstkosten der Anstalten zu überprüfen. Die externen Experten kamen insgesamt zu dem Ergebnis, „dass fast alle zur Berechnung kommenden Pflegesätze unsere Selbstkosten nicht decken, trotzdem wir gegenüber Vergleichsanstalten bei allen ins Gewicht fallenden Kostenarten, so besonders Verwaltungs-, Verpflegungs- und Heilkosten, sehr günstig liegen.“ Im Einzelnen wiesen die vertraulichen Prüfungsergebnisse bei den „klinisch Kranken“ eine Unterdeckung von 0,79 DM je Pflegling und Tag aus. Bei den „gesunden Säuglingen“ waren es 0,63 DM, bei den „klinischen Säuglingen“ sogar 1,64 DM, bei den „Schulausbildungsfällen“ 0,63 DM, bei den „Berufsausbildungsfällen“ 1,28 DM. Bei den so genannten „Leicht-Siechen“ belief sich die Unterdeckung dagegen lediglich auf 0,41 DM pro Bewohner und Tag, bei den „Schwer-Siechen“ fehlten ganze vier Pfennige zur Kostendeckung. Eine Überdeckung hatte sich nur bei den Tuberkulosepatienten ergeben.⁴³ Zu diesem Zeitpunkt stellte also die Pflege von Menschen mit schweren Körperbehinderungen ein sich wirtschaftlich weitgehend selbst tragendes Arbeitsfeld dar, und auch die „Schulstation“ arbeitete nur mit geringer Unterdeckung. Wie sich die Dinge weiter entwickelten, lässt sich aus den Quellen nicht ersehen, es hat aber den Anschein, als sei das Johanna-Helenen-Heim unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zumindest kein Zuschussbetrieb gewesen.⁴⁴

nerinnen und Bewohnern des Altenheimes „Bethanien“ und des Johanna-Helenen-Heims. Siehe: Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag o. D. [1957], Bl. 46.

43 Protokoll der Besprechung am 24.10.1949, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1949 – 51“.

44 Angaben zu Pflegesätzen finden sich in den Berichten und Protokollen selten. Zum 1. April 1960 konnten die Volmarsteiner Anstalten „auf Grund des Nachweises erhöhter Selbstkosten“ eine Erhöhung der Pflegesätze aushandeln. Sie betragen fortan „für Leichtsieche“ 7,85 DM, für „Schwer-sieche“ 11,70 DM und für Kinder und Jugendliche in Schul- oder Berufsausbildung 9,40 DM. An-

Dass es und seine Bewohner und Bewohnerinnen dennoch stiefmütterlich behandelt wurde, hatte mit der Konzeption der Gesamtanstalten zu tun, in der Therapie und berufliche Rehabilitation eindeutig vor Schulbildung und Pflege rangierten.

Zahl der Bewohner(innen) in den Volmarsteiner Anstalten und Pflegetage, 1949 – 1966⁴⁵

	Bewohner 31.12.1949	Pflege tage 1949	Bewohner 31.12.1955	Pflege tage 1955	Bewohner 31.12.1959	Bewohner 2.6.1966
1. Krüppel-Anstalten						
a) Klinik	192	78.850	207	92.175	209	197
b) J.-Helenen-Heim	149	51.498	147	53.139	157	117
c) Margaretenhaus	94	35.602	86	30.981	71	73
d) H.-Luisen-Haus	159	56.350	145	55.038	119	86
e) Berchum	43	14.422	48	15.453	48	39
f) Bethesda	25	9.325	26	9.175	23	34
g) Franz-Arndt-Haus	50	18.030	49	17.854	47	40
h) Jugend-Wohnheim	—	—	48	17.520	28	28
2. Altenheime						
a) Bethanien	100	36.395	86	31.109	101	55
b) Frauenheim	12	4.285	11	3.770	10	6
3. Taubstummheim						
	21	7.637	19	6.855		
4. Säuglingsheim						
	24	10.245	—	6.413		
5. Gut Grünwald						
	3	806	2	820		
zusammen	872	323.445	874	340.302	813	724

staltsbericht für die Vorstandssitzung am 15.11.1960, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“.

45 46. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalt Volmarstein-Ruhr für das Jahr 1949, Bl. 4; 52. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein (Ruhr) für das Jahr 1955, Bl. 4; Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung vom 20.1.1960, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“, Bl. 3; Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 16.6.1966, Archiv ESV, Ordner „XXVIII 9 Vorstandssitzungen 1966“.

4.5. Die finanzielle Situation des Johanna-Helene-Heims

Auf der Prioritätenliste der „Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten für Körperbehinderte, Johanna-Helene-Heim“ (so der offizielle Name der Volmarsteiner Anstalten seit 1954) rangierte das Johanna-Helene-Heim – gemäß dem neuen Motto „heilen, lehren, pflegen“ – deutlich hinter den anderen Häusern, insbesondere hinter der Orthopädischen Klinik und den Jugendwohnheimen und Werkstätten zur beruflichen Rehabilitation. Die Modernisierung der „Kinderstation“, deren Notwendigkeit seit Beginn der 1950er Jahre allen Verantwortlichen klar vor Augen stand, wurde immer wieder mit Rücksicht auf andere, noch dringender erscheinende Projekte zurückgestellt. In dieser Prioritätensetzung spiegeln sich zum einen die politischen Rahmenbedingungen wider: Für die Therapie und Rehabilitation von Menschen mit körperlicher Behinderung standen öffentliche Mittel zur Verfügung, die manche Baumaßnahme in Volmarstein erst ermöglichten. Zum anderen zeigt aber ein Umstand ganz deutlich, dass die Modernisierung der „Kinderstation“ auch von der Anstaltsleitung als nachrangig betrachtet wurde: Diese wünschte sich nämlich seit 1950 auch einen Andachtsraum für die „Frauenstationen“ des Johanna-Helene-Heims – und zu Weihnachten 1954 baten die Volmarsteiner Anstalten ihre Freunde und Förderer, für diesen Zweck (und eben nicht für die Schaffung neuer Schulklassen) zu spenden.⁴⁶ Da der auf diese Weise angelegte Baufonds noch nicht ausreichte, erneuerte der Vorstand im Jahr 1955 seinen Spendenaufruf⁴⁷ – für die „Kinderstation“ wurde nicht gesammelt.

Nicht zuletzt sahen sich die Volmarsteiner Anstalten (stellvertretend für andere evangelische „Krüppelanstalten“) in Konkurrenz zur katholischen Seite und forcierten deswegen den Neubau von Häusern, anstatt in bereits vorhandene Bauten, zum Beispiel in das Johanna-Helene-Heim, zu investieren:

„Nach kurzer Begrüßung wies zunächst Pastor Vietor darauf hin, dass die Bettenzahl der katholischen Krüppelheime in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz mehr als 2.000 höher sei als die der evangelischen Anstalten (evangelische Anstalten 1.294, katholische Anstalten 3.382). Aus dieser Tatsache ergibt sich die begründete Notwendigkeit, dass für die erweiterten Aufga-

46 51. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1954, Bl. 3.

47 52. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1955, Bl. 2.

ben der Volmarsteiner Anstalten von Seiten des Sozialministeriums [Mittel] zur Verfügung gestellt werden müssen.“⁴⁸

Ende 1958 wandte sich der Vorstand an die Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen mit der Bitte um Zuschüsse für „dringend notwendige Instandsetzungsarbeiten“, die aber abschlägig beschieden wurde. Da die von den Kostenträgern für die Bewohner und Bewohnerinnen des Johanna-Helene-Heims gezahlten Pflegesätze nicht ausreichten, um die Zinsen für ein Darlehen abzudecken, war auch der Weg der Kreditaufnahme versperrt. Das Fazit des neuen Anstaltsleiters, Pastor Ernst Kalle, lautete: „Wir werden also auf Jahre hinaus nicht in der Lage sein, die notwendigen Erneuerungsarbeiten durchzuführen, wenn nicht auf irgendeine Weise uns doch noch Hilfe zuteil wird.“⁴⁹ Am 21. Februar 1959 besichtigte der Kultusminister von Nordrhein-Westfalen, *Werner Schütz*, „sehr eingehend die Schul- und Unterbringungsräume der Kinder im Johanna-Helene-Heim. [...] Er betonte die Notwendigkeit eines Neubaus für die Schule und bezeichnete die Verbindung eines solchen Neubaus mit einem Kinderheim als wünschenswert.“⁵⁰ Die jetzt zur Verfügung gestellten öffentlichen Mittel flossen dementsprechend in den Bau des (1967 eröffneten) Oscar-Funcke-Hauses und der diesem angegliederten Oberlinnschule. Lediglich die Schlafsäle der Mädchen und mehrere Krankenzimmer der „Frauenstationen“ im Johanna-Helene-Heim wurden Anfang 1962 „neu hergerichtet“.⁵¹ Auch hatten in diesem Jahr die Küche und der Küchenkorridor einen neuen Anstrich erhalten. Die finanzielle Situation der Volmarsteiner Anstalten sollte bis auf Weiteres äußerst angespannt bleiben. Die Pflegesätze waren „bei weitem unauskömmlich“⁵² und reichten kaum zur Deckung der Instandsetzungskosten, geschweige denn zur soliden Finanzierung von Neubauten. Mit öffentlichen Zuschüssen und Krediten wurden die Konsolidierung, der Erhalt und die schrittweise Erweiterung von Volmarstein realisiert. Bedenklich war, dass auch noch 1964 ein „wesentlicher Teil der Spenden und der Verlustausgleich von 1962 zur Deckung der laufenden Unkosten verwandt werden müssen.“⁵³ Angesichts dieser Situation, die durch hohe Lohn- und Verwaltungskosten sowie das Vorhalten qualifizierten Personals für neue Rehabilitations-

48 Aktennotiz, 2.12.1952, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952 – 1953“.

49 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 10.12.1958, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961.“

50 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 17.3.1959, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961.“

51 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 16.3.1962, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

52 Einleitung zum Finanzbericht, 8.2.1964, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

53 Ebd.

formen⁵⁴ (zum Beispiel Beschäftigungstherapie) verursacht wurde, war es aus Sicht der Anstaltsleitung nur folgerichtig, konsequent in weitere bzw. bereits bestehende Bauten zu investieren und im Johanna-Helene-Heim als einem der ältesten Gebäude nur das Nötigste zu veranlassen.

Mit dem seit Jahren projektierten Bau einer neuen Schule mit angeschlossenen neuen und modernen Wohnheim war die einstige Keimzelle der Volmarsteiner Anstalten zu einer Übergangslösung geworden. Das Interesse der Anstaltsleitung beschränkte sich in den folgenden Jahren darauf, den Betrieb aufrechtzuerhalten – und solange der Betrieb lief, überließ man das alte und renovierungsbedürftige Haus sich selbst. Die vielen Missstände, die man – wie noch zu schildern sein wird – durchaus wahrnahm, auf die man auch von Angehörigen und Mitarbeitenden aufmerksam gemacht wurde, nahm man hin, weil man davon ausging, dass es damit ohnehin ein Ende haben würde, wenn erst die neuen Häuser bezogen sein würden. Erst nach der Beendigung des Baus des Oscar-Funcke-Hauses und der Oberlinschule war die „gründliche Renovierung des Gebäudes [Johanna-Helene-Heim]“⁵⁵ geplant.

54 Ebd.

55 Einleitung zum Finanzbericht, 8.2.1964, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

5. Das „Stammpersonal“ – Die Königsberger Diakonissen

Die geschilderten prekären finanziellen Verhältnisse und die mit ihnen verbundene Entscheidung zur schrittweisen Herabstufung des Johanna-Helene-Heimes korrespondierten mit einer konstanten personellen Unterbesetzung sowie mit der teilweise fehlenden fachlichen Qualifikation des in Pflege und Lehre tätigen Personals.

Für die tägliche Betreuung, Pflege und Erziehung der Kinder waren von 1920 bis 1947 Diakonissen aus Witten,¹ von 1947 bis 1967 – also in dem uns interessierenden Zeitraum –, Schwestern aus dem Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit zuständig. Die Königsbergerinnen besaßen weitreichenden Einfluss auf das Alltagsgeschehen im Johanna-Helene-Heim, sie waren es, um mit Pastor Kalle zu sprechen, die „den Geist des Hauses“² bestimmten. Aus welchem Haus kamen die Schwestern ursprünglich?

5.1. Das Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit in Königsberg, 1850 – 1945

Vorbild für das Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit in Königsberg war das 1836 von Pastor *Theodor Fliedner* (1804 – 1864) gegründete Diakonissenkrankenhaus

-
- 1 Die Wittener Schwestern wiederum hatten am 1. Juli 1920 eine freie Schwesternschaft, die seit 1911 in Volmarstein arbeitete, abgelöst. Siehe: 50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein, S. 22.
 - 2 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 14.9.1967, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Vorstand der Orthopäd. Anstalten Volmarstein 20.6.1967 – 5.12.1969“.

in Düsseldorf-Kaiserswerth,³ das sich für damalige Verhältnisse auf einem sehr hohen medizinischen, pflegerischen und hygienischen Niveau bewegte. Es waren denn auch drei Kaiserswerther Schwestern, die ihre Arbeit in dem am 18. Mai 1850 eingeweihten Diakonissen-Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg aufnahmen.

Im Laufe der Jahre nahm das Diakonissenkrankenhaus durch seine stetige Ausdifferenzierung und wachsende Spezialisierung, etwa durch die Einrichtung einer Kinder- und Säuglingsabteilung, einer Frauenstation, einer Augen- sowie einer Hals-, Nasen- und Ohrenabteilung, einer gut ausgestatteten Chirurgie und nicht zuletzt durch eine um 1900 eröffnete Poliklinik eine hervorragende Stellung in der örtlichen und überörtlichen Gesundheitsfürsorge und Krankenversorgung in Ostpreußen ein. Als weitere, allerdings weitaus weniger bedeutende Arbeitsfelder kamen Kleinkinderschulen, Waisenhäuser, „Magdalenenhäuser“ (Heime für so genannte „gefallene Mädchen“) und „Siechenheime“ hinzu.⁴ Die Hauptbetätigungsfelder der Königsberger Diakonissen sollten jedoch die allgemeine Krankenpflege sowie die Assistenztätigkeit für die Ärzte und Operateure bleiben. Die Betreuung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen bzw. von körperbehinderten Minderjährigen sollte nie zu einem nennenswerten Arbeitsgebiet der Schwestern werden.

Im Laufe der Jahre dehnte das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus seinen Aktionsradius bis in die Masuren und sogar bis nach Litauen aus. Damit veränderte sich die landsmannschaftliche Zusammensetzung der Schwesternschaft, zu der nach und nach polnisch- und litauischstämmige Frauen stießen – mit bedeutenden Folgen: Das Mutterhaus verselbstständigte seine polnischen und litauischen Distrikte und hielt nurmehr losen Kontakt zu seinen „Ablegern“.⁵

Den Ersten Weltkrieg überstanden das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus und die Schwestern im Großen und Ganzen unbeschadet. Allerdings gerieten sechzig Schwestern, die in deutschen Lazaretten in Frankreich Dienst taten, im Sep-

3 Harry Scholz, „Was wir immer bewahren wollten“, Kopie einer nicht näher bezeichneten Zeitschrift, o. D., Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 96. Für nachfolgende Ausführungen siehe ebd.

4 Carl Goetz, Jubiläums-Bericht über fünfzig Jahre Diakonissenarbeit im Krankenhause der Barmherzigkeit zu Königsberg i. Pr., Königsberg i. Pr. 1900, S. 39.

5 Das bemerkenswerte Vorgehen des Königsberger Mutterhauses beeindruckte den Leiter der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt, *Wilhelm Eichhorn* (1846–1923), sehr. Angesichts einer über 900köpfigen Schwesternschaft erwog der Rektor 1918 deren Teilung, um die innere Führung und seelsorgerliche Betreuung der Diakonissen besser gewährleisten zu können. Vgl. Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, *Auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau unter den Rektoren Hermann Bezzel (1891–1909) und Wilhelm Eichhorn (1909–1918)*, Neuendettelsau 2009, S. 229 f.

tember 1914 in französische Kriegsgefangenschaft.⁶ Acht von ihnen waren zudem der „Plünderung von Verwundeten auf dem Schlachtfelde“ sowie „bandenmäßiger Plünderung“ angeklagt und in Vincennes bei Paris in Untersuchungshaft genommen worden. Die inhaftierten Diakonissen wurden aber rasch von den gegen sie erhobenen Vorwürfen freigesprochen und kehrten gemeinsam mit ihren Mitschwestern kurz vor Weihnachten 1914 in ihre ostpreußische Heimat zurück.

Die Nachkriegszeit stand – nach der Überwindung der materiellen Kriegsfolgen (Versorgungsnot, Geldentwertung) und der Enttäuschung über den so genannten „Schandfrieden von Versailles“⁷ – ganz im Zeichen der Expansion. So konnte das Diakonissen-Krankenhaus 1930 beispielsweise bereits knapp 500 Betten für Erkrankte zur Verfügung stellen. Und auch die Schwesternschaft war weiter gewachsen: Sie zählte nun über 1.000 Mitglieder.

Der Zweite Weltkrieg führte zum wohl tiefsten und gravierendsten Einschnitt in der Geschichte der Königsberger Diakonissen. Ab Januar 1945 wurden das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus und das ihr angegliederte Diakonissen-Krankenhaus, in dem die Deutsche Wehrmacht einen ihrer Hauptverbandsplätze eingerichtet hatte,⁸ von der Roten Armee angegriffen und belagert. Bei diesen und anderen Kämpfen sowie während ihrer Flucht und Vertreibung starben 250 Diakonissen.⁹ Da staatliche Stellen den in Königsberg stationierten Schwestern verboten hatten zu fliehen, gerieten am 9. April 1945 mehrere hundert Diakonissen in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Teilweise wurden die Frauen in ihrem Mutterhaus festgehalten, teilweise in ihrem eigenen Krankenhaus, das die Rote Armee als Zivilkrankenhaus nutzte, interniert.¹⁰ Dort betreuten die Diakonissen nicht nur erkrankte Zivilisten, sondern auch verwundete russische Soldaten.¹¹ Schwestern, die das Mutterhaus

6 „Sechzig Königsberger Diakonissen in Franzosen-Hand“, in: Zeitschrift des Evangelischen Diakonissenvereins St. Louis, Missouri, Nr. 5, Mai 1915, S. 2 f. Überliefert in: Luhr Library. Eden Theological Seminary, St. Louis, Missouri. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

7 Siehe hierzu ausführlich das Kapitel „Das Ringen des Hauses in der Nachkriegszeit“, in: D. Borrmann, Festbericht zum 75jährigen Jubiläum des Krankenhauses der Barmherzigkeit, Königsberg i. Pr. 1925, S. 126-137.

8 Dr. Geese, Berlin, an das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit, 9.5.1959, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 24. Dr. Kurt Geese war der Leiter des Lazarett, das im Oberfinanzpräsidium in Königsberg untergebracht worden war. Für nachfolgende Ausführungen siehe ebd. Für eine dramatische, die Oberin verklärende Beschreibung siehe: Gedenkt an eure Lehrer. Schwester Renata – die letzte Königsberger Oberin, in: Hand am Pflug, Februar/März 1953, S. 21 f.

9 Gruß aus der Barmherzigkeit. Mitteilungsblatt des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses der Barmherzigkeit, Nr. 2, März 1953, S. 3. Noch 1953 galten zehn Schwestern als vermisst. Siehe ebd.

10 Dieses Krankenhaus besteht im Übrigen heute noch als „Gebietskrankenhaus Nr. 1“.

11 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an den Kreisausschuss des Landkreises Wetzlar – Ausgleichsamt, 4.6.1958, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 24.

in andere Gebiete Ostpreußens entsandt hatte, gerieten teils in sowjetische, teils in polnische oder dänische Kriegsgefangenschaft. Während ihrer zum Teil mehrjährigen Gefangenschaft, die in einem Fall sogar bis 1954 andauerte, wurden die Diakonissen in den Lagern zu pflegerischen und fürsorgerischen Arbeiten herangezogen.¹²

Die einst so große Diakonissenschaft hatte einen bedeutenden Aderlass zu verkraften. 1953 betrug die Zahl der überlebenden Schwestern noch 596, die meisten von ihnen (407) waren nach Westdeutschland geflohen, 175 lebten in Ostberlin bzw. in der DDR.¹³

Der seit 1931 amtierende Vorsteher der Königsberger Diakonissen, Pfarrer *Friedrich Stachowitz* (1889 – 1951),¹⁴ kam um die Jahreswende 1948/49 nach Berlin-Nikolassee und versuchte von dort aus, den in West- und Ostdeutschland verstreut lebenden Schwestern zumindest wieder ein geistliches Zentrum zu geben. Erst seinem Nachfolger, Kirchenrat und Pfarrer *Paul Kaufmann* (1890 – 1982),¹⁵ gelang es, den Königsberger Diakonissen mit dem Prämonstratenserinnen-Kloster in Altenberg bei Wetzlar einen neuen und dauerhaften Standort zu verschaffen. Die Schwesternschaft konzentrierte sich wieder auf ihr tradiertes Hauptarbeitsgebiet, die Krankenpflege, wurde aber auch in Altenheimen, in der Gemeindepflege sowie vereinzelt in Kinderheimen und Kindergärten tätig.¹⁶ Einige Königsberger Diakonissen kamen nach dem Krieg nach Volmarstein, worüber nun berichtet werden soll.

5.2. Der Wechsel der Schwesternschaft im Johanna-Helene-Heim 1947

Seit dem 1. Juli 1920 arbeiteten Schwestern aus dem Wittener Diakonissenhaus im Johanna-Helene-Heim. Nach der Fertigstellung der Orthopädischen Klinik 1931

12 Siehe: <http://www.koenigsbergerdiakonie.de> Die Anträge der Schwestern auf eine Entschädigung für ihre Kriegsgefangenschaft – mit umfanglichen Schicksalsbeschreibungen – finden sich in: Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 24 und 27.

13 Zahlen nach: Gruß aus der Barmherzigkeit. Mitteilungsblatt des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses der Barmherzigkeit, Nr. 2, März 1953, S. 3.

14 Stachowitz kam 1951 bei einem Unglücksfall in Goslar ums Leben. Siehe: Hans Joachim Iwand an Heinrich Held, 6.12.1951, abgedruckt bei: Stefan Flesch, Die Korrespondenz zwischen Hans Joachim Iwand und Heinrich Held in den Jahren 1949-1951, in: Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte im Rheinland 56 (2007), S. 290 f.

15 Paul Kaufmann war seit 1923 Provinzialpfarrer für Innere Mission Ostpreußens in Königsberg, ab 1948 beim Evangelischen Hilfswerk Berlin tätig. 1950 leitete er das Haus der helfenden Hände in Beienrode. Von 1952 bis 1963 war er der Vorsteher des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses. Siehe Flesch, „Korrespondenz“, Anm. 5, S. 274.

16 Siehe Fragebogen des CA, 1.1.1955, „Außenstationen West“, ADW, CA/Stat. Slg. 563. Eine Schwester war nach Tanganyika/Afrika in die Missionsarbeit gegangen.

entsandte das Wittener Mutterhaus weitere Schwestern in diesen neuen und anspruchsvollen Arbeitsbereich.¹⁷

Gravierender Nachwuchsmangel und der Wunsch, bereits bestehende Arbeitsfelder personell zu verstärken bzw. mit jüngeren Schwestern zu besetzen,¹⁸ bewogen die Leitung des Wittener Mutterhauses im Frühjahr 1947, die meisten seiner Schwestern aus Volmarstein abzuziehen. Die organisatorischen Details sollten am 21. Februar 1947 zwischen der Leitung Volmarsteins und dem Wittener Mutterhaus geklärt werden. Auf diese Besprechung soll im Folgenden näher eingegangen werden, zeichneten sich doch bereits vor der Ankunft der Königsbergerinnen auf höchster Anstaltsebene Vorbehalte nicht nur gegen den personellen Wechsel überhaupt, sondern vor allem auch gegen die Schwestern aus Ostpreußen ab.

Zuallererst aber ließ der Leiter von Volmarstein, Pastor Hans Vietor, zu Protokoll nehmen, dass „die Ablösung der Schwester[n] und vor allen Dingen auch der Oberin, Schwester *Wilhelmine* [*Flores* (1897–1968)], [...] in keiner Weise von der Anstaltsleitung Volmarstein erbeten worden“¹⁹ sei. Den Entschluss Wittens könne er auf keinen Fall gutheißen. Der Anstaltsleiter fand Unterstützung in der Person des stellvertretenden Chefarztes, Dr. *Otto S. Bohne*.²⁰ Dieser gab „noch einmal [seinen] Bedenken Ausdruck, altbewährte Schwestern aus einer Arbeit herauszunehmen, die sowohl in ärztlicher wie auch in pflegerischer und erziehlicher Hinsicht die größten Ansprüche“²¹ stelle. Insbesondere der Oberin, so Bohne, sei es zu verdanken gewesen, dass „mehrere an und für sich wenig taugliche Schwestern, von denen das Mutterhaus nach der Ablösung keinen Nutzen haben wird, in Volmarstein in sinnvoller

17 Evangelische Stiftung Volmarstein (Hg.), 100 Jahre ESV – Entschieden für das Leben, Volmarstein 2004, S. 143.

18 Ganz entschieden wurde die Besetzung neuer Arbeitsfelder, etwa Krankenhäuser, sowohl von Pastor *Hermann Kockelke* (1890–1974), Witten, als auch von Schwester *Eveline Linneweber* bestritten. Siehe: Niederschrift über die Besprechung am 21.2.1947, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945–47“.

19 Niederschrift einer Besprechung zwischen Fabrikant Oscar Funcke, Pastor Vietor, Dr. Bohne (stellvertretender Chefarzt von Volmarstein), Pastor Kockelke (Witten) und Schwester Eveline Linneweber (Witten), 21.2.1947, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945–48“. Im Folgenden: „Niederschrift, 21.2.1947“.

20 Dr. Bohne war von 1932 bis 1945 Oberarzt in den Pfeifferschen Anstalten in Magdeburg-Cracau sowie „Landeskrüppelarzt“ für die Provinz Sachsen. Am 1. Oktober 1947 wurde Bohne Chefarzt in Volmarstein. Zugleich war er als Experte für Rehabilitation in der WHO tätig. Auch war er Mitglied des Sonderausschusses der „International Society for the Welfare of Cripples“ für Hirnlähmungen. Vgl. Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte 1958, S. 281 f. Siehe auch: Jahres- und Anstaltsbericht für die Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“ für die Sitzung am 19.3.1946, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945–48“.

21 Niederschrift, 21.2.1947, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945–48“.

Weise [hätten] eingefügt und nutzbar gemacht²² werden können. Dieser bemerkenswerten Kritik des stellvertretenden Chefarztes schloss sich ein ausgeprägtes Lob auf die Fachkompetenz und die Umsicht der Oberin an. Bei dieser Gelegenheit gewährte Bohne einen unverstellten und von wenig Sympathie getragenen Blick auf seine Patienten und Patientinnen, unter denen sich auch die Kinder des Johanna-Helenen-Heims befanden:

„Welchen Verlust die Ärzte durch das Ausscheiden von Schwester Wilhelmine erfahren würden, kann nur der ermessen, der weiß, welche Eigenarten die Arbeit hier hat, welche Schwierigkeiten die psychische Betreuung von Erwachsenen macht, die wie die Gelenktuberculosen [sic] jahrelang zur Bettlägerigkeit verurteilt sind, welche Besonderheiten die Erziehung von Krüppelkindern, die in der Pubertät stehen, verursacht und wie schwierig der Umgang mit relativ jugendlichen Siechen ist, bei denen sich die Tatkraft, die nicht nutzbringend verwertet werden kann, oft in eine destruktive Mäkel- und Klatschsucht verwandelt.“²³

Pastor Vietor hingegen hatte Bedenken wegen der landsmannschaftlichen Herkunft der Königsbergerinnen. Diese berge, so die Überzeugung des Anstaltsleiters, ein „gewisses Risiko“. Er befürchtete, dass es „für diese ostpreußischen Schwestern schwer sein wird, sich in die westfälischen Verhältnisse einzuleben.“ Auch müsse „genau“ festgestellt werden, ob die „notwendigen Fachkenntnisse bei den einzelnen [neuen] Schwestern vorhanden“ seien.

Der in diesem Zusammenhang geäußerte Vorschlag Pastor Vietors, die Königsberger Schwestern einer längeren Einarbeitungszeit unter der Anleitung der Wittener Diakonissen zu unterziehen, wurde von Witten abschlägig beschieden. Man könne die Schwesternschaft, die ja noch immer ihrem Mutterhaus unterstehe, „nicht ohne weiteres“ mit einer anderen Schwesternschaft vereinigen, so die Meinung des Wittener Mutterhauses. In der Rückschau erscheint Vietors Anregung, die neuen Schwestern eine längere Zeit „mitlaufen“ zu lassen, angesichts der Tatsache, dass die Königsberger Diakonissen aus der allgemeinen Krankenpflege kamen und keine oder nur eine rudimentäre pädagogische Qualifikation besaßen, durchaus sinnvoll.

Jedoch erklärte sich das Wittener Diakonissen-Mutterhaus bereit, gewisse Funktionen stellvertretend für das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus bzw. dessen Leitung in Berlin-Nikolassee zu übernehmen. So sagte Witten die „geistliche Betreuung“ der Königsbergerinnen ebenso zu, wie es sich um die „gesamte Verrech-

22 Ebd., Bl. 1 f.

23 Ebd., Bl. 2. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

nung hinsichtlich der Schwestern, einschließlich ihrer Altersversorgung“ zu kümmern bereit erklärte. Zuletzt versprach das westdeutsche Mutterhaus, dass es sich – falls nötig – „auch [der] Ablösung ungeeigneter Schwestern“ annehmen würde.

So gab Vietor schließlich, wenn auch „nur sehr schweren Herzens und mit gewissen Bedenken, seine Einwilligung zu dem beabsichtigten Wechsel“. Allerdings wäre dieser Wechsel auch ohne die Zustimmung Vietors erfolgt, war das Wittener Mutterhaus doch nur durch einen jederzeit kündbaren Gestellungsvertrag an Volmarstein gebunden. Gegenüber der Leitung des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses sicherte sich Vietor diesmal ab. Nicht noch einmal wollte er unverhofft und ohne vorherige Verhandlungen bzw. Rücksprachen mit einem einseitig vorgenommenen Schwesternwechsel konfrontiert werden. Der Anstaltsleiter bestand daher gegenüber dem Königsberger Diakonissen-Mutterhaus darauf, dass „die Schwestern möglichst dauernd bei uns verbleiben und nicht ohne unsere Einwilligung zurückgezogen werden können.“²⁴

Am 10. April 1947²⁵ trafen die ersten Königsberger Diakonissen im Johanna-Helenen-Heim ein. Dies waren Schwester Helene Augusta Wasgien (1896–1966), die bis 1958 die Funktion einer Vertrauens- und Oberschwester innehaben sollte,²⁶ sowie die Schwestern Lina Bublies (1899–1988), Martha Budnick (1886–1977), Anna von Koslowski (1911–1992), Lisbeth Kramer (*1900), Gertrud Neubauer (1915–1985), Martha Pakulat (*1896), Erna Papmahl (*1907) und Frieda Mahrn (1907–1976).²⁷ Vierzehn Tage später, am 25. April 1947,²⁸ verließen die Wittener Schwestern das Johanna-Helenen-Heim; die Orthopädische Klinik bedienten sie hingegen weiter, wenn auch mit weniger Schwestern.²⁹ Anfang 1948 hatten sich die

24 Vietor an Möller, 14.7.1950, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus. Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945–Oktober 1972“.

25 54. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein zugleich 76. Jahresbericht des Altersheims Bethanien für das Jahr 1957, S. 7.

26 55. Jahresbericht 1958, in: Volmarsteiner Gruß 1958, S. 7. Ihre Nachfolgerin wurde Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann (1915-1995) aus dem Königsberger Diakonissen-Mutterhaus in Wetzlar. Siehe hierzu auch: Niederschrift über die Sitzung des erweiterten Vorstandes, 10.12.1958, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958-1961, Notizen, Pläne, Reste“.

27 Schwesternliste 1947/48, Kopie, Schwester Gertrude Krämer a. d. Vf., 4.12.2008. Die Geburtsdaten der Schwestern finden sich in deren Personalkarten, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus.

28 Vertraulicher Jahres- und Anstaltsbericht, 2.6.1948, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945–48“.

29 Die Schwesternliste von 1947/48 vermerkt 18 Wittener Diakonissen, die in der Klinik arbeiteten. Siehe: Kopie der genannten Schwesternliste, Anlage, Schwester Gertrude Krämer a. d. Vf., 4.12.2008.

Königsberger Schwestern, so die anstaltsinterne Einschätzung, „gut“³⁰ auf den Stationen des „Haupthauses“³¹ Johanna-Helene-Heim – „Schulabteilung“, der „Siechenstation“ für Kinder und Erwachsene und der 25 Betten umfassenden Abteilung für Knochen- und Gelenktuberkulose-Kranke – eingearbeitet.

5.3. Der Personalmangel und die strukturelle Überlastung der Diakonissen

Der mit der Währungsreform 1948, vor allem aber mit dem Koreakrieg 1950 einsetzende Wirtschaftsboom ließ die Arbeitslosenzahlen in der jungen Bundesrepublik rapide sinken: Waren im Juni 1949 bundesweit noch 8,7 Prozent der Beschäftigten arbeitslos gewesen, so waren es zehn Jahre später noch 2,4 Prozent, 1961 sogar nur noch 0,8 Prozent.³² Der Arbeitskräftemarkt war regelrecht leer gefegt, was insbesondere die sozialen Dienstleister, unter ihnen meistens katholische und evangelische Anbieter, schmerzlich spürten: Ihnen gelang es nicht, qualifiziertes Personal für ihre Krankenhäuser, Heime, Kindergärten und Anstalten gewinnen. Zudem fiel mehr und mehr das personelle Rückgrat der diakonischen Einrichtungen aus: die Diakonissen. Deren Lebensentwurf einer christlichen Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft, der ja nicht nur die lebenslange Unterordnung unter einen Vorsteher und eine Oberin, sondern auch einen zölibatären Lebenswandel zwingend vorsah, vermochten sich immer weniger junge Frauen anzuschließen.

In Volmarstein spürte man die veränderten wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen recht früh. So beklagte bereits der Jahresbericht von 1951 die „Schwesternnot“³³ in der Orthopädischen Klinik. 1955 warnte der Vorstand, dass die Schwestern und freien Kräfte in der Klinik „oft so überanstrengt“ seien, „dass sie fast zusammenbrechen“.³⁴ In diesem Zusammenhang warb man erstmals um Pflegehelferinnen. Der „beängstigende Schwesternmangel“³⁵ führte 1955 sogar dazu, eine Station der Klinik vorläufig zu schließen.

30 Bericht anlässlich der Arbeitsausschusssitzung am 2.2.1948, Archiv ESV, Ordner „XXIX 12 Vorstandsprotokolle 1945 – 48“.

31 Vietor an Kaufmann, 21.1.1952, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 670.

32 Zahlen nach: Hans-Walter Schmuhl, Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsverwaltung in Deutschland 1871 – 2002. Zwischen Fürsorge, Hoheit und Markt, Nürnberg 2003, S. 408, S. 410.

33 48. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1951, Bl. 2.

34 52. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1955, Bl. 2.

35 52. Jahresbericht der Krüppelanstalten „Johanna-Helene-Heim“, Volmarstein/Ruhr, für das Jahr 1955, Bl. 2.

Die Einstellung diakonischer Helferinnen ab 1958 brachte eine gewisse Entlastung.³⁶ Von der Möglichkeit, Zivildienstleistende zu beschäftigen, machte Volmarstein nur zögerlich und erst nach längerer interner Diskussion Gebrauch, groß war nämlich die Sorge um das christlich-diakonische Mikromilieu:

„Wir haben auch diese Frage [den Einsatz von Zivildienstleistenden] bei der Hausleiterkonferenz³⁷ erörtert und sind dabei zu dem Schluss gekommen, dass zweifellos unter den Kriegsdienstverweigerern sehr ernstzunehmende und wahrscheinlich auch einsatzbereite junge Menschen sein werden, die uns eine wertvolle Hilfe sein könnten. Man müsse sich aber dagegen abschirmen, dass etwa auf diesem Wege Angehörige von fanatisch antikirchlichen Sekten mit hineinkommen könnten und eine solche Gelegenheit als willkommene Propagandamöglichkeit für ihre Ideen ansehen würden.“³⁸

-
- 36 Nachhaltige Entlastung brachten erst Krankenschwestern und Pflegehelferinnen aus Korea. Die ersten Koreanerinnen im Alter von 20 bis 30 Jahren trafen am 30. Juli 1966 in den Anstalten ein. Siehe: Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag vom 15.10.1966, o. Bl. Sechs Koreanerinnen, darunter drei Pflegehelferinnen und eine Kindergärtnerin, arbeiteten im Johanna-Helene-Heim. Siehe: Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 11.11.1966, Bl. 3, Archiv ESV, Ordner „Vorstandsprotokolle 4.6.1965 – 3.12.1969“. Siehe auch: Vietor an Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 20.8.1966, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 673. Siehe grundsätzlich zur Anwerbung und Beschäftigung koreanischer Krankenschwestern: Hans-Walter Schmuhl, *Evangelische Krankenhäuser und die Herausforderung der Moderne. 75 Jahre Deutscher Evangelischer Krankenhausverband*, Leipzig 2002, S. 160-168, sowie: Ulrike Winkler, *Informationsreise der Schwester Ruth Elster vom 14.5.1967 bis 12.6.1967 nach Japan, Korea, Taiwan, den Philippinen und Hongkong*, in: Sylvelyn Hähner-Rombach (Hg.), *Quellen zur Geschichte der Krankenpflege. Mit Einführungen und Kommentaren*, Frankfurt am Main 2008, S. 251-262, sowie: Ulrike Winkler, „Koreas Not ist unser Nutzen“. Koreanische Krankenschwestern in westdeutschen Krankenhäusern während der 1960er Jahre, in: Sylvelyn Hähner-Rombach (Hg.), *Alltag in der Krankenpflege: Geschichte und Gegenwart*, Stuttgart 2009, S. 169-183. Ab 1970 kamen junge Frauen von den Philippinen nach Volmarstein. Siehe: *Arbeitsbericht des Anstaltsleiters zur Sitzung des Vorstandes und des erweiterten Vorstandes am 3.12.1969*, Bl. 9, Archiv ESV, Akte „Vorstand der Orthopäd. Anstalten Volmarstein 20.6.1967 – 5.12.1969“.
- 37 Die verschiedenen Standpunkte sind nachzulesen in: Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag o. D., Bl. 97. So fürchtete Pastor Christoph Theurer „Sektierer (wie die ‚Zeugen Jehovas‘), während Pastor Günther in den Ersatzdienstleistenden eine „uniformierte Kolonne“ sah, die „einen unguuten Geist in unsere Jugendhäuser bringen könnte“. Pastor Kalle hingegen verwies darauf, dass es sich bei den Zivildienstleistenden „wohl im Durchschnitt um ernsthafte Männer handel[e], da sie sich zu einem Weg entschließen, der weithin in der Öffentlichkeit als unmännlich verhöhnt und verspottet werden wird“. Zu dieser Position war Kalle nach einem Gespräch mit Dr. Katthagen gekommen. Für alle Zitate und Ausführungen siehe ebd.
- 38 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 24.2.1961, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“.

Pastor Kalle gab im März 1961 gegenüber dem erweiterten Vorstand seiner

„ganz großen Sorge Ausdruck [...], die sozusagen Tag und Nacht vor unserer Seele steht. Das ist der immer bedrohlicher werdende Mangel an Pflege- und Hauspersonal. Wegen der fehlenden Schwestern haben wir uns des Öfteren an die Mutterhäuser gewandt, ohne allerdings mehr als die Zusicherung zu erhalten, nach Kräften helfen zu wollen. Bei den Mutterhäusern macht sich ja immer stärker der Nachwuchsmangel bemerkbar.“³⁹

Ein halbes Jahr später schlug der dritte Anstaltsgeistliche⁴⁰ und Brüderpfarrer Friedrich Wilhelm Effey dem Vorstand vor, doch einmal die BILD-Zeitung ins Haus zu holen,⁴¹ um die Öffentlichkeit auf die Personalnot aufmerksam zu machen. Doch seine Vorstandskollegen winkten ab: Dies habe man anderswo bereits ohne Erfolg versucht. Im April 1964 stellte der Vorstand resigniert fest, dass auch die Verbindung mit freien Schwesternverbänden nichts ergeben habe:

„Dr. [Alfred] Katthagen gibt in kurzen Stichworten eine Illustration zur Klinik I: Schönste Abteilung (D), keine Kräfte, leere Betten. Die Vormerkungen zu erfassen, lohnt nicht mehr, weil ein verbindlicher Aufnahmetermin nicht zugesagt werden kann.“⁴²

Der Schwesternmangel hatte die renommierte Orthopädische Klinik erreicht, im Johanna-Helenen-Heim hatte er sich schon seit längerem bemerkbar gemacht. In den frühen 1960er Jahren wurde immer wieder darauf hingewiesen, dass das Johanna-Helenen-Heim – wie auch andere Häuser Volmarsteins – seine „volle Kapazität nicht ausnutzen“ konnte, „obwohl eine größere Zahl von Voranmeldungen vorliegt. Wir haben den dringenden Wunsch, das zu ändern, können es aber nicht, solange nicht ein Wandel eintritt in den Pflege- und Hauspersonalverhältnissen. Vorerst sind dafür allerdings noch keine Aussichten wahrzunehmen.“⁴³

39 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 12.3.1961, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“.

40 Effey war Ende Juni 1946 berufen worden. Vgl. 50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein, S. 45.

41 Landesrätin Dr. Opp aus Köln schlug vor, „das Fernsehen für einen Bericht über die Notsituation zu interessieren“. Siehe: Niederschrift über Vorstandssitzung am 29.4.1964, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

42 Niederschrift über Vorstandssitzung am 29.4.1964, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

43 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 2.3.1962, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 64“.

Die vorhandenen Kräfte waren unter diesen Bedingungen besonders gefordert. So verwundert es wenig, dass sich im Laufe der Zeit die Schwestern des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses über ihre Arbeitslast und ihre überlangen Arbeitszeiten im Johanna-Helene-Heim beschwerten. Diese ungunstigen Zustände wurden noch durch eine folgenschwere vertragliche Vereinbarung zwischen den Volmarsteiner Anstalten und dem Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit verschärft. Gemäß Paragraph 11 dieses Vertrages stand jeder Schwester jährlich ein zusammenhängender vierwöchiger Urlaub zu, der unter „Berücksichtigung der Belange des Johanna-Helene-Heims“⁴⁴ vom Mutterhaus erteilt wurde. Ersatz für die abwesende Schwester gab es keinen: „Während des Urlaubs stellt das Mutterhaus in der Regel keine Vertretung.“⁴⁵

Am 18. September 1956 sandte Oberschwester Helene einen dramatischen Hilfeschild nach Wetzlar, der nicht nur die Personalnot im Johanna-Helene-Heim widerspiegelte, sondern auch das ambivalente Verhältnis der verantwortlichen Schwester zur Personalpolitik ihres Mutterhauses offenbarte. Dieses hatte nämlich trotz seiner großen und von ihm notorisch beklagten Schwesternnot ein zusätzliches Arbeitsfeld übernommen, eine Entscheidung, die die Oberschwester in bemerkenswerter Offenheit kritisierte:

„Zu sagen wäre nur, dass auch ich eines Tages außerstande sein werde, den Platz zu halten. – Verstehen kann ich nicht, dass im Mutterhaus jegliche Einsicht fehlt, man kann ein Haus mit Schwerekranken und Körperbehinderten, in welchem z. Zt. nur kranke Schwestern arbeiten, doch nicht nach einem Erholungsheim rangieren lassen, wo Freizeiten stattfinden.“⁴⁶

Schwester Helene hoffte, mit dem Hinweis auf die Schwere ihrer und ihrer Mitschwester Arbeit im Johanna-Helene-Heim und schließlich mit einem eindringlichen Appell Unterstützung von ihrem Mutterhaus zu erlangen:

44 Vertrag zwischen dem Johanna-Helene-Heim und dem Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit o. D., Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 670.

45 Ebd. Die Praxis sah zum Beispiel 1962 so aus, dass die „verantwortlichen und älteren Schwestern“ ihre freien Tagen nicht regelmäßig nehmen konnten. Erstaunlicherweise wurde den „jungen Menschen“ – damit waren wohl die Praktikantinnen und Oberschülerinnen, die wochenweise im Johanna-Helene-Heim arbeiteten, gemeint – ermöglicht, ihre Pausen und freien Zeiten einzuhalten. Siehe: Elfriede Kehler-Hoffmann an Kaufmann, 24.2.1962, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

46 Schwester Helene an Schwester Charlotte [Kollex], 18.9.1956, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672. Das Erholungsheim befand sich in Meisenheim am Glan. Es könnte sich um das Herzog-Wolfgang-Haus handeln, das bis dahin von Diakonissen des Zweiten Rheinischen Diakonissen-Mutterhauses in Bad Kreuznach bedient worden war. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

„Hier bei uns geht es um das nackte Leben, sollte das nicht klar sein? Außerdem besetzen wir Volmarstein seit fast 10 Jahren und haben dem Mutterhaus während dieser Zeit in Sammlungen und andern Dingen wo wir konnten, zu helfen versucht. Schwestern sind hier häufig ohne Entgelt beherbergt worden usw. Aber unsere Nöte bleiben völlig unberücksichtigt, andere, neu übernommene Arbeitsplätze müssen an erster Stelle bedacht werden, das finde ich m. E. nicht richtig.“

Im Dienst „unsagbar beschwert“, werde den Schwestern die „Arbeitsfreudigkeit“ auf Dauer genommen, so Schwester Helene warnend.

Das Mutterhaus in Wetzlar konnte jedoch nicht helfen. Im Gegenteil, es sah sich im März 1957⁴⁷ sogar veranlasst, Schwestern aus Volmarstein abziehen und in andere Arbeitsfelder zu entsenden, mit bedenklichen Folgen für die Patientenversorgung in der so genannten Klinik II, in der Menschen mit Gelenk- und Knochen-tuberkulose lagen:

„Hier sei noch einmal hingewiesen auf den beängstigenden Schwesternmangel, der uns gezwungen hat, sogar eine Station – hoffentlich nur vorübergehend – zu schließen. Aus der Klinik II wurden die bisher dort tätigen Schwestern des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses Barmherzigkeit zurückgezogen; bisher konnte uns vom Diakonissenhaus Witten kein Ersatz gegeben werden.“⁴⁸

Anstaltsleiter Vietor sah sich Anfang 1957 zu einem öffentlichen Hilferuf für das Johanna-Helenen-Heim veranlasst:

„Auch aus dem Johanna-Helenen-Heim kommt die große Bitte: Hätten wir doch mehr helfende Hände! Die Schwestern und Helferinnen schaffen es fast nicht mehr. Wir tun in Volmarstein stellvertretenden Dienst für die Gemeinden an ihren Schwächsten und Elendesten. Aus den Gemeinden müssen aber auch die helfenden Kräfte kommen. Soll denn die Arbeit zum Erliegen kommen, weil sich nur noch so wenige zum Dienst einfinden?“⁴⁹

47 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 2.4.1957, Archiv ESV, Protokolle 1954 – 1957.

48 53. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein zugleich 75. Jahresbericht des Altersheims Bethanien für das Jahr 1956, S. 4. Siehe hierzu auch: Kaufmann (?) an Pastor Koetter, Vorsteher Evangelisches Diakonissenhaus Witten, 28.9.1956, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672. Im September und Oktober 1957 schickte Witten drei Schwestern in die Klinik II. Protokoll der Vorstandssitzung, 17.9.1957, Archiv ESV, Protokolle 1954 – 1957.

49 53. Jahresbericht der Orthopädischen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten Volmarstein zugleich 75. Jahresbericht des Altersheims Bethanien für das Jahr 1956, S. 4.

Ob sich die Gemeinden und hier insbesondere die als Verstärkung gewünschten jungen, ledigen Frauen angesprochen fühlten, muss offen bleiben. Schwester Helene Wasgien jedenfalls sah sich auch weiterhin veranlasst, „Notrufe“,⁵⁰ so etwa im Sommer 1957 und im November 1957, an ihr Mutterhaus zu senden. Allein, weder ihre Oberin⁵¹ noch ihr Vorsteher sahen sich in der Lage, den dringend vorgebrachten Bitten Schwester Helenes zu entsprechen. Es sei „ja nichts damit getan, dass man an einer Stelle kündigt,⁵² denn die dann frei werdenden Kräfte sind meistens auch alt und lassen sich gar nicht an andern Stellen ohne weiteres einsetzen“,⁵³ klagte Kaufmann. Zugleich räumte der Vorsteher ein, dass „unser Mutterhaus“ sich „tatsächlich momentan in einem Engpass“ befände. Kaufmann schloss seinen Brief an die leitende Schwester des Johanna-Helene-Heims mit beschwichtigenden und tröstenden, letztlich aber wohl eher wirkungslos bleibenden Worten: „Ihre Not ist auch unsere Not. Sie wissen gar nicht, wie uns die Sorge der Stationen manchmal bedrückt.“

Der Schwesternmangel in Volmarstein nahm schließlich einen festen Platz auf den Agenden der Vorstandssitzungen ein. 1962 konnte weder in der Orthopädischen Klinik noch im Johanna-Helene-Heim „die volle Belegung durchgeführt werden, weil es an den nötigen Pflegekräften in einem solchen Ausmaß mangelte, dass eine Mehrarbeit über das schon geleistete Übermaß hinaus den verbleibenden Kräften nicht mehr zugemutet werden konnte. [...] In diesen Häusern musste eine große Zahl von Voranmeldungen zu unserem Leidwesen unberücksichtigt bleiben.“⁵⁴ Und tatsächlich lebten 1962 im Johanna-Helene-Heim nur 135 „siche“ Frauen und behinderte Kinder bei regulär 158 Plätzen, und in der Klinik 215 Patientinnen und Patienten bei 279 Betten.⁵⁵ Demzufolge entwickelten sich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in Volmarstein nicht wie erhofft, die dringend benötigten Einnahmen gingen zurück.

50 Kaufmann an Schwester Helene, 27.7.1957, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672. Das Schreiben Schwester Helenes an ihr Mutterhaus fand sich allerdings nicht in den Akten. Für nachfolgende Zitate siehe ebd.

51 Oberin des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses an Schwester Helene, 21.11.1957, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

52 Die Mutterhausleitung hatte die Gestellungsverträge mit einem Kinderheim in Schmalkalden sowie mit einem Altersheim [sic] in Dreibrück gekündigt. Kaufmann an Schwester Helene, 27.7.1957, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

53 Kaufmann an Schwester Helene, 27.7.1957, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672. Zum nachfolgenden Zitat siehe ebd.

54 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes, 16.3.1962, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 69“.

55 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung, 21.5.1962, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 69“.

Angesichts dieses Personalnotstandes, der sich schließlich auch in „Küche und Haus“⁵⁶ bemerkbar machte, reagierte der Volmarsteiner Vorstand verständnislos auf die Ablehnung von Parteien und Regierung, eine „Arbeitsdienstpflicht für Mädchen“⁵⁷ einzuführen. Hinsichtlich einer Dienstverpflichtung von Jugendlichen ging ein regelrechter Riss durch die Anstalten. So rekurrierte Dr. *Herbert Pürschel*, von 1955 bis 1978 Leiter der Lehrwerkstätten in Volmarstein, in einer Heimleiterkonferenz im Januar 1961⁵⁸ auf die Zeit des Nationalsozialismus, wo der „Freiwilligendienst“ eine Selbstverständlichkeit gewesen sei: „Damals [war] der Idealismus noch groß gewesen“. Schwester *Margarete*⁵⁹ widersprach energisch und zeigte sich zugleich fest vom Idealismus der „heutigen Jugend“ überzeugt. Allerdings, so räumte sie ein, sei in vielen Fällen das Elternhaus der eigentliche „Hemmschuh“. Pastor *Kalle* fasste diesen „lebhaften Meinungs-austausch“ dahingehend zusammen, dass sowohl „im Interesse der Jugend als auch im Interesse der notleidenden Anstalten und Heime auf die Dauer eine Dienstverpflichtung nicht zu umgehen sei“.

Die Anstalt ging unter dem Druck, ihren personellen Engpass zu lösen, schließlich so weit, dass sie sowohl an den Bundeskanzler als auch an den Bundestagspräsidenten und an die Fraktionsvorsitzenden der im Bundestag vertretenen Parteien Telegramme richtete, „in dem wir unser Bedauern ausgesprochen haben über die Ablehnung der weiblichen Dienstpflicht“.⁶⁰ Bis auf die Bundestagsabgeordnete der SPD, *Marta Schanzenbach* (1907-1997), die darauf hinwies, dass das Thema lediglich im Rahmen einer Fragestunde abgehandelt worden sei, reagierte niemand in Bonn auf die drängenden Telegramme aus Volmarstein.

1964 unternahm Volmarstein – wie bereits 1961⁶¹ – einen neuen Anlauf zur Personalrekrutierung. Mit einer kontinuierlichen Anzeigenwerbung in Zeitungen und Zeitschriften sollten Frauen und Männer für die Arbeit in Volmarstein gewonnen

56 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes, 16.3.1962, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 69“.

57 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes, 16.3.1962, Bl. 8, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 69“. Dieses Protokoll trägt etliche handschriftliche Ergänzungen und Korrekturen. Auch die „Arbeitsdienstpflicht“ wurde zugunsten einer „Dienstpflicht“ ersetzt, offenbar waren die sprachlichen Parallelen zum „Reichsarbeitsdienst“ dem Korrigierenden (Pastor *Kalle*?) aufgefallen. Die Forderung nach einem „Pflichtdienstjahr für junge Mädchen“ war schon anlässlich der Vorstandssitzung vom 24.2.1961 erhoben worden. Siehe: Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 24.2.1961, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961. Notizen, Pläne, Reste“.

58 Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag vom 11.1.1961, o. Bl.

59 Wahrscheinlich Schwester *Margarete Otte*, die leitende Schwester der Orthopädischen Klinik.

60 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 21.5.1962, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 69“. Für nachfolgende Ausführungen siehe ebd.

61 Diese Bemühungen erwiesen sich indes als aussichtslos. Siehe: Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 24.2.1961, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958-1961, Notizen, Pläne, Reste“.

werden. Allein, die Anzeigen waren „sehr teuer“ und hätten letztlich „nichts“ gebracht, so das resignierte Fazit des Vorstandes.⁶²

5.4. Die Überalterung der Diakonissen

Der Personalmangel auf allen Stationen des Johanna-Helenen-Heims war so erheblich und so drückend, dass das Mutterhaus seine Schwestern auch über die Altersgrenze hinaus dort beließ. So wurde zum Beispiel Schwester Frieda Krohn, „die weit über ihr pensionsfähiges Alter hinaus in selbstloser Weise unseren kranken Frauen im Johanna-Helenen-Heim gedient hat“,⁶³ erst im Alter von 69 [!] Jahren im September 1961 verabschiedet.⁶⁴ Jüngere Schwestern, so die Überlegung, sollten ihre alten Mitschwestern nicht komplett ablösen, sondern dafür Sorge tragen, dass diese noch weiter arbeiten konnten: „So aber können sie durch die Hilfe der jüngeren Schwester noch nach Maßgabe ihrer Kräfte hier tätig sein.“⁶⁵ Mit der Entsendung junger und voll arbeitsfähiger Schwestern in das Johanna-Helenen-Heim und dort insbesondere in die „Schulstation“, sah es jedoch schlecht aus. Nur mit der 1923 geborenen Schwester Jenny Zoller kam 1956 eine jüngere Kraft in das Johanna-Helenen-Heim.

5.5. Der Gesundheitszustand der Diakonissen

5.5.1. Der körperliche Zustand der Diakonissen

Die permanente Unterbesetzung im Johanna-Helenen-Heim führte die Schwestern schrittweise an den Rand ihrer körperlichen und nervlichen Leistungsfähigkeit. Problematisch war zudem, dass die Schwestern ihren Dienst in einem bereits geschwächten körperlichen Zustand aufnahmen. So litt die auf einer der „Frauenstationen“ arbeitende Schwester Frieda Maruhn an einem Herzfehler.⁶⁶ Verständlicherweise war sie nicht in der Lage, als volle Kraft zu arbeiten, so dass ihre ohnehin

62 Niederschrift über die Vorstandssitzung am 29.4.1964, Bl. 7, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962–1964“.

63 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 18.11.1961, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958–1961“.

64 Personalkartei Schwester Frieda Krohn, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus. Siehe auch: Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 16.3.1962, Bl. 8, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962–1964“.

65 Kalle an Kaufmann, 30.12.1960, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

66 Karteikarte von Frieda Maruhn, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus. 1966 wurde die Schwester „dienstunfähig“ geschrieben. Siehe Viotor an das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 20.8.1966, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 673.

überlasteten Mitschwestern wieder mehr gefordert waren, um die fehlende Arbeitskraft auszugleichen.

1953 löste Schwester Lina Bublies Schwester Anna Gerulat auf der „Mädchenstation“ des Johanna-Helene-Heims ab. Obwohl die 1899 geborene Schwester ihre Arbeit bei den Kindern gerne tat und sie bei diesen augenscheinlich recht beliebt war – so hatten die Kinder das Zimmer der Schwester an deren 54. Geburtstag in eine „Gärtnerei“⁶⁷ – verwandelt, haderte sie mit ihrem Dienstort. Ihr setzten vor allem die körperlichen Anforderungen und Anstrengungen zu:

„Die Arbeit, die ich jetzt bewältigen muss bei diesen sehr behinderten Kindern geht auf die längere Dauer wirklich über meine Kraft. Am Morgen hat man richtig Angst aufzustehen, weil einem oft die Füße noch vom Tage vorher wehe tun. Da verliert man die Freudigkeit und Fröhlichkeit zur Arbeit. Mit dem Heben der kranken Kinder bin ich auch schlecht dran, da mein rechter Arm über dem Ellenbogen keine Kraft hat seit einer Nervenentzündung vor 3 Jahren infolge dauernder Überanstrengung. Mit meinem Herzen bin ich ja auch nicht recht in Ordnung, aber zur Zeit geht es mir da etwas besser.“⁶⁸

Und auch die Küchenschwestern im Johanna-Helene-Heim verbrauchten sich im Laufe ihres Arbeitslebens. 1962 bat Schwester Charlotte Thien ihr Mutterhaus um

„eine schnelle Ablösung aus Volmarstein. Meine Kräfte lassen es nicht mehr zu. Die Kraft wird weniger und die Arbeit mehr und schwer. Die vielen Stunden auf den Füßen und das so sehr frühe Aufstehen schaffe ich einfach nicht mehr. Die Arbeit erfordert starke Nerven und eines jüngeren, gesunden Menschen [sic].“⁶⁹

Schwester Charlotte arbeitete unter der Aufsicht von Schwester Ida Simoneit, die, obwohl sie 1947 ein Examen als Heimleiterin abgelegt hatte,⁷⁰ die Küche des Johanna-Helene-Heims und nicht die „Schulstation“ des Hauses verantwortete.⁷¹ Über

67 Schwester Lina an den Vorsteher des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses, 3.4.1953, Schwesternakte Lina Bublies, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

68 Ebd.

69 Schwester Charlotte Thien an Schwester Charlotte [Kollex], 21.10.1962, Schwesternakte Charlotte Thien, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

70 Karteikarte Schwester Ida Simoneit, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus.

71 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Pastor Kalle, 28.10.1958, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

die Gründe für diese Verwunderung hervorrufende Personalentscheidung kann nichts gesagt werden.

Das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus hätte sicherlich gerne mehr, vor allem aber gesunde und kräftige Schwestern entsandt, hätten diese denn zur Verfügung gestanden:

„Es ist ein Jammer, dass wir immer und immer zu wenig Schwestern haben, die körperlich voll leistungsfähig sind. Aus dieser Bedrängnis wird uns frühestens der Abzug aus Helmstedt etwas heraushelfen. Hoffentlich erleben wir nicht auf Ihrem und einigen anderen Arbeitsplätzen [sic] noch vor dem 1. Juli n. Js. [nächsten Jahres, 1957] einen Zusammenbruch. Mir ist schmerzhaft bewusst, dass unser Diakonissesein unter der dauernden rein körperlichen Überforderung schwer leidet.“⁷²

Den Gesundheitszustand seiner Schwestern betrachtete das Mutterhaus mit wachsender Sorge:

„Anlässlich unseres letzten Besuches mussten unsere Frau Oberin und ich feststellen, dass unsere Schwestern im Johanna-Helenen-Heim die Arbeit zwar sehr gern dort tun, aber durch den Mangel an Hilfskräften sämtlich weit überfordert sind. Wir haben mit großer Sorge gesehen, dass jede einzelne unserer Diakonissen dort körperlich wie nervlich völlig überanstrengt ist, und bitten die Leitung herzlich dafür zu sorgen, soweit es menschenmöglich ist, dieser Anstrengung zu steuern. Unsere Schwestern sind nach unserem Eindruck alle in einer Verfassung, dass sie in absehbarer Zeit die Arbeit in Volmarstein aufgeben müssen. Und ich möchte doch nicht versäumen, bei dem guten Verhältnis, das zwischen dem Träger und unserem Mutterhaus immer bestanden hat, so früh wie möglich darauf hinzuweisen, dass wir uns nicht in der Lage sehen, in dieser Form die Arbeit mit unseren älter werdenden Schwestern auf die Dauer durchzuhalten.“⁷³

Der Volmarsteiner Anstaltsleiter teilte die Befürchtungen des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses:

72 Oberin des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses an Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann, 11.12.56, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

73 Vorsteher des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses an Volmarstein, 7.7.1966, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 673.

„Sie teilen mir in diesem Brief [vom 7. Juli 1966] mit, dass Sie große Sorge haben um Ihre Diakonissen, die in unserem Johanna-Helenen-Heim tätig sind und von denen Sie den Eindruck gewonnen haben, dass sie körperlich und nervlich überanstrengt seien. Ich darf Ihnen versichern, dass auch uns seit langem [!] dieser Tatbestand Gegenstand größter Sorge ist.“⁷⁴

Die generelle Überlastung und den damit einhergehenden massiven körperlichen und nervlichen Verschleiß der in Krankenhäusern, Heimen und Anstalten der Inneren Mission und Diakonie arbeitenden Schwestern nahmen natürlich auch die konfessionellen Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege sowie der „Kaiserswerther Verband Deutscher Diakonissen-Mutterhäuser“⁷⁵ wahr. Sie entschlossen sich 1957, gemeinsame „Richtlinien für den Arbeitsschutz und die Arbeitszeit der Schwestern“ zu erarbeiten.⁷⁶

Volmarstein hatte in diesem Zusammenhang eigene Richtlinien erarbeitet, die Pastor Vietor im März 1957 an Schwester Helene Wasgien und an deren Mutterhaus in Wetzlar mit der Bitte um Kenntnisnahme weiterleitete. Die Richtlinien Volmarsteins sind – soweit feststellbar – nicht überliefert, allerdings umriss Pastor Vietor in einem Begleitschreiben das ethisch-theologische Spannungsfeld, in das die vorgesehenen Richtlinien regelnd und reglementierend eingreifen sollten. So konstatierte er zum einen den Primat der unbedingten Pflichterfüllung, die aus der Nachfolge Jesu erwachse:

„Wir wissen recht wohl, dass wir verpflichtet sind, uns bis zur Aufopferung einzusetzen. Sonst wären wir Christi Jünger nicht. Wir wollen an diesem

74 Vietor an die Leitung des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses, 20.8.1966, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 673.

75 Der „Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser“ (KWV) wurde 1916 in Düsseldorf-Kaiserswerth gegründet. Den sozialpolitischen Hintergrund für diese Gründung bildete das Bestreben der Mutterhäuser, aktiv und durchaus auch zum eigenen Nutzen in der (Kriegs-) Wohlfahrtspflege mitzuarbeiten. Ein organisiertes Auftreten gegenüber dem Staat, der zum Auftragegeber der freien Wohlfahrtspflege geworden war, ermöglichte erfolgreiche Verhandlungen im pflegerischen, fürsorglichen und erzieherischen Bereich. 1933 war der KWV innerhalb der Inneren Mission zum größten evangelischen Schwesternverband geworden. Ihm gehörten zu diesem Zeitpunkt 69 deutsche Mutterhäuser mit 27.638 Schwestern und 3.708 diakonischen Hilfskräften an. Vgl. Heide-Marie Lauterer, *Liebestätigkeit für die Volksgemeinschaft. Der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser in den ersten Jahren des NS-Regimes*, Göttingen 1994, bes. S. 27-48. Zum KWV siehe auch: Ruth Felgentreff, *Profil eines Verbandes. 75 Jahre Kaiserswerther Verband, Kaiserswerth 1991*.

76 Vietor an Schwester Helene Wasgien, 7.3.1957, in: Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

Grundsatz, der für alle Zeiten unverändert bleibt, auch nicht im geringsten rütteln,“

zum anderen aber sollte dies nicht zu einer „verhängnisvollen Überlastung einer einzigen Gruppe“ führen, „Barmherzigkeit [müsse] auch gegenüber der Schwester geübt werden“.

Als Adressaten dieses Appells zur Rücksichtnahme sah Vietor nicht Volmarstein, sondern das entsendende Mutterhaus:

„Wir müssen – falls notwendig – die Vorstände der Häuser daran erinnern, dass die Krankenschwestern und Pfleger in keinem Fall womöglich aus Ersparnis-Gründen zu überfordern sind. Das wollen wir nun wie gesagt – wenn nötig – mit aller Bescheidenheit und Höflichkeit[,] aber doch mit aller Bestimmtheit tun.“

Das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus und die Volmarsteiner Anstalten waren sich also durchaus über die „unhaltbaren Situationen sowohl in der Klinik als auch im Johanna-Helenen-Heim“⁷⁷ und über den prekären Gesundheitszustand der Diakonissen im Klaren, sie vermochten dieses Problem aber nicht befriedigend zu lösen – für die Schwestern nicht und damit auch nicht für die Kinder im Johanna-Helenen-Heim.

5.5.2. Der psychische Zustand der Diakonissen

Alle Schwestern des Königsberger-Diakonissenmutterhauses, die in der Klinik II bzw. im Johanna-Helenen-Heim der Volmarsteiner Anstalten arbeiteten, hatten den Zweiten Weltkrieg sowie Flucht und/oder Vertreibung erlebt.⁷⁸ Drei Schwestern waren nachweislich in Kriegsgefangenschaft geraten. Schwester Charlotte Thien befand sich über ein Jahr lang, von April 1945 bis September 1946, im Lager Bolewitsche in russischer Kriegsgefangenschaft.⁷⁹ Schwester Elise Dickschat und Schwester Martha Statz waren am 9. Mai 1945 von Ostpreußen nach Dänemark, u. a. in das Lager Nr. 123 Jonstrub, gebracht worden.⁸⁰ Im Auftrag des *Statens Civile Luftværn* betreuten

77 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 3.12.1965, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Vorstandsprotokolle 4.6.1965-3.12.1969“.

78 Siehe undatierte Schwesternliste, o. V., Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 671.

79 Ebd.

80 Die Tätigkeit der Schwestern im Lager wurde nicht präzisiert: „Sie werden gebeten, die Stellung als Schwester im Lager Nr. 123 Jonstrub abzugeben und sich bei der Schwesternabteilung des

sie deutsche Flüchtlinge, die in Internierungslagern auf eine Entscheidung hinsichtlich ihrer Zukunft warteten. Die beiden Schwestern arbeiteten selbstverständlich unentgeltlich und wurden erst am 9. September 1947⁸¹ nach Westdeutschland entlassen. Knapp zwei Monate später, am 12. November 1947, einem Donnerstag, trafen Schwester Elise und Schwester Martha im Wittener Mutterhaus ein, wo sich bereits etliche ihrer aus Ostpreußen geflohenen oder abgeschobenen Mitschwestern aufhielten. Aber weder die eine noch die andere gönnte sich nach ihrer Haftentlassung eine Erholungspause, obwohl beide, „dadurch, dass sie 2 ½ Jahre hinter Stacheldraht“⁸² hatten leben müssen, „nervlich schwer angegriffen“ waren. Stattdessen wollten die Diakonissen „möglichst bald in die Arbeit“ kommen, verknüpften sie doch mit einer raschen Rückkehr in eine ihnen im Grunde unbekannt, „Normalität“ die Hoffnung, „am ehesten wieder zurecht zu kommen“.

Es war wohl vor allem Schwester Elise, die durch ihre Kriegs- und Gefangenschaftserlebnisse seelisch sehr belastet und wohl regelrecht traumatisiert war. Nie sollte sie körperlich und seelisch ganz gesunden. 1953 hatte die Diakonisse eine Arbeitspause einlegen müssen. Folgt man den Ausführungen des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses, so hatte die Schwester sich aber in keiner Weise regeneriert:

„Wissen Sie, dass ich erschrocken war, als ich dadurch [durch eine Karte von Schwester Elise vom 1. Juli 1953] erfuhr, dass Sie schon wieder in der Arbeit stehen? Ich habe noch Ihr Bild vor Augen, wie elend, mager und nervös Sie sind[,] und das Herz dreht sich mir im Leibe um, wenn ich daran denke, dass Sie[,] trotzdem Sie selbst zugeben, dass Sie sich nicht erholt haben, schon wieder im Gespann sind. Ich weiß nicht, ob Sie richtig gehandelt haben, als Sie so schnell wieder nach Volmarstein zurückkehrten.“⁸³

Ihren permanenten Rückenschmerzen begegnete Schwester Elise mit einem Korsett, für ihre psychische Genesung hingegen standen ihr wohl keine erfolgversprechenden Hilfen zur Verfügung. Vor allem in ihrem persönlichen Schicksal, ihren Kriegs-

Sanitätsdienstes in Kopenhagen, Bergensgade 11, zu melden.“ Sanitetstjenesten an Schwester Elise, 5.1.1945, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

81 Statens Civile Luftværn, Kopenhagen, Bescheinigung o. D., Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

82 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Helene, 17.11.1947, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus, Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945–Oktober 1972“. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

83 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Elise, 9.7.1953, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

und Gefangenschaftserlebnissen, die sie wohl nie ganz verarbeiten konnte, scheinen die Ursachen für ihr von Lieblosigkeit und Gewalt geprägtes Verhalten gegenüber den Kindern zu wurzeln.

Christel Flügge, die 1963/64 als diakonische Helferin auf der Mädchenseite der „Schulstation“ mit Schwester Martha und Schwester Elise zusammenarbeitete, schildert beide als „sehr nervöse Schwestern“.⁸⁴ Martha sei eine „große, grimmige“ Frau gewesen, die durch nervöse Handbewegungen aufgefallen sei, Elise „sei immer gerast“,⁸⁵ habe ständig ihre Haube hin und her gerückt,⁸⁶ diese habe stets „auf halb 8 gestanden“⁸⁷ – die beiden seien „schon ein tolles Gespann“⁸⁸ gewesen. Martha und Elise sprachen kaum über Persönliches, erzählten nie von ihrer Vergangenheit. Das Verhältnis der beiden untereinander sei „sehr gut“ gewesen, sie „lebten im Grunde miteinander“ und bildeten eine „Einheit“. Von den anderen Schwestern hätten sie sich fern gehalten, etwa nur selten am gemeinsamen Mittagstisch teilgenommen. Ihre Freude sei Schwester Marthas Vogel gewesen. Der Wellensittich mit Namen „Jasso Statz“⁸⁹ saß oft auf Marthas Schulter und die beiden Frauen sprachen freundlich mit ihm, da habe man gemerkt, so Christel Flügge, „ach, sie haben auch noch eine andere Sprache“.

1967 wurden bei Schwester Elise eine „sehr erhebliche nervöse Überreizung und gleichzeitig aber auch Erschöpfung“⁹⁰ diagnostiziert. Hinzu kamen Gelenksbeschwerden sowie Schwindel und Kreislaufstörungen. Da eine medikamentöse Behandlung nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt hatte, sollte nun eine „eingehende Kneipp-Badekur“ Linderung bringen. Der Arzt drängte auf eine „rasche Einberufung [der Schwester] zur Kur“, „da die Patientin sehr kurbedürftig ist. Sie ist seit 1922 ununterbrochen im Pflegedienst tätig, und es besteht die Gefahr, dass sie vorzeitig berufsunfähig wird.“⁹¹

Erfuhren die Schwestern neben einer medizinischen Behandlung auch eine seelsorgerliche Betreuung? Wie geschildert, hatte sich das Wittener Mutterhaus in der

84 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

85 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

86 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

87 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

88 Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

89 Mitteilung Marianne B., 14.8.2009.

90 Ärztliches Attest zur Vorlage bei der Krankenkasse von Dr. S., Facharzt für Nerven- und Gemütsleiden, 14.4.1967, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

91 Dr. W., ärztliche Bescheinigung vom 4.5.1967, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

Anfangszeit bereit erklärt, die Königsberger Schwestern seelsorgerlich zu betreuen. Mit dem Umzug der Leitung des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses von Berlin nach Wetzlar Anfang der 1950er Jahre kümmerten sich die Vorsteher, Pfarrer Kaufmann bzw. sein Nachfolger Pfarrer *Lenkitsch* sowie die jeweiligen Oberinnen um die Schwestern. Gleichwohl sah sich auch die Leitung der Volmarsteiner Anstalten in der Pflicht. Allerdings konnte der vielbeschäftigte Pastor Vietor seinen seelsorgerlichen Verpflichtungen nicht immer so nachkommen, wie er wollte. Er räumte dies in einem Rückblick auf das Jahr 1952 mit Bedauern ein:

„Wichtiger als die zahlreichen größeren Aufgaben ist die Verpflichtung der seelischen Betreuung der zahlreichen Angestellten und Pfleglinge unserer Anstalten. Es genügen hier nicht nur die verschiedenen Bemühungen der unterrichtlichen und handwerklichen Ausbildung, so wichtig sie sind, auch nicht allein die Andachten in den einzelnen Häusern, die Gottesdienste und Krankenbesuche. Wir wissen, wie viele Menschen der persönlichen Führung und seelsorgerlichen Betreuung bedürfen, und wie manche Aufgabe trotz aller Bemühungen doch nicht so durchgeführt werden kann, wie es notwendig wäre.“⁹²

Um eine bessere Betreuung der Pfleglinge, Patienten und Patientinnen, und nicht zuletzt der Schwestern und anderen Beschäftigten zu gewährleisten, wurde schließlich 1959 die Seelsorge unter dem geistlichen Personal der Anstalt aufgeteilt. Vikarin *Blumner* sollte sich der Jugendlichen im Margaretenhaus sowie der Patientinnen in der Orthopädischen Klinik annehmen, Pastor Theurer betreute zukünftig die Bewohner des Hermann-Luisen-Hauses und des Hauses Berchum, Pastor Günther sollte für den Religionsunterricht in der Berufsschule sowie für die Seelsorge in der Klinik, Haus Bethanien und Bethesda zuständig sein. Pastor Kalle oblag schließlich die Seelsorge an den Bewohnerinnen des Frauenheimes sowie an den Kindern, Patientinnen und Schwestern des Johanna-Helene-Heims.⁹³ Ob und inwieweit die Königsberger Diakonissen das Angebot Kalles annahmen und sich dem Vorsteher anvertrauten, muss indes offen bleiben.

92 Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952-1953“.

93 Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954-15.10.1966), Eintrag vom 21.10.1959, o. Bl.

5.6. „Die Mädchen auf dem Bild gehören d. Schw. Elise u. die Jungens alle mir“⁹⁴ – Alltag im Johanna-Helenen-Heim aus Schwesternsicht

5.6.1. Schwester Elise, Schwester Martha und Schwester Jenny: die Biographien

Zur „Schulstation“ des Johanna-Helenen-Heim gehörten eine Jungenseite und eine Mädchenseite, die von verschiedenen Königsberger Schwestern pflegerisch und erzieherisch betreut wurden. Im hier zu untersuchenden Zeitraum verrichteten Schwester Elise und Schwester Martha die Arbeit auf der „Mädchenstation“, während Schwester Jenny für die Knaben zuständig war. Auf der „Kindersiechenstation“ arbeitete Schwester Anna Pawlowski weitgehend für sich.

Die bereits erwähnte Schwester Elise Dickschat († 1978) wurde am 13. Juli 1904 in Groß Tullen, Kreis Pillkallen, im damaligen Ostpreußen geboren.⁹⁵ Im Oktober 1922, wenige Monate nach dem Tod ihrer Mutter, trat die junge Frau in das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit ein. Knapp fünf Jahre nach ihrer Einsegnung zur Diakonisse im Mai 1928 legte Schwester Elise am 3. März 1933 ihr Krankenpflegeexamen ab. Zwei Jahre blieb sie in ihrem Mutterhaus, um sodann in Krankenhäusern in Neidenburg, Rosenberg, Labiau, Gumbinnen, Elbin und Ortelburg zu arbeiten. Da Schwester Elise, wie in einem Nachruf ihres Mutterhauses zu lesen ist, „vor allem Freude und Begabung für den Umgang mit Säuglingen und Kindern“⁹⁶ zeigte, durchlief sie zusätzlich eine Ausbildung in Säuglingspflege. Ob sie diese mit einem Examen abschloss, muss offen bleiben.

Schwester Martha Statz († 1975) wurde am 3. Dezember 1900 im masurischen Treuburg (heute Olecko) geboren.⁹⁷ Ihr Vater starb 1918 als Soldat. Fast genau ein Jahr nach seinem Tod trat die 18-Jährige in das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit ein. Nach einer einjährigen Ausbildung entsandte das Mutterhaus die junge Probeschwester in die Heil- und Pflegeanstalt Carlshof, wo sie drei Jahre blieb.⁹⁸ Von 1923 bis 1927 arbeitete die 1924 eingeseignete Schwester

94 Handschriftlicher Vermerk von Schwester Jenny auf dem „Volmarsteiner Gruß“ von Ostern 1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

95 Die nachfolgenden Angaben sind der Personalkarte von Elise Dickschat sowie einem undatierten Fragebogen zu ihrer Person entnommen. Die Unterlagen sind einzusehen in: Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus.

96 Ellen Schmitt, Nachruf vom 16.12.1978, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

97 Die nachfolgenden Angaben sind der Personalkarte von Martha Statz sowie einem undatierten Fragebogen zu ihrer Person entnommen. Die Unterlagen sind einzusehen in: Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus.

98 Charlotte Bamberg, Nachruf auf Schwester Martha, Rundbrief 2/1975, Schwesternakte Martha Statz, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für die nachfolgenden biographischen Ausführungen siehe ebd.

im Krankenhaus Tabiau [sic].⁹⁹ Nach ihrer Rückkehr in ihr Mutterhaus nach Königsberg absolvierte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester im Diakonissen-Krankenhaus. Nach ihrem Examen 1928 schlossen sich Stationen im Diakonissen-Krankenhaus Marienburg, im Ostseeheim Neukuhren und in der Medizinischen Universitätsklinik Königsberg an. Von 1934 bis 1945 war Schwester Martha im Kreis-krankenhaus Ortelsburg, u. a. auf der Entbindungs- und Säuglingsstation, tätig. Aufgrund dieser beruflichen Schwerpunktsetzung erhielt Schwester Martha 1943 die staatliche Anerkennung als Kinder- und Säuglingsschwester.

Spätestens mit dem gemeinsamen Einsatz von Schwester Martha und Schwester Elise auf der Kinder- und Säuglingsstation des Ortelsburger Krankenhauses¹⁰⁰ begann deren über 32 Jahre¹⁰¹ währende Zusammenarbeit und Freundschaft. Wie bereits geschildert, erlebten sie Krieg, Gefangennahme und mehrjährige Lagerhaft gemeinsam. Gemeinsam wurden sie nach Westdeutschland entlassen, zusammen nahmen sie 1947 ihre Arbeit in den Volmarsteiner Anstalten auf. Zunächst teilten sich die beiden Diakonissen die Arbeit auf der Station für Knochen- und Gelenktuberkulose-Kranke im Johanna-Helenen-Heim.¹⁰² Diese Station wurde 1952 in die neu gebaute Klinik II, die nur zwanzig Meter von der Orthopädischen Klinik entfernt war, verlegt. Schwester Martha, Schwester Elise sowie zwei weitere Königsbergerinnen¹⁰³ zogen mit den Patienten aus der Tuberkulosestation des Johanna-Helenen-Heims in das moderne und großzügig gestaltete Gebäude um. Mit diesem Umzug waren jedoch nicht nur eine Verbesserung ihres Arbeitsumfeldes sowie ihrer persönlichen Wohnsituation¹⁰⁴ verbunden, sondern auch ein bedeutsamer beruflicher Aufstieg. Ab sofort in der Funktion von Stationsschwestern¹⁰⁵ tätig, trugen die Schwestern sowohl organisatorische als auch inhaltliche Verantwortung. So waren sie zum Beispiel für die Ausarbeitung der ärztlichen Visite, die Sicherstellung der Pflege, die Anleitung der Schwesternschülerinnen usw. alleinverantwortlich zustän-

99 Gemeint war wohl Labiau.

100 Frau Luise L. bat am 20. März 1966 das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus um die Anschriften von Schwester Martha und Schwester Elise mit dem Hinweis, dass sie alle drei auf der Entbindungs- bzw. Kinderstation im Ortelsburger Krankenhaus gearbeitet hätten. Die Bitte von Frau L. findet sich in der Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

101 Schwester Ellen Schmitt, Nachruf auf Schwester Elise vom 16.12.1978, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

102 Vietor an Kaufmann, 21.1.1952, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 670.

103 „Wir sind dem Königsberger Diakonissen-Mutterhaus dankbar, dass es uns 4 Schwestern zur Betreuung des Hauses überwiesen hat, während die Krankenpfleger von unserem Brüderhaus Martineum gestellt werden.“ Siehe: Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952-1953“.

104 Im Dachgeschoss der Klinik II standen etwa „35 Betten für Ärzte, Schwestern usw.“ zur Verfügung. Siehe: 50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein, S. 51.

105 Vietor an Kaufmann, 21.1.1952, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 670.

dig.¹⁰⁶ Die beiden Schwestern bewährten sich offenbar in ihrem neuen Verantwortungsbereich. Pastor Vietor jedenfalls würdigte die Arbeit von Schwester Martha und Schwester Elise und bezeichnete sie als „sehr gute Königsberger Schwestern, die bisher die Tbc.-Station im Johanna-Helenen-Heim gehabt haben.“¹⁰⁷

Die neue Klinik war im Übrigen nicht nur ein Projekt der Anstaltsleitung gewesen, sondern auch ein Anliegen, das Schwester Elise und Schwester Martha persönlich sehr am Herzen gelegen hatte. Beide Schwestern hatten nämlich unter „vielen Schwierigkeiten“¹⁰⁸ die Station mit aufgebaut.

Aber schon kurze Zeit später, im März 1953, stand der Verbleib der beiden Diakonissen in Frage, plante doch ihr Mutterhaus, „um der ständigen Schwesternnot in Volmarstein“ zu begegnen, eine personelle Umbesetzung in der Klinik II. Die Plätze von Schwester Martha und Schwester Elise sollten zukünftig die Diakonissen *Emma Hoffmann* (* 1908) und *Elise Nernheim* (* 1896) einnehmen. Das Mutterhaus wusste, dass seine Pläne Schwester Elise und Schwester Martha bedrücken und sie sich gegenüber ihren nachrückenden Mitschwestern, denen ja ohne Eigenverdienst eine vergleichsweise attraktive Arbeitsstelle in den Schoß fallen sollte, sehr wahrscheinlich zurückgesetzt fühlen würden. Das Mutterhaus schrieb:

„Ihnen und Schwester Martha Statz wird dieser Brief vielleicht eine schwere Stunde bereiten, aber er muss geschrieben werden. Wir wollen der ständigen Schwesternnot in Volmarstein durch Einsatz der beiden Schwestern Emma Hoffmann und Elise Nernheim abhelfen. Herr Pfarrer und ich halten es aber für nötig, diesen beiden Schwestern ein möglichst selbständiges und ihren Fähigkeiten angemessenes Arbeitsfeld zu geben und möchten sie daher in der Klinik einsetzen [und] Sie beide wieder dem Johanna-Helenen-Heim zur Verfügung stellen. Ihre erste Reaktion auf diese Maßnahme wird wohl Trauer darüber sein, dass Sie die Arbeit, die Sie unter vielen Schwierigkeiten aufgebaut haben, abgeben sollen.“

Der vorgesehene Schwesternwechsel kam zwar zunächst nicht zustande, trotzdem waren die Tage von Schwester Elise und Schwester Martha in der neuen Klinik gezählt. 1956 entschloss sich das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, die Klinik II

106 Ulrike Gaida sei für diese Auskünfte gedankt.

107 Vietor an Pastor Kötter, Ev. Diakonissenhaus Witten, 8.1.1952, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus. Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945-Oktober 1972“.

108 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Elise und Schwester Martha, 26.3.1953, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonissen-Mutterhaus Wetzlar. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

wegen des „zahlenmäßigen Rückgangs“¹⁰⁹ seiner Schwestern als Arbeitsfeld endgültig aufzugeben:

„Nach Rücksprache mit Herrn Pfarrer Kaufmann sowie mit Schwester Helene Wasgien teile ich Ihnen [Schwester Martha, Schwester Elise] mit, dass Sie am 1. April also in das JHH [Johanna-Helene-Heim] wechseln sollen. Schwester *Martha Skötsch* wird mit dem gleichen Datum in den Feierabend gehen. Die Leitung von Volmarstein bekommt gleichzeitig Nachricht. Ich möchte Ihnen beiden für die letzte Zeit, die Sie in Ihrer [!] Klinik zubringen, Kraft wünschen. Es ist nicht leicht, eine Arbeit, die man selber aufgebaut hat, aus der Hand zu geben.“¹¹⁰

Diese Entscheidung bedeutete für die beiden Diakonissen einen erheblichen Statusverlust. Sie mussten sich von einer selbstständigen, verantwortlichen und angesehenen Leitungstätigkeit verabschieden und in ein Betätigungsfeld zurückkehren, das – wie geschildert – in der inneranstaltlichen Hierarchie als wenig prestigeträchtig angesehen war und bei den Schwestern zudem als der „schwerste Arbeitsplatz [galt], den das Mutterhaus besetzt hat“.¹¹¹

Aber nicht nur das berufliche Umfeld der Diakonissen veränderte sich nach dem Willen des Mutterhauses radikal, auch die räumliche Umgebung verschlechterte sich für die beiden Diakonissen. Hatten Schwester Elise und Schwester Martha zuvor in einem großzügigen, modernen, lichtdurchfluteten Neubau gearbeitet, so kehrten sie nun in das alte, beengte, düster wirkende und dringend renovierungsbedürftige Johanna-Helene-Heim zurück.

Zwangsläufig veränderte sich auch die wohnliche Situation der Schwestern. Hatten sie zuvor in modern ausgestatteten Zimmern unter dem Dach der Klinik II gewohnt, so fanden sie sich nun in den kleinen, spartanisch eingerichteten Räumen im zweiten Stock des Johanna-Helene-Heims wieder.

Die autoritäre Verfügung des Vorstehers des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses über die Arbeitskraft und den Arbeits- und Aufenthaltsort seiner Schwestern – das so genannte „Sendungsprinzip“ – war selbstverständliche diakonische Praxis und spiegelte nicht zuletzt den Status der Diakonissen als mehr oder weniger abhängige und unmündige „Töchter“ ihres Mutterhauses wider. Ob Schwester Martha und

109 Vorsteher Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Koetter, 28.9.1956, Archiv Königsberger Diakonie, 672.

110 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Elise und Schwester Martha, 13.2.1957, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

111 Schwester Helene an Schwester Charlotte, 1.6.1958, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

Schwester Elise diese tief in ihr Leben einschneidende Entscheidung ihres Mutterhauses guthießen oder missbilligten und sie als arge persönliche Zurücksetzung betrachteten, kann hier nur als Frage formuliert werden. Auf jeden Fall aber war den Schwestern klar, dass sie eine privilegierte Situation verlassen und einen vergleichsweise komfortablen Arbeitsplatz aufgeben mussten: „Aber uns beiden ist es so zu Mute, als wären wir gar nicht 6 ½ Jahre in der Klinik gewesen. Denn wir lebten dort auf einer Insel.“¹¹²

Das Mutterhaus forderte „echten Diakonissensinn“¹¹³ von seinen Schwestern – gemeint war die Verleugnung eigener Wünsche und Bedürfnisse –, und weder Schwester Martha noch Schwester Elise wollten ihre Leitung enttäuschen: „So wollen wir versuchen unsere Liebe und Verstehen den uns anvertrauten Kindern entgegenzubringen. Dazu müssen wir uns Gottes Hilfe täglich erbitten.“¹¹⁴ Das Mutterhaus lobte in einem Antwortschreiben die „Tapferkeit“ der beiden Schwestern – ein impliziter Hinweis auf die Schwere der Arbeit, die die beiden im Johanna-Helene-Heim erwarten würde: „Es freut mich, dass Sie so tapfer schreiben [...]“.¹¹⁵

Im April 1957 nahmen Schwester Elise und Schwester Martha ihre Arbeit auf der „Mädchenstation“ im Johanna-Helene-Heim auf.¹¹⁶

Auf der Jungenseite arbeitete Schwester Eugenie Zoller († 2009). Schwester Jenny, wie sie sich nennen ließ, wurde 1923 in Łodz/Polen geboren.¹¹⁷ Im Interview erinnerte sich Schwester Jenny 2008, dass sich gegenüber ihrem Elternhaus in Łodz – sie nannte es „Litzmannstadt“ – ein Heim befand, von dem es hieß, „da wohnen die Dummen“. Dort hätten wohl junge geistig behinderte Menschen gewohnt, „man

112 Schwester Martha an das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 15.4.1957, Schwesternakte Martha Statz, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

113 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Elise und Schwester Martha, 26.3.1945, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Siehe hierzu auch: Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Helene, 16.3.1953, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 671.

114 Schwester Martha an das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 15.4.1957, Schwesternakte Martha Statz, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

115 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Martha, 24.4.1957, Schwesternakte Martha Statz, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

116 Ursprünglich sollten die beiden Schwestern schon im Januar 1957 in das Johanna-Helene-Heim zurückkehren. Kaufmann an Vietor, 29.9.1956, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus, Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945–Oktober 1972“. Schwester Elise und Schwester Martha sowie Schwester Martha Skötsch blieben noch bis zum 31. März 1957 in der Klinik II. Sowohl Volmarstein als auch das Mutterhaus in Witten hatten dringend um diesen Aufschub gebeten.

117 Siehe die Kopie ihrer Geburtsurkunde in: Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

konnte sich darunter überhaupt nichts vorstellen“.¹¹⁸ Über Schwester Jennys Leben im und nach dem Zweiten Weltkrieg kann nichts gesagt werden. Im März 1948 fand sie den Weg in das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, dessen Verwaltungssitz zu dieser Zeit noch in Berlin war.¹¹⁹ 1954 als Krankenschwester im Wetzlarer Stadtkrankenhaus ausgebildet,¹²⁰ wurde sie im Sommer 1956 als „Probeschwester“ nach Volmarstein in das Johanna-Helene-Heim „abkommandiert“.¹²¹ Nach ihrer eigenen Erinnerung wusste sie zu dieser Zeit noch nicht, was auf sie zukommen würde, im Mutterhaus habe es aber geheißen, die Arbeit mit behinderten Kindern sei schwer. Sie hatte vorher noch nie mit körperbehinderten Menschen zu tun gehabt, sei aber „couragiert“ gewesen – „das schaff ich schon, und wenn ich’s nicht schaff’, dann schmeißen sie mich früh genug raus“, habe sie gedacht. Die ersten Tage und Wochen habe sie „mehr geheult als gegessen“ und deshalb stark abgenommen. Das Los der schwer behinderten Kinder sei ihr zu nahe gegangen, „und die taten einem auch leid“. Aber: „Mit der Zeit hat man sich eingelebt.“ Schließlich habe die Arbeit ihr sogar Spaß gemacht.

5.6.2. Die schriftlichen Hinterlassenschaften der Schwestern

Alle drei Schwestern verbrachten einen maßgeblichen Teil ihres Berufslebens – Schwester Elise und Schwester Martha zwanzig Jahre, Schwester Jenny elf Jahre – auf der „Schulstation“ des Johanna-Helene-Heims. Wie betrachteten und bewerteten sie ihren Arbeitsalltag? Wie sahen die Schwestern die Kinder? Wie beschrieben sie den Umgang mit ihnen? Gab es übereinstimmende Bewertungen von Kindern und Diakonissen, zum Beispiel hinsichtlich der gemeinsam verbrachten jährlichen Schullandaufenthalte? Berichteten die Schwestern ihrem Mutterhaus von Schwierigkeiten, die sie mit den Kindern hatten?

Während Schwester Martha und Schwester Elise beide in den 1970er Jahren verstorben sind, konnten wir im Februar 2008 Schwester Jenny nach ihren Erinnerungen an das Johanna-Helene-Heim und an die von ihr betreuten Kinder befragen. Wohl vor allem alters- und krankheitsbedingt konnte sie nur noch wenige Auskünfte geben. Um so wichtiger wurden für die Rekonstruktion des Alltags im Johanna-Helene-Heim aus Schwesternperspektive ihre schriftlichen Hinterlassenschaften.

118 Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

119 Bescheinigung vom Vorsteher des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses in Wetzlar, Pfarrer Dieter Nebeling, und der Oberin Else Boltz vom 3.4.1989, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

120 „Rechnung für das Johanna-Helene-Heim“ vom 22.7.1966 (Abschrift), Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 673.

121 Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

Vor allem die zahlreichen Briefe und Postkarten von Schwester Jenny an ihr Mutterhaus erwiesen sich hier als äußerst aufschlussreiche Dokumente. Detailliert und ausführlich berichtete die Schwester über ihren Arbeitsalltag im Johanna-Helenen-Heim, über die ihr anvertrauten Kinder, über ihre Mitschwestern und die anderen Mitarbeitenden, über die jährlichen Fahrten an die Nordsee oder Ostsee, aber auch über Feste, wie Weihnachten, vor allem aber über ihre eigenen Geburtstage, die ihr offenbar sehr wichtig gewesen sind.

Briefe von so genannten „kleinen Leuten“ galten in der Forschung lange Zeit als „unhistorische“, weil rein subjektive Quellen, die weder Schlüsse auf gesellschaftliche Strukturen zuließen noch auf die „großen“ Fragen der menschlichen Existenz – Moral, Ethik, Endlichkeit – Antworten bereit hätten. Aufgrund eines gewachsenen wissenschaftlichen Interesses an alltags-, mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen aber erfuhren diese Zeitzeugnisse eine größere Beachtung.¹²²

Briefen von Privatpersonen, vor allem handschriftlichen, wohnt eine eigentümliche Suggestionskraft inne, die sich sowohl aus ihren materiellen als auch inhaltlichen Eigenschaften speist. Die Qualität und das Aussehen des verwendeten Papiers lassen nicht nur Rückschlüsse auf den individuellen Zugriff auf Ressourcen zu, sondern gestatten auch Einsichten in den ästhetischen Geschmack des Schreibers oder der Schreiberin. So zeigten zum Beispiel Schwester Jennys Postkarten häufig ausgesprochen hübsche, lachende und stets in weiß gekleidete Babys und Kleinkinder. Diesen Abbildungen aus der Photowerkstatt Groh in München¹²³ haftete etwas Reines, Unversehrtes, ein Hauch von „heiler Welt“ an, was Schwester Jenny offenbar ansprach.

Aufgrund der – anders als etwa bei Memoiren oder nachträglichen lebensgeschichtlichen Interviews – zeitlichen Nähe des Schreibers oder der Schreiberin zum gerade Erlebten wird den schriftlichen Schilderungen gemeinhin Authentizität unterstellt. Die so den Ego-Dokumenten zugeschriebene Glaubwürdigkeit kann jedoch zu einer Überschätzung ihres Aussagewertes führen. Denn auch wenn sie aus einer Innenperspektive geschrieben wurden, bilden die Briefe der Schwestern nicht *den* Alltag im Johanna-Helenen-Heim, sondern – wie jede andere Quelle auch – nur eine spezifische Sicht auf die Geschehnisse ab. Der Briefinhalt stellt stets einen subjektiv wahrgenommenen Erlebensausschnitt eines Individuums zu einer bestimmten Zeit,

122 Vor allem für eine Rekonstruktion der Alltagsgeschichte von „ganz normalen“ Menschen im Ersten oder Zweiten Weltkrieg werden Briefe, die Front und „Heimatfront“ miteinander wechselten, zunehmend als ausgesprochen wertvolle Quellen erkannt. Für den diakonischen Bereich zuletzt: Ulrike Winkler, *Männliche Diakonie im Zweiten Weltkrieg. Kriegserleben und Kriegserfahrung der Kreuznacher Bruderschaft Paulinum von 1939 bis 1945 im Spiegel ihrer Feldpostbriefe*, München 2007.

123 Die Photowerkstatt Groh wurde 1928 von den Brüdern Ernst und Bernhard Groh in München gegründet. Sie existiert noch heute.

an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Funktion (hier zum Beispiel als Diakonisse in der Arbeit) dar.

Das Erlebte wird – bevor es niedergeschrieben wird – ausgewählt, gefiltert und verarbeitet durch die je eigenen Interpretations- und Sinngebungsmuster, die wiederum Ergebnis der jeweiligen individuellen Sozialisation, politischer, ethischer und – im Falle der Schwestern – vor allem religiöser Einstellungen und bereits gemachter Erfahrungen sind. Briefe dokumentieren also nicht nur, *was* erlebt wurde, sondern auch, *wie* etwas erlebt wurde. Und dieses „wie“ speiste sich nicht einfach aus der vorgefundenen Wirklichkeit, die in ihrer Schilderung dem oder der Schreibenden vermeintlich keine Wahl ließ.

Um diese Problematik einmal zu verdeutlichen: Schwester Jenny berichtete zum Beispiel von einem Aufenthalt an der See darüber, wie anstrengend und aufwändig es gewesen sei, die teilweise schwer- bzw. übergewichtigen Kinder aus ihren Rollstühlen an den Strand und zum Baden ins Meer zu bringen. „Schwere Brocken“ seien die Kinder gewesen, so die Schwester. Die Formulierung sagt weniger etwas über das beschriebene Objekt – hier das Kind –, um so mehr aber über das schreibende Subjekt – Schwester Jenny – aus. Es war Schwester Jenny, die auf ihr „soziales Wissen“¹²⁴ zurückgriff, über ihre Begrifflichkeiten, ihre Wahrnehmungsausschnitte, die Briefthemen, schließlich auch über den Duktus in ihren Briefen entschied und sich so *ihre* Wirklichkeit konstruierte.

5.6.3. Arbeit

Der Arbeitsalltag der Schwestern der „Schulstation“ war anstrengend, dicht gedrängt und auch von einer gewissen Monotonie geprägt. „Und in Volmarstein sieht ein Tag wie der andere aus“,¹²⁵ klagte Schwester Jenny ihrer Oberin, „viel, viel Arbeit“ gäbe es in Volmarstein. Worin bestand die Arbeit? Zum einen war Schwester Jenny

124 Das „soziale Wissen“ wird mit Klaus Latzel in Anlehnung an Alfred Schütz als ein im Prozess der (primären und sekundären) Sozialisation internalisiertes Wissen, das „zum größten Teil aus Routinewissen, aus den Bedeutungsstrukturen der Sprache, aus typisierten Handlungsweisen des praktischen Bewusstseins besteht, welches hilft, das alltägliche Leben zu meistern“. Das „soziale Wissen“ beinhaltet Urteile und Vorurteile, Normen und Wertmaßstäbe, Überzeugungen und Glaubensinhalte, die als „Deutungs- und Sinnmuster auch für die großen Fragen des Lebens und des Sterbens Orientierung bieten sollen“. Es ist inhaltlich begrenzt und historisch variabel. Siehe für die Zitate: Klaus Latzel, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?*, in: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), S. 7-23, hier: Anm. 9, S. 10, sowie: Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1979.

125 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 1.5.1961, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für das folgende Zitat siehe ebd.

für die Körperpflege der Kinder zuständig, sie wusch die Knaben, trocknete sie ab, kleidete sie an, fütterte sie bei Bedarf, brachte sie zur Toilette, setzte sie in ihre Rollstühle oder legte ihnen Beinschienen und Korsetts an. Zum anderen übernahm die Schwester Aufgaben in der Hauswirtschaft: Sie putzte und wusch, flickte die Wäsche, hielt die wenigen Besitztümer der Kinder sauber und in Ordnung, sie erledigte im Grunde alles, was „liegen blieb“.¹²⁶ Im Interview mit uns ging Schwester Jenny auf das Baden ein: „Da hatte ich fünf von den Jungs, die Blasen- und Darmlähmung hatten, die mussten morgens und abends gebadet werden, wenigstens ins Wasser rein.“ Die Arbeit sei sehr schwer gewesen, aber: „Ich hatte Kraft, habe mir nichts daraus gemacht.“¹²⁷

Schwester Jenny kam mit ihrer Arbeit wohl dann am besten zu Rande, wenn die Sonne schien. Gutes, warmes Wetter bedeutete nämlich, dass die Kinder das Haus verlassen und in den Hof hinaus konnten. Die Schwester hatte dann zwar abends mehr Arbeit mit der Säuberung der Kinder, war aber trotzdem froh um die tagsüber erlebte Entlastung von Aufsichtspflichten:

„Unsere Kinder haben ab heute ihre Pfingstferien. Wir sind dann den ganzen Tag meistens draußen. Der Dienst ist an Sonnentagen leichter, wenn sich die Gesellschaft draußen tummelt. Aber am Abend! – Alle schwarz wie die Neger. Damit sie alle einigermaßen sauber ins Bett kommen, müsste man manchmal erst den einen oder anderen Bengel über Nacht in Sunil weichen lassen.“¹²⁸

Aber nicht nur das ungestörte Arbeiten genoss Schwester Jenny, sondern auch die Ruhe, die die Abwesenheit der Kinder mit sich brachte:

„Wir besorgen die Kinder, putzen, stopfen und waschen was liegen blieb, damit wir nach Ostern reinen Tisch haben. [...] Hoffentlich wird es nur bald wärmer, dann ist es für uns auch leichter. Man kann die Kinder auf den Schulhof fahren und hat nicht immer den Krach um die Ohren.“¹²⁹

126 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 9.4.1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

127 Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

128 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 3.6.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

129 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 9.4.1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

Dabei war sich die Diakonisse durchaus darüber im Klaren, dass der Hof „viel zu klein“¹³⁰ war und dem Bewegungsdrang der Kinder in keiner Weise entsprach. Dies wird deutlich in einem Brief, in dem sie den „Auslauf“ der Kinder in Westerbork mit jenem in Volmarstein kontrastierte: „Die Kinder können toben und sich auslaufen wie niemals in Volmarstein und am Abend sehen sie wie die Mohren aus.“¹³¹ Dass es den Kindern, wenn sie im Johanna-Helene-Heim waren, erheblich an Bewegung fehlte, konzidierte 1961 auch Dr. Katthagen:

„Unsere körperbehinderten Kinder haben an sich mindestens ebenso starken Bewegungsdrang wie gesunde Kinder. Dieses Bedürfnis nach Bewegung wird im Johanna-Helene-Heim dadurch eingedämmt, dass die Kinder fast den ganzen Tag im Hause verbringen.“¹³²

Bei ihrer Arbeit wurde Schwester Jenny von Else Schröder und einer Putzhilfe unterstützt. Manchmal sprangen auch ein Diakonenschüler oder eine diakonische Helferin ein, die die Schwester aber nach eigenem Bekunden angeblich aber nur wenig entlasteten:

„Die Kinder, die wir kriegen, werden immer hilfloser und mit dem Personal [ist] immer dieselbe Not. Wenn sie keine Lust haben, arbeiten sie nicht. Meine Mitarbeiterin ist schon die vierte Woche im Urlaub und ich schlag mich mit den vielen ‚Süßen‘ und einem diak. Bruder und einer Helferin durch. Allein kann man beide nicht lassen, und der Erfolg ist, dass man selbst immer da sein muss.“¹³³

Von einem Diakonenschüler, der auf eine Beschwerde wegen des Personalmangels hin vom Martineum geschickt worden sei, meinte Schwester Jenny rückblickend, dieser sei ihr „zweiunddreißigster Junge“ gewesen, er habe „nur Blödsinn“ gemacht. Auch die diakonische Helferin, die ihr einmal zugewiesen worden sei, sei keine Entlastung gewesen. Die Helferinnen hätten „nicht viel Lust dazu gehabt“.¹³⁴

130 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 7.

131 Schwester Jenny an Schwerter Charlotte, 1.7.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

132 Ernst Kalle, Schullandaufenthalte der Volmarsteiner Anstalten, in: Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte 1961, S. 62-64, S. 64.

133 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 1.5.1961, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

134 Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

Ungenügende, weil betagte Hilfen, aber auch ein gewisses Verantwortungsgefühl hinsichtlich der Erfüllung ihrer Aufgaben ließen Schwester Jenny auf persönliche Bedürfnisse und Wünsche, etwa einen Besuch in ihrem Mutterhaus, verzichten:

„Leider, liebe Schwester Charlotte, so gern ich kommen würde, ist es mir für den angegebenen Termin unmöglich, da wir am 1.4. im Haus Konfirmation haben. Meine 60jährige Mitarbeiterin kann ich mit der ganzen Arbeit nicht alleine lassen, sie wird auch nicht fertig. Außerdem sind es von meiner Station die meisten [unterstrichen im Original] Konfirmanden, die eingesegnet werden, so dass ich meine Arbeit auch eigentlich selbst machen möchte. [...] Seit einigen Tagen haben wir wieder einen neuen Bruder auf Station, der sich auch erst einleben muss. So ist eins vom andern abhängig und man könnte manchmal vier Hände und vier Beine brauchen, um allen gerecht zu werden.“¹³⁵

Im Gegensatz zu Schwester Elise und Schwester Martha, die bis zu ihrem Abzug 1967 aus Volmarstein immer zu zweit auf der Mädchenseite arbeiteten, trug Schwester Jenny die alleinige Verantwortung für die Jungenseite, auf der manchmal bis zu 33¹³⁶ Knaben waren. Sehr wahrscheinlich spielte bei dieser Einteilung das jugendliche Alter Schwester Jennys die ausschlaggebende Rolle. Als mit Abstand jüngste Diakonisse im Johanna-Helenen-Heim – so war sie 19 bzw. 23 Jahre jünger als Elise und Martha –, galt sie als leistungsfähiger und belastbarer als ihre älteren Mitschwester, die zudem noch – wie geschildert – unter verschiedenen körperlichen und psychischen Einschränkungen litten.

5.6.4. „Am 13.7. hat der Spaß für die Kinder und die Arbeit für uns ein Ende.“¹³⁷ – Die Schullandaufenthalte

Eine besondere physische und psychische Herausforderung für das Personal im Johanna-Helenen-Heim waren die mehrwöchigen Schullandaufenthalte, die die Kinder einmal im Jahr an die Nordsee oder an die Ostsee führten. Es waren die Ärzte der Volmarsteiner Anstalten, die auf diese Unterbrechung der Alltags- und Schulroutine gedrängt hatten. Ihrer Meinung nach hätten die Kinder „wegen der verhältnismäßig

135 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 23.2.1962, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

136 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 23.4.1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Die „Jungenstation“ hatte, wie oben ausgeführt, regulär 31 Plätze.

137 Schwester Jenny aus Westerbork an Schwester Charlotte, 1.7.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

langen Schulzeit und der pflegerischen Notwendigkeiten nicht genügend Zeit zum Aufenthalt im Freien¹³⁸. Auch würde ein Aufenthalt an der See dazu beitragen, die körperliche Widerstandsfähigkeit der Kinder, etwa gegen Erkältungskrankheiten, zu stärken. Ausschlaggebend für die Anstaltsleitung war jedoch der „psychologisch-pädagogische“ Aspekt der Unternehmung:

„Das frohe Erlebnis der schönen Fahrt, die neuen Eindrücke, die etwas gelockerte Ordnung des Zusammenlebens, das Spielen im Freien und am Strand, die Möglichkeit, auch einmal abenteuerliche Unternehmungen durchzuführen, alles das sollte sich belebend und aufmunternd auswirken, sollte auch den Schwächeren Frohsinn und Freude vermitteln. Gerade unsere körperbehinderten Kinder haben doch ein Anrecht darauf, für manches, das ihren gesunden Kameraden ohne weiteres zufällt, ihnen aber versagt bleibt, wenigstens einmal im Jahr durch eine solche Unternehmung eine gewisse Entschädigung und einen Ausgleich zu erhalten. Solche Freude würde sich dann auch im späteren Verhalten der Kinder sicherlich positiv auswirken.“

Mit der Durchführung dieser vierwöchigen Reisen betrat Volmarstein 1958 in der Behindertenhilfe weitgehend pädagogisches Neuland. Da der Unterricht auch während des auswärtigen Aufenthaltes der Kinder weiter stattfand, versäumten die Kinder wohl nicht ganz so viel Unterrichtsstoff wie zunächst befürchtet, ganz im Gegenteil erfuhren insbesondere die Unterrichtsfächer Heimat-, Erd- und Naturkunde einen Schub, da die Kinder durch die praktische Anschauung zum Beispiel etwas über „Seehunde, Fische, Krabben, Quallen usw.“ lernten. Nur das Annastift in Hannover hatte bislang ähnliche Schullandaufenthalte unternommen und diente Volmarstein als Vorbild.

Es war stets Schwester Jenny, die mit den Kindern die Reisen in die wechselnden „Schullandheime“ unternahm. Während Schwester Elise und Schwester Martha die wochenlange Abwesenheit der Kinder nutzten, um selbst Ferien – häufig gemeinsam – zu machen, reiste Schwester Jenny – in Begleitung von ein oder zwei Diakonschülern und Helferinnen und ein oder zwei Lehrerinnen – mit bis zu dreißig Kindern an die Nordsee- oder Ostseeküste.¹³⁹ Schon die Reisevorbereitungen waren aufwändig und anstrengend. Die Kinder, so Schwester Jenny, müssten für die Reise

138 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 62. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

139 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Schwester Charlotte, 10.9.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. In diesem Brief berichtete Schwester Jenny von dem Ferienaufenthalt in Dangast.



Marianne B., Karin L. und Inge V. schauen während eines Schullandaufenthaltes auf Amrum Anfang der 1960er Jahre aus dem Fenster ihrer Barackenunterkunft. Bestand: FAG JHH 2006.

„alle ordentlich ausgerüstet werden“.¹⁴⁰ Danach begann die „Kofferpackerei“,¹⁴¹ meist schon zehn bis vierzehn Tage vor dem eigentlichen Reisebeginn. Die mitgeführte Gepäckmenge sei, so Anstaltsleiter Kalle, „geradezu unheimlich“¹⁴² gewesen. Die weiten Fahrten wurden mit Bussen und der Deutschen Bundesbahn bewerkstelligt. Am Ferienort angekommen, waren die Begleitpersonen von morgens bis abends eingespannt, nur selten kamen sie dazu, Strand und Meer zu genießen:

„Die Lehrerin [Frl. Erna Schumann] unterrichtet, natürlich nur an trüben Tagen, ihre ‚Süßen‘, und hat die gesamte Klasse. Die Brüder sind für Wagen, Schienen, Korsetts usw. verantwortlich. Nichts darf verrostet. Die [sic] Helferin und mir bleibt das Geschirrspülen, Sauberhalten der Kinder und des öfteren Erkältungen und verstauchte Füße in Ordnung zu bringen.“¹⁴³

Vor allem der Aufenthalt in Dangast, einem Ortsteil von Varel am Jadebusen, vom 3. bis zum 30. Juni 1958¹⁴⁴ scheint für die Schwester strapaziös gewesen zu sein. Untergebracht in einfachen Baracken, ohne Heizmöglichkeiten und ohne warmes Wasser, stellte insbesondere die Pflege der Wäsche „unserer Darm- und Blasen-Gelähmten“¹⁴⁵ ein großes Problem für Schwester Jenny dar. Aber auch die „normale“ alltägliche Hygiene der „sehr hilflosen“¹⁴⁶ Kinder – es waren 26, darunter sieben „Wagenkinder“¹⁴⁷ –, war unter diesen Bedingungen nicht einfach zu bewerkstelligen. Das Arbeiten, so Schwester Jenny, sei „sehr beschwerlich und primitiv“¹⁴⁸ gewesen, sie habe es „sehr schwer gehabt“.¹⁴⁹ Volker D., der in Dangast dabei war, erinnert sich, dass die Brüder einmal mit den Kindern draußen unterwegs waren und in

140 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 9.7.1962, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

141 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 30.5.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

142 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 63.

143 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Pfarrer Kaufmann, 12.6.1961, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

144 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 63.

145 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Schwester Charlotte, 10.9.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. In diesem Brief berichtete Schwester Jenny von dem Ferienaufenthalt in Dangast.

146 Schwester Jenny aus Dangast an Schwester Charlotte, 17.6.1958, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

147 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 63.

148 Schwester Jenny aus Dangast an Schwester Charlotte, 17.6.1958, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

149 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Schwester Charlotte, 10.9.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.



Blick in das Zimmer, das sich Jochen P. und Helmut G. (verst.) während eines Schullandaufenthaltes auf Amrum Anfang der 1960er Jahre teilten. Am Boden ist das Stützkorsett von Helmut G. zu sehen. Bestand: FAG JHH 2006.

einen Regenschauer gerieten. Schwester Jenny habe daraufhin geschimpft: „Wie könnt Ihr so was machen, und ich hab’ die Arbeit“.¹⁵⁰

Pastor Kalle indes schilderte die Unterbringung und die Versorgung im „Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte“ eher schönfärberisch, stand damit im lebhaften Kontrast zu Schwester Jennys Beschreibungen und vermittelte einen anderen Eindruck:

„Eine gewisse Primitivität in der Unterbringung und Versorgung wurde über all diesen Erlebnismöglichkeiten gern übersehen und in Kauf genommen. Trotz der in den ersten Tagen sehr kühlen und rauhen Witterung und mangelnder Heizungsmöglichkeiten ist kein einziges Kind krank geworden.“¹⁵¹

Ein Jahr später, 1959, erkrankte Schwester Jenny kurz vor den Sommerferien der Kinder – eine Katastrophe, schien doch mit der Erkrankung der Schwester die Durchführung der jährlichen Reise ans Meer und damit die Erholung der Kinder in Frage gestellt. Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann fragte daraufhin in ihrem Mutterhaus in Wetzlar an,

„[...] , ob Sie mir für die 4 Ferienwochen unserer Kinder helfen können. Alles andere ist soweit gediehen, nur dieser eine Punkt macht mir große Sorge, zumal Schwester Jenny seit gut 8 Tagen eine Nervenerkrankung an der rechten Hand und im Arm hat, womit sie seitdem in ärztlicher Behandlung ist. Es ist keine Nervenentzündung, sondern eine andere Nervensache, die Hand und Arm zum Teil gefühl- und kraftlos machen. Eine Besserung ist wohl zu verzeichnen und ich hoffe, dass die Hand bis Ende des nächsten Monats voll zu gebrauchen ist. Doch wiederhole ich noch einmal meine Bitte um Hilfe für die vier Wochen Seeaufenthalt neben Schwester Jenny. Die Kinder, die auf den Weg geschickt werden, sind in weit stärkerem Maße pflegerisch und medizinisch hilfsbedürftig als im vergangenen Jahr, sodass ich, wenn auch alle anderen Hilfskräfte vorhanden sind, nicht eine Schwester dort mitschicken

150 Interview Volker D., 30.7.2009.

151 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 63. – Christel und Eberhard Flügge berichten, dass die Kinder des Johanna-Helene-Heims in St. Peter-Ording und auch auf Amrum nicht mehr an den allgemeinen Badestrand durften, weil sich die Kurgäste über den Anblick der körperbehinderten Kinder beschwert hatten – ein beredtes Beispiel für die damals noch völlig unverhohlene Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung. In Holland, so betont Christel Flügge, sei es schon damals ganz anders gewesen. Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.

kann, wobei noch der weitere Grund mitspricht, den ich am Telephon bereits erwähnte.“¹⁵²

Schwester Jenny konnte schließlich doch mitfahren und bewertete die Reise, die die Gruppe nach Niendorf bei Timmendorfer Strand führte, als „doch weit schöner“¹⁵³ als jene im vergangenen Jahr. Der mehrwöchige Aufenthalt hätte sie „längst nicht so angestrengt“. Vom 29. Mai bis zum 26. Juni 1959 war sie mit dreißig Kindern, darunter zwölf „Wagenkinder“, und sieben Begleitpersonen (zwei Lehrerinnen, drei Helferinnen und zwei Diakonenschülern) gereist.¹⁵⁴ Untergebracht war die Gruppe in einem Haus des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Hamburg, der in Niendorf ein Grundstück mit mehreren Häusern besaß und diese „verhältnismäßig günstig“ vermietete. Das Freizeitangebot für die Kinder war vielfältig und bot u. a. eine „Segelfahrt an die Lübecker Bucht, eine Autofahrt in die holsteinische Schweiz und als Höhepunkt eine Autobusfahrt nach Hamburg mit Hafensrundfahrt, Stadtrundfahrt und Besuch von Hagenbecks Tierpark“. „Körperlich erholt und seelisch aufgelockert“ seien die Kinder nach Volmarstein zurückgekehrt, so Pastor Kalle in der Rückschau. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr nach Volmarstein fuhr die Schwester erneut nach Niendorf, nun aber, um selbst Urlaub zu machen: „Wie anders ist es doch ohne Kinder und ohne Pflichten, ohne Wäschewaschen u. Kinderbaden.“¹⁵⁵

Der Aufenthalt in Niendorf wurde übrigens in der Anstalt noch im selben Jahr „nachbereitet“. Mit einem „fröhlichen Abend“ im Johanna-Helene-Heim wurde „in Wort, Lied und Lichtbild“ die Erinnerung an diesen Schullandaufenthalt noch einmal ins Gedächtnis gerufen. Sogar ein Erinnerungsband mit Photos und Kinderzeichnungen war zwischenzeitlich – wahrscheinlich von den Kindern – hergestellt worden. Diese bedankten sich mit einem Gedicht bei ihren Begleiterinnen und Begleitern, wobei offen bleiben muss, ob die Kinder die Zeilen selbst verfassten. Bemerkenswert war hier sicherlich, dass auf die „Müh und Plag“, die man mit den Kindern gehabt habe, hingewiesen wurden. Das Gedicht „Unsere Reise nach Niendorf“ lautete so:

152 Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann an Schwester Charlotte, 23.4.1959, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672. Die kryptische Formulierung am Ende des Briefes konnte nicht aufgelöst werden.

153 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 29.6.1959, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

154 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 63. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

155 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 9.7.1959, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

„Nun sind wir wieder heimgekehrt
 seit vielen, vielen, Tag.
 Wir wissen wohl, ihr hattet auch
 mit uns manch Müh und Plag.
 Wir sagen euch recht herzlich Dank
 für Niendorfs goldne Zeit.
 Zu guterletzt da haben wir
 für euch noch was bereit.
 Denn viele Hände regten sich,
 und was daraus entstand,
 ein Bilderbuch von unserer Fahrt
 sei es von uns genannt.
 'ne neue Reise hätten wir
 sehr gern im nächsten Jahr.
 Dies wünschet sich herzlichlich
 die ganze Kinderschar.“¹⁵⁶

1960 reisten sechzehn Kinder des Johanna-Helenen-Heims nach St. Peter-Ording. Sie wohnten im DRK-Heim „Goldene Schüssel“¹⁵⁷ und kamen „braun gebrannt“ und „gekräftigt“ zurück. 1961 ging es wieder nach St. Peter-Ording. Schwester Jenny, die auch dieses Mal dabei war, konstatierte, dass „diese vier Wochen dort allen gut getan“¹⁵⁸ hätten. Sie selbst allerdings, so schränkte sie ein, sei „müde“. Die Rückkehr von dieser Reise ist den ehemaligen Schülerinnen und Schülern besonders in Erinnerung geblieben. Mitten in der Nacht kamen sie im Johanna-Helenen-Heim an, wurden von den sie erwartenden Diakonissen beschimpft und sofort ins Bett geschickt. Über die Gründe für die nächtliche Ankunft berichtete Schwester Jenny, dass sich wegen eines Stromausfalls und der fehlenden Unterstützung der Bahnhofsmission die Abfahrt von St. Peter-Ording erheblich verzögerte. Erst um 23:30 Uhr sei man in Volmarstein eingetroffen und erst um zwei Uhr nachts seien alle in ihren Betten gewesen. Über eine ähnlich verspätete Ankunft berichtete auch Jochen Twer 1965, auch diese Ankunft wurde vom Schimpfen der Schwestern begleitet.¹⁵⁹

156 Volmarsteiner Gruß, Weihnachten 1959, S. 8. Schreibweise und Interpunktion wurden beibehalten.

157 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 12.3.1961, Bl. 5, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961. Notizen, Pläne, Reste“. Heute heißt das ehemalige DRK-Heim: „DRK-Nordsee-Reha-Klinik Goldene Schüssel“.

158 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 10.7.1961, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

159 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 3.



Anfang der 1960er Jahre verbrachten die Kinder des Johanna-Helenen-Heims ihren Schullandaufenthalt in St. Peter-Ording. Nachdem sich Kurgäste über „die Behinderten“ beschwert hatten, durften die Kinder und ihre Betreuerinnen und Betreuer nur noch einen abgelegenen Strand aufsuchen. Das Photo zeigt u. a. Doris S., Ingrid M., die von Schwester Jenny geschoben wird, Gerd U., eine diakonische Helferin und den Diakonenschüler Eberhard Flügge auf dem Weg dorthin. Bestand: FAG JHH 2006.

1963 verweigerte Schwester Jenny die Teilnahme an der Reise der Kinder. Sie verwies zum einen auf einen Bandscheibenschaden, der ihr „beim Heben zu schaffen“¹⁶⁰ machte. Zum anderen wollte sie, dass „andere Leute auch mal das ‚Gute‘ genießen“ sollten – wobei die distanzierenden Anführungszeichen darauf hinwiesen, dass für die Begleitpersonen die Ferienreisen vor allem Arbeit und fortwährende Anstrengung und weniger eine Erholung bedeuteten, was Außenstehende wohl ganz anders sahen.

1964 ging die jährliche Reise in das niederländische Middelburg. Schwester Jenny wurde von Ewald Friedrichs und dessen Frau begleitet. Auch der Diakonenschüler Twer war mit von der Partie. In Holland, so erinnerte sich Twer, machte man einen Ausflug zum Hufschmied. Jochen Twer, der mit seinem eigenen Auto angereist war,

¹⁶⁰ Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 23.4.1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

nahm einige Kinder mit, allerdings reichte der Platz nicht ganz. So verfrachtete der Diakonenschüler – in Anbetracht der kurzen Strecke, die es zurückzulegen galt – kurzerhand zwei der kleinsten Kinder in den Kofferraum seines Wagens. Schwester Jenny nahm ihn am Zielort in Empfang und schimpfte ihn aus, die Kinder hätten „ersticken“¹⁶¹ können, so ihr Vorwurf. Bald darauf avancierte diese Begebenheit aber zu einer der von ihr am liebsten und am häufigsten erzählten Geschichten. Sie lachte dann, ihr Lachen, so Twer in der Rückschau, sei „herzhaft“ und „ansteckend“ gewesen. Es existieren keine Auskünfte Schwester Jennys über diesen Schullandaufenthalt, Jochen Twer erinnert sich, dass er die Diakonisse als „sehr entspannt“ erlebt hätte.

Im Juni 1965 reiste die „Schulstation“ für vier Wochen ins niederländische Westerbork.¹⁶² Dieses Mal kam Schwester Jenny wieder mit, nachdem der Schulleiter, Ewald Friedrichs, ihr versichert hatte, dass „sie keine schweren Kinder“¹⁶³ würde heben müssen. Obwohl u. a. zwei Diakonenschüler mitreisten und die Hauseltern in Holland „ganz reizend“¹⁶⁴ waren und sich um Vieles kümmerten, kehrte die Diakonisse doch „ziemlich ‚am Ende‘“¹⁶⁵ nach Volmarstein zurück. Diese Reise schien Schwester Jenny besonders angestrengt und letztlich überfordert zu haben, denn sie schlug – ohne auf die besondere Situation, die ja auch der seelischen Erholung der Kinder dienen sollte, Rücksicht zu nehmen – die Kinder, wie Schulleiter Fried-

161 Interview Jochen Twer, 15.8.2009. Für die nachfolgenden Ausführungen siehe ebd.

162 Nach wie vor unklar ist, ob die Räumlichkeiten in Westerbork, in dem die Kinder des Johanna-Helenen-Heims ihre Freizeit verbrachten, zum ehemaligen Polizeilichen Durchgangslager Westerbork, einem der beiden Sammellager für die Deportation der niederländischen Juden unter deutscher Besatzung, gehörten. Nach dem Krieg wurde das Lager einige Jahre lang von den niederländischen Behörden genutzt, um Kollaborateure zu internieren. 1951 wurde Kamp Westerbork – nun unter dem Namen „Schattenberg“ – als Wohnort für Soldaten aus Niederländisch-Indien und von den Molukken eingerichtet. Diese Nutzung dauerte bis 1970 an. Vgl. Coenraad J. F. Stuldreher, *Deutsche Konzentrationslager in den Niederlanden – Amersfoort, Westerbork, Herzogenbusch*, in: *Dachauer Hefte 5: Die vergessenen Lager*, München 1994; Andreas Pflock, *Auf vergessenen Spuren. Ein Wegweiser zu Gedenkstätten in den Niederlanden, Belgien und Luxemburg*, Bonn 2006. Nach Adolf Harms und Jochen P. war die „Pieterburg“, die von der niederländischen Gesellschaft *Stichting Recreatie Centra* betrieben wurde (vgl. Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 29.4.1964, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 64“), ein ehemaliges Konzentrationslager bzw. Kriegsgefangenenlager, vielleicht ein Außenposten des Durchgangslagers Westerbork. Interview Adolf Harms, 6.8.2008; Interview Jochen P., 10.9.2009.

163 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 30.5.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

164 Schwester Jenny aus Westerbork an Schwester Charlotte, 1.7.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

165 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 24.7.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

richs Pastor Kalle meldete.¹⁶⁶ Schwester Jenny aber konnte das Ende der Reise kaum erwarten und brachte es für sich so auf den Punkt: „Am 13.7. hat der Spaß für die Kinder und die Arbeit für uns ein Ende.“¹⁶⁷

Anstaltsleiter Kalle hingegen zog eine durchweg positive Bilanz dieser Schullandaufenthalte und zwar für alle Beteiligten:

„Was die allgemeine Haltung der Kinder, insbesondere ihr Betragen im Heim angeht, so meine ich beobachtet zu haben, dass die Kinder nach diesen Fahrten wieder aufgelockerter, fröhlicher und zufriedener geworden seien als sie vorher waren. Auch das Vertrauen sowohl der Kinder als auch ihrer Eltern zu Heim und Anstaltsleitung, dass sie wirklich für ihre Pflegebefohlenen gut sorgen und ihnen ein größtmögliches Maß an Freude zu vermitteln sich bemühen, scheint erheblich gewachsen zu sein. Die Gesamtatmosphäre in Schule und Heim hat nach meiner Beobachtung gerade durch diese Fahrten eine erhebliche Besserung erfahren.“¹⁶⁸

5.6.5. „Süße“, „Schäfchen“, „schwere Brocken“ und „Trabanten“: Der Blick auf die Kinder

Untersucht man jene Briefe Schwester Jennys, die Schilderungen ihres Verhältnisses zu den Kindern beinhalten, so fällt eine etwa ab 1959/1960 schrittweise einsetzende Veränderung des Tons und des Inhalts auf. Anfangs empathisch, mit durchaus liebevollem Blick geschrieben, finden sich in ihren späteren Briefen eher distanzierende und abschätzige Bemerkungen über die Kinder, wie im Folgenden gezeigt werden soll.¹⁶⁹

166 Aktennotiz von Charlotte Bamberg, Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 11.8.1965, Archiv Königsberger Diakonie, 673.

167 Schwester Jenny aus Westerbork an Schwester Charlotte, 1.7.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Unmittelbar nach der Sommerreise der Kinder trat Schwester Jenny ihren eigenen Urlaub an. „Völlig ‚neu‘“ sei sie nach eigenem Bekunden wieder in Volmarstein angekommen, auch die Arbeit mache ihr „wieder Freude.“ Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 26.8.1965, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

168 Kalle, Schullandaufenthalte, S. 64.

169 Der Diakonenschüler Eberhard Flügge, 1960 im Johanna-Helene-Heim eingesetzt, berichtete, dass zu seiner Zeit auf der „Jungenstation“ „keine so schlimme Atmosphäre“ geherrscht habe, das müsse wohl später der Fall gewesen sein. Siehe: Interview Christel und Eberhard Flügge, 31.7.2009.



Volker D. wird von zwei Diakonenschülern durch das schwergängige Watt geführt, Dangast 1958. Bestand: FAG JHH 2006.

Schwester Jenny begann ihre Tätigkeit im Johanna-Helene-Heim am 2. Januar 1956.¹⁷⁰ Zu diesem Zeitpunkt war sie noch „Probeschwester“,¹⁷¹ ihre Einsegnung zur Diakonisse fand am 19. Mai 1957¹⁷² statt. Die Freude der jungen Schwester über dieses für sie so wichtige Ereignis teilten nicht nur ihre Mitschwestern, sondern auch die Kinder des Johanna-Helene-Heims:

„Heute nur ein Gruß des Gedenkens mit der Nachricht, dass ich samt Per-silkarton [unterstrichen im Original] gut auf dem Arbeitsplatz ‚gelandet‘ bin. Hier in Volmarstein löste wieder eine Überraschung die andere ab und

170 So Schwester Jenny auf einer von ihr erstellten Liste „Kinder, die in Volmarstein auf meiner Station waren, wo ich v. 2.1.56 bis Ende Oktober 67 im Dienst war“. Siehe: Nachlass Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

171 Schwester Jenny an die Oberin, 15.7.1956, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

172 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Jenny, 23.4.1957, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

ich durfte viel Liebe erfahren. Alle freuten sich mit mir, besonders aber die Kinder.“¹⁷³

Ihr Geburtstag im selben Jahr – sie war 33 Jahre alt geworden – war ihr folgende Mitteilung an das Mutterhaus wert: „Der 4.7. verlief hier sehr schön. Von Seiten der Mitschwestern sowohl auch der Kinder erlebte ich viel unverdiente Liebe.“¹⁷⁴ Freundlich und anteilnehmend klingen Schwester Jennys Schilderungen 1957:

„Manchmal sind sie [die Kinder] zu drollig. Zum Beispiel standen sie auf dem Korridor und beriefen sich gegenseitig um leiser zu sein. Schrien aber ohne es zu merken so laut, dass ich bei der Doppeltür [sie] so hören konnte, als wären sie bei mir im Zimmer.“¹⁷⁵

Liebevoll berichtete die Diakonisse auch von einem kleinen Jungen, der ihr besonders ans Herz gewachsen zu sein schien:

„Auf Station ist sonst alles gut gegangen. Morgen darf ich mir sogar ‚meinen‘ 6jährigen Wolfgang aus der Klinik wieder abholen, der eine Lungenentz.[ün- dung] hatte. Ich freue mich schon auf den ‚Lauser‘.“

Überhaupt scheint sich die junge Schwester in der ersten Zeit im Johanna-Helene-Heim sehr wohl gefühlt zu haben; auch gewinnt man aus ihren Schilderungen den Eindruck, dass die Kinder stark auf Schwester Jenny – die Wortwahl „Trabant“ lässt es vermuten – bezogen waren:

„Sonst darf ich sagen, dass es mir hier in Volmarstein samt meinen ‚Trabanten‘ gut geht. Bin gesund und fröhlich.“¹⁷⁶

Über die ihr anvertrauten Jungen – teilweise stark körperlich eingeschränkt, manchmal auch lernbehindert – äußerte die junge Schwester ihr Bedauern:

173 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 22.5.1957, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

174 Schwester Jenny an ihre Oberin, 15.7.1956, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

175 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 22.5.1957, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

176 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 8.10.1957, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

„Gleich nach Ostern habe ich die großen, konfirmierten Jungens zur Ausbildung ins andere Haus abgegeben und für diese neue Kinder aufnehmen müssen. Einige davon sind sehr schlecht dran, wohl auch kaum schulfähig. Arme Dinger.“¹⁷⁷

Allerdings berichtete die Diakonisse auch von einem „6,5 jährigem Kind (Spastiker)“, der in ihren Augen „völlig unerzogen“¹⁷⁸ war. Zwar könne der Junge sprechen, so die Schwester, aber über „gewisse Dinge“, die die Schwester nicht näher bezeichnete, spräche er „gar nicht“. Jedenfalls ließ sie es sich angelegen sein, die „gewissen Dinge“ folgendermaßen zu „regeln“: „Muss schön eingepackt werden wie ein Säugling.“ Schwer sei es, ein solches Kind „zur Ordnung zu erziehen“, klagte die Schwester und wunderte sich, weil der Vater des Jungen doch Ingenieur gewesen sei und beide Eltern einen „durchaus guten Eindruck“ auf sie gemacht hätten. Die Diakonisse interessierte sich offenbar für den familiären Hintergrund der Kinder und zog so dann ihre Schlüsse. Wie selbstverständlich nahm sie an, dass Kinder aus gutbürgerlichen und geordneten Verhältnissen automatisch besser erzogen seien als Kinder aus einfachen oder gar so genannten „verwahrlosten“ familiären Zusammenhängen. Dies bestätigte auch der Diakonenschüler Twer. In seinem Praktikumsbericht hielt er folgende Äußerung Schwester Jennys über einen Knaben fest: „Nein, der N. N. will nicht, der meint er könnte sich alles erlauben, das ist ein ganz Durchtriebener, gucken Sie sich mal die Mutter an, und der Vater, der hat schon ...“¹⁷⁹

Auch wenn sich das Verhältnis zwischen Schwester Jenny und den ihr anvertrauten Knaben nach und nach zum Negativen entwickelte und die Diakonisse – wie am Anfang dieser Studie geschildert – die Kinder beschimpfte, sie erniedrigte und schlug, so konnte es doch auch immer wieder zu schönen, die Schwester durchaus berührenden Begebenheiten kommen. So stachen, folgt man Schwester Jennys Schilderungen, insbesondere ihre Geburtstage aus dem üblichen Anstaltsalltag hervor. Anlässlich ihres 39. Geburtstags berichtete Schwester Jenny darüber ihrem Mutterhaus:

„Es war wieder einmal ein schöner Tag im Kreise der Kinder. Sie singen dann, sagen Gedichte auf, ziehen sich morgens alleine an und versuchen wirklich Freude zu machen. Ein kleiner Sechsjähriger konnte die vielen Geheimnisse

177 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 17.5.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

178 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 17.5.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für die nachfolgenden Ausführungen und die Zitate siehe ebd.

179 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 2.

gar nicht alle für sich behalten und fragte mich alle paar Minuten: ‚Schw. Jenny, hast Du denn schon was geschenkt bekommen?‘ [...] Zum guten Schluss sagte er mir dann noch: ‚Und singen wollen wir auch noch, die Gesangbücher liegen schon auf der Fensterbank!‘ Das ‚Kleinvolk‘ ist dann so eifrig dabei, es ist einfach zu lustig!¹⁸⁰

Und auch der 40. Geburtstag ihrer Stationsschwester war den Knaben Anlass zu geschäftigem und zugleich rücksichtsvollem Tun:

„Viele liebe Menschen haben meiner gedacht und ich hatte sehr viel Freude. Bei uns hier zwischen den Kindern finde ich es immer besonders schön. Schon ganz früh standen sie (leise wie noch nie!) auf, und liefen wie die Bienen herum. Als sie gratulieren kamen, war auch [das] richtig niedlich.“¹⁸¹

1964 schließlich – Schwester Jenny war 41 Jahre alt geworden – berichtete sie wiederum von den Bemühungen der Jungen, ihren Geburtstag schön und festlich zu begehen. Ein Gefühl von Aufregung und Freude scheint Schwester und Kinder miteinander verbunden zu haben:

„Es war für mich ein wunderschöner Tag, der mir von vielen Seiten Freude brachte. Die Kinder, z. Zt. 26 an der Zahl, mühten sich auf ihre Art und waren beinahe so aufgeregt wie ich selbst.“¹⁸²

Vor allem die Geburtstage Schwester Jennys und die gemeinsamen Adventsvorbereitungen und -feierlichkeiten – „Ich freue mich beinahe so wie ‚meine‘ Kinder auf diese schönen Tage“¹⁸³ – waren offenbar, so scheint es zumindest, friedliche und freundliche Ausnahmesituationen im Alltag des Johanna-Helenen-Heims.

Immer häufiger aber schlichen sich abfällige Bemerkungen über die Kinder in die Briefe der Schwester ein. Aus St. Peter-Ording etwa, wo die Kinder 1960 ihren Schullandaufenthalt verbrachten, berichtete Schwester Jenny über das Baden der Kinder, dem ihrer Meinung nach etwas Grotesk-Komödiantisches anhaftete:

180 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 9.7.1962, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königberger Diakonie Wetzlar.

181 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 7.7.1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königberger Diakonie Wetzlar.

182 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 12.7.1964, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königberger Diakonie Wetzlar.

183 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 25.11.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königberger Diakonie Wetzlar.



Zwei Kinder des Johanna-Helene-Heims sitzen in einem Strandkorb auf Amrum: Willi W. (verst.) streckt dem Diakonenschüler Harms, der das Photo 1961 aufnahm, die Zunge heraus, Margret G. (verst.) zeigt dem jungen Mann einen Vogel. Photo: Adolf Harms.

„Heute haben wir wunderschöne Burgen gebaut, Muscheln gesucht, photographiert, Ball gespielt usw. Am schönsten ist es, wenn das Baden anfängt. Eine Komödie in 3 Akten ist nichts dagegen. – Natürlich ist es oft nicht so einfach[,] so schwere Brocken ins Wasser zu bringen, doch das geschieht meistens mit vereinten Kräften und macht sehr viel Spaß.“¹⁸⁴

Ein ihrem Schreiben beigefügtes Foto, das u. a. eine diakonische Helferin, Schwester Jenny selbst und zwei Mädchen im Rollstuhl zeigte, kommentierte sie mit dem Hinweis auf die Leibesfülle der letzteren: „Die beiden Dicken neben dem Strandkorb könnten geradezu Reklame für's gute Essen hier machen, nicht wahr?“¹⁸⁵

Schwester Jenny nannte, wenn sie über die Kinder ihrer Station berichtete, – mit einer Ausnahme – nie die Namen der Kinder. Auch in ihrem Photoalbum finden sich nur selten die Namen der abgebildeten Kinder. Während „Kleinvolk“, „Trabanten“ und „Schäfchen“¹⁸⁶ durchaus noch freundlich klangen, offenbarten die Bezeichnungen „schwere Brocken“ oder „die beiden Dicken“ eine durchaus von Missbilligung, vielleicht sogar von Missachtung getragene Distanziertheit. Besonders bezeichnend war, wenn Schwester Jenny von ihren „Süßen“¹⁸⁷ schrieb. Hier konterkarierte die Verwendung von Anführungsstrichen den Inhalt des Geschriebenen. Wenn die Kinder aber gar nicht „süß“ waren, was waren sie dann für die Schwester?

5.7. Die Binnenbeziehungen des Personals im Johanna-Helenen-Heim

5.7.1. Die Schwestern und ihre Helferinnen und Helfer

Schwerwiegend war – wie geschildert – das Personalproblem im Johanna-Helenen-Heim. Die im Grunde nicht zu schließenden Lücken versuchte die Anstaltsleitung mit diakonischen Helferinnen, angehenden Diakonen, Praktikantinnen, ausländischen Schwestern und weiterem „zivilem“ Personal, das häufig nicht einschlägig ausgebildet war, zu schließen.

184 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Schwester Charlotte, 10.9.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

185 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Schwester Charlotte, 10.9.1960, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

186 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 23.4.1963, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

187 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 1.5.1961, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. So auch teilweise ihre Notizen auf den Photos, die die Kinder des Johanna-Helenen-Heims zeigen. Siehe: Photoalbum von Jenny Zoller, ohne Signatur, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

Obwohl die Schwestern der „Schulstation“ dringend auf jede helfende Hand angewiesen waren, gingen sie doch nicht immer sehr pfleglich mit ihren Hilfskräften um.

Auf der „Jungenstation“ wurde Schwester Jenny von Erna Schröder unterstützt. Die gelernte Kindergärtnerin verhielt sich den Kindern gegenüber wohl zumeist nett, die Jungen und auch die Mädchen, mit denen sie während der Reisen zu tun hatte, schätzten ihre zugewandte, etwas burschikose Art. So drohte sie den Knaben wohl öfters mit „gleich kriegt’s ein paar“, führte aber ihr angekündigtes Vorhaben letztlich nicht aus.¹⁸⁸ Aufgrund ihrer etwas umfangreicheren Leibesfülle¹⁸⁹ strahlte Fräulein Schröder wohl eine gewisse Gemütlichkeit, vielleicht sogar Mütterlichkeit aus, die die Kinder emotional ansprach. Die Kinder waren auch davon eingenommen, dass Fräulein Schröder versuchte, die Kinder vor Schwester Jenny in Schutz zu nehmen. Zwar hätte sie nie gewagt, Widerworte gegenüber der Diakonisse zu äußern, aber die Hilfserzieherin machte die „Dinge anders“,¹⁹⁰ wenn sie mit den Kindern alleine war. Auch vertuschte sie vor der Schwester, wenn ein Knabe ins Bett gemacht hatte: „Bruder, da sagen wir gar nichts zu.“¹⁹¹ Die drei auf der „Schulstation“ tätigen Königsberger Diakonissen – Martha, Elise und Jenny – gingen mit Fräulein Schröder jedoch wenig freundlich um. In den Erinnerungen der ehemaligen Schülerinnen und Schüler hänselten sie sie und beschimpften sie gar als „fettes Schwein“.¹⁹²

Unterstützung erhielten die Schwestern im Johanna-Helene-Heim auch von jungen Diakonenschülern, die einen Teil ihrer praktischen Ausbildung auf der „Schulstation“ zu absolvieren hatten, und von jungen Frauen, die ihr Diakonisches Jahr im Johanna-Helene-Heim ableisteten. Da die Diakonissen ganz genaue Vorstellungen davon hatten, wie eine Arbeit zu erledigen war, und weder Diskussionen noch eigenmächtige Änderungen im Ablauf duldeten, war das Klima im Johanna-Helene-Heim wohl häufig angespannt. Selten nur gelang es dem Aushilfspersonal, zur Zufriedenheit der Schwestern zu arbeiten. Nur einmal schrieb Schwester Jenny positiv über eine diakonische Helferin, die eine Reise der Kinder nach St. Peter-Ording 1960 begleitet hatte:

188 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

189 Ebd.

190 Ebd.

191 Ebd.

192 Mitteilung Marianne B., 11.6.2009.

„In diesem Jahr waren nur 16 anstatt 30 Kinder, 1 Lehrerin, 2 diak. Brüder und eine diak. Helferin (die seitlich im Strandkorb sitzt!) ein liebes, sehr nettes Mädchen. Fleißig, fröhlich, zuverlässig und ordentlich.“¹⁹³

Ansonsten war sie wohl eher unzufrieden mit dem ihr zugeteilten Personal, erledigte es offenbar seine Arbeit nicht so, wie von der Diakonisse aufgetragen. In einem bereits zitierten Brief heißt es dazu:

„Meine Mitarbeiterin [Fräulein Schröder] ist schon die vierte Woche im Urlaub und ich schlag mich mit den vielen ‚Süßen‘ und einem diak. Bruder und einer Helferin durch. Allein kann man beide nicht lassen, und der Erfolg ist, dass man selbst immer da sein muss.“¹⁹⁴

Schwester Jenny hielt wohl auch mit ihrer Meinung hinsichtlich des Fleißes ihrer Aushilfskräfte nicht hinter dem Berg. Aus Sicht des jungen Diakonenschülers Jochen Twer aber war es einfach deshalb schwierig, den Anforderungen der Schwestern zu genügen, weil er ein Mann war:

„Es ist ungemein schwer, einer erfahrenen Schwester oder besser gesagt Diakonisse als männliches Wesen die Arbeit richtig zu machen.“¹⁹⁵

Twer sah das Verhalten der Schwestern der „Schulstation“ äußerst kritisch. Seiner Meinung nach gingen die Diakonissen weder auf die emotionalen Bedürfnisse der Kinder ein noch trugen sie der Individualität eines jeden Kindes Rechnung, im Gegenteil, „immer wieder“, so der Diakonenschüler, „[erfahre] man das schablonenhafte Erziehen und Bilden des Kindes zum Erwachsenen“.¹⁹⁶ Es fragte sich, so Jochen Twer weiter, ob „die Geschöpfe gar nicht als Kinder betrachtet“¹⁹⁷ würden.

Ein besonderes Konfliktfeld zwischen Twer und den Diakonissen der „Schulstation“ tat sich auf, als der Diakonenschüler bestimmte Erziehungspraktiken der Schwestern nicht nur offen ansprach, sondern, von ihnen abweichend, deren Nutzlosigkeit und sogar Schädlichkeit eindeutig nachwies. So gab es im Johanna-

193 Schwester Jenny aus St. Peter-Ording an Schwester Charlotte, 10.9.1960, Schwesterakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

194 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 1.5.1961, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

195 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 8.

196 Ebd., S. 2.

197 Ebd., S. 5.

Helenen-Heim einen Jungen, der sich nachts des öfteren einnässte.¹⁹⁸ Die Diakonissen – hier war wohl vor allem Schwester Jenny gemeint – verweigerten „in gereizter Stimmung“ dem Kind schon ab dem Nachmittag jegliche Getränke. Nur morgens bekam der Knabe eine halbe Tasse Kaffee. Trotz bzw. wahrscheinlich gerade wegen des auf ihn ausgeübten Drucks nässte sich der Junge weiter ein. Mit „morgendlichen Schlägen“ versuchte das „Stammpersonal“, den Jungen, „trocken“ zu bekommen, was unter diesen Bedingungen selbstverständlich nicht gelang. Der junge Diakonenschüler nutzte die Abwesenheit der Schwestern während der Sommerferien, um dem „Stammpersonal seine falsche Beurteilung und Behandlung zu beweisen.“ Jochen Twer behandelte den Jungen ganz normal, ließ ihn soviel trinken, wie er wollte, übte keinen Druck auf das Kind aus – und das Bett blieb trocken! Nur als der angehende Diakon dem Knaben einmal mit einer Strafe drohte – hatte dieser doch ein anderes Kind bestohlen –, nässte er wieder ein. Twer hatte für sich den Beweis erbracht, dass nicht das Trinkverhalten und die aufgenommene Flüssigkeitsmenge für das Bettnässen ausschlaggebend waren, sondern dass psychische Ursachen, vor allem Angst vor Strafen, dem Verhalten des Kindes zugrunde lagen. Die Schwestern ließen sich indes nicht beeindrucken oder gar überzeugen. Das erste nasse Bett – unmittelbar nach ihrer Rückkehr – war für sie Grund genug, die „Aussagen [Twers] über die drei Wochen mit den zugehörigen Zahlen [Trinkmenge und Bettnässen] als nicht zutreffend“ zurückzuweisen. Dies hatte u. a. zur Folge, dass dem Jungen das abendliche Getränk, das ihm Twer wie jedem anderen auch hingestellt hatte, von den Diakonissen wieder entzogen wurde.

Bis zum Ende seines Praktikums ging der Diakonenschüler besonders auf diesen Jungen ein. Häufig widmete er sich dem Kind, von dem er bemerkt hatte, dass gerade es „am meisten der Liebe und Geborgenheit“ bedurfte. Trotzdem konnte er nicht verhindern, dass das Kind sich weiterhin einnässte und von den Diakonissen dann entsprechend hart bestraft wurde.

Auf die wiederholten Versuche des Diakonenschülers, eingefahrene und nicht nur nutzlose, sondern in ihrer Brutalität auch menschenverachtende Erziehungspraxen zu verändern, reagierten die Schwestern mit dem stereotypen Hinweis auf ihre langjährige Berufserfahrung. Sie winkten nur ab: „Ach Bruder, sind Sie erst mal so lange hier wie ich [...]“.¹⁹⁹

198 Für das Folgende siehe ebd., S. 5 f.

199 Ebd., S. 2.

5.7.2. Die Schwestern der verschiedenen Mutterhäuser untereinander

Wie war es um die schwesterliche Gemeinschaft bestellt? Neben den Königsberger Schwestern arbeiteten noch Schwestern aus dem Wittener Diakonissenmutterhaus sowie Sarepta-Schwester aus Bethel in Volmarstein. Während die Königsbergerinnen zu den Schwestern aus Bethel, die in einem Anstaltshaus „siechen“ Altdienten, sehr wahrscheinlich keinen oder nur marginalen Kontakt pflegten, waren sie mit ihren Mitschwestern aus Witten schon etwas enger verbunden. Wie geschildert, hatte sich ja das Wittener Mutterhaus in der Anfangszeit um die seelsorgerliche Betreuung der Königsberger Diakonissen gekümmert und sie an ihrem schwesterlichen Gemeinschaftsleben teilhaben lassen.

Auch nach dem Umzug der Leitung des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses von Berlin nach Wetzlar, was die weitere Betreuung durch Witten überflüssig machte, gab es zwischen den Schwestern nach wie vor Kontakt. Da sich nämlich die beiden Mutterhäuser – Witten und Wetzlar – die Arbeit in der Orthopädischen Klinik teilten, waren Absprachen hinsichtlich der gegenseitigen Urlaubs- und Krankheitsvertretungen unabdingbar.

Glaut man dem nachfolgend auszugsweise wiedergegebenen Brief von Schwester *Margarete Otte* (1898 – 1970), einer Schwester aus Witten, so war das Miteinander der verschiedenen Schwesternschaften spannungsreich und problematisch. Die Wittener Diakonisse, seit dem 7. Januar 1952 leitende Schwester der Orthopädischen Klinik,²⁰⁰ beklagte sich 1958 über ihre Mitschwestern aus Königsberg. Zwar ging sie nicht ins Detail, aber ihre Formulierung „keine kleine Zumutung“ lässt doch erhebliche Vorbehalte erahnen:

„So kann ich nicht weiter arbeiten. Meine 6 Jahre in Volmarstein sind notvolle Zeiten gewesen. Es war keine kleine Zumutung, dass wir 1952 anfangen mussten, mit Königsberger Schwestern zu arbeiten, ein Zeitpunkt, an dem m. E. noch manche Möglichkeiten bestanden, denn anderen Häusern konnte weit später noch reichlich geholfen werden. Was in diesen Jahren an Kummer und Sorge getragen worden ist von der Schwesternschaft und auch von mir persönlich, lässt sich niemals schildern.“²⁰¹

200 Schwester Margarete Otte übte diese Funktion bis zum 1. November 1964 aus. Siehe: Mentner, 100 Jahre ESV, S. 143.

201 Schwester Margarete Otte an P. Koetter, 8.4.1958, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus. Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945 – Oktober 1972“.

Schon in früheren Jahren hatte sich Schwester Margarete übrigens über die Königsbergerinnen beschwert. So mussten die Wittener Schwestern 1956 die Urlaubsvertretung für die ostpreußischen Schwestern in der Orthopädischen Klinik übernehmen. Die Wittener Oberin sah ihre Schwestern – zu Recht – zusätzlich belastet und sprach – wenig schmeichelhaft – von einem „Durchziehen“²⁰² der Schwestern aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten.

5.7.3. Schwesterliches Miteinander? Das Verhältnis zwischen Schwester Martha, Schwester Elise und Schwester Jenny

Der Umgang der Schwestern aus Witten und Wetzlar schien spannungsreich gewesen sein. Wie sah nun das Miteinander der Königsbergerinnen und hier vor allem von Schwester Elise, Schwester Martha und Schwester Jenny aus? Da alle drei Frauen derselben Diakonissenschaft angehörten, mag man zunächst ein schwesterliches Verhältnis, zumindest aber eines, das auf gegenseitigem Respekt gründete, vermuten. Pastor Vieter jedenfalls sah im Johanna-Helena-Heim einen „guten Geist“ am Werk. So schrieb er anlässlich der Zuweisung einer neuen Königsberger Schwester an deren Vorsteher 1960:

„Ich bin dessen gewiss, dass sich Schwester Meta [Heinrich] bei dem guten Geist, der hier im Hause herrscht, sehr schnell eingelebt haben wird und dass sie in Gemeinschaft mit den übrigen Schwestern unsere Pflegebefohlenen gut versorgen wird.“²⁰³

Aber herrschte wirklich dieser „guter Geist“ zwischen den Schwestern? Eng war die Bindung zwischen Schwester Martha und Schwester Elise. Wie bereits geschildert, hatten sie in jungen Jahren in Ostpreußen zusammen gearbeitet. Krieg, Internierung und schließlich die jahrelange Lagerhaft in Dänemark hatten sie gemeinsam erlitten und durchgestanden. Auch ihre neue Arbeitsstelle in Volmarstein traten die beiden Schwestern, die nur wenige Lebensjahre trennten, gemeinsam an. An der Entstehung, der Etablierung und dem guten Ruf der neuen Klinik für Gelenk- und Knochentuberkulose hatten sie mit vereinten Kräften mitgewirkt, als Duo hatten sie sich einflussreiche und geachtete Positionen im Anstaltsgefüge erobert. Zu die-

202 Schwester Margarete Otte an P. Koetter, 31.5.1956, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus. Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945 – Oktober 1972“.

203 So Vieter an Kaufmann am 30.12.1960, anlässlich dessen Ankündigung, den Volmarsteiner Anstalten Schwester Meta Heinrich zuzuweisen, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

ser funktionierenden Alltagskooperation trat eine enge Freundschaft der beiden Schwestern. Schwester Elise und Schwester Martha verbrachten ihre Freizeit und – wenn möglich – auch ihre Urlaube miteinander. Häufig richteten sie ihre Anliegen gemeinsam an ihr Mutterhaus, eine trat für die andere ein.²⁰⁴ Erstaunlicherweise sah ihr Mutterhaus diese Entwicklung nicht mit Unbehagen, galten doch in der weiblichen Diakonie „besondere Freundschaftsverhältnisse“ unter Schwestern im Allgemeinen zwar nicht unbedingt als „unschicklich“, aber im Hinblick auf den Zusammenhalt der Schwesterngemeinschaft als reichlich unerwünscht. Im vorliegenden Fall ließ man die Schwestern gewähren, vielleicht wollte das Königsberger Mutterhaus ihrer schweren Vergangenheit und der prekären psychischen Verfassung Schwester Elises Rechnung tragen und verhielt sich deshalb so bemerkenswert großzügig.

Im Guten wie im Schlechten und sogar in Extremsituationen hatte sich dieses „Schwestern-Duo“ also bewährt, es genügte sich selbst und ließ für die Mitschwester von der gegenüber liegenden „Jungenstation“, Schwester Jenny, keinen oder nur wenig Raum. Hinzu kam, wie bereits dargelegt, dass der enorme Altersunterschied den Umgang zwischen den drei Schwestern der „Schulstation“ wohl eher erschwerte, ein Umstand, den das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus durchaus im Blick hatte:

„Aus dem Bericht unserer Kursusschwestern, die Sie ja in Volmarstein besucht haben, entnahm ich mit Freuden, dass Sie freudig in Ihrer dortigen Arbeit stehen, obgleich diese doch wirklich schwer genug ist. Mir ist es auch bewusst, dass die Lebens- und Arbeitsbedingungen in Volmarstein nicht leicht sind, zumal für Sie als einzige jüngere Schwester.“²⁰⁵

Es kann davon ausgegangen werden, dass Schwester Jenny wohl zumeist auf sich allein gestellt war. Eng schloss sie sich an Familie Vietor an und verbrachte dort auch ihre freien Stunden. Zeitvertreib, Anerkennung und Bewunderung schienen ihr ihre Handarbeiten zu bieten, wo sie ein erstaunliches Geschick an den Tag legte. So bestückte die Schwester – trotz ihrer ausgefüllten langen Arbeitstage – über Jahre hinweg den jährlichen Basar im Mutterhaus mit aufwändigen Basteleien. Meistens aber stiftete sie selbst gehäkelte oder gestrickte Säuglingsbekleidung, die regelmäßig das

204 „Eine Sorge plagt mich. Am 2.6.-30.6. fahren 6 unserer Kinder nach Holland ins Landschulheim. Schw. Elfriede [Kehler-Hoffmann] hat unsere Hilfe zur Mitfahrt bestimmt. Sollte in dieser Zeit die Einberufung [gemeint war die Zustimmung zur Kur Schwester Elises] kommen, so steht Schw. Martha ganz alleine da.“ Schwester Elise an Schwester Charlotte, 17.5.1964, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

205 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Jenny, 11.4.1958, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

Entzücken der Käufer und die Bewunderung ihrer Mutterhausleitung hervorrief.²⁰⁶ Mit einem Augenzwinkern sprach das Mutterhaus von der „Zoller-Werkstatt“.²⁰⁷

Zu dem Verhältnis der Schwestern zu ihren auf der Frauen- und „Kindersiechenstation“ tätigen Mitschwestern, kann nur wenig gesagt werden. In der Erinnerung Jochen Twers war zumindest das Verhältnis zwischen „Schulstation“ und „Kindersiechenstation“ von „Rivalität“ geprägt.²⁰⁸ Schwester Elise und Schwester Anna Pawlowski hätten sich häufig „bekeift“.

206 Siehe hierzu verschiedene Postkarten des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses an Schwester Jenny, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

207 Diese Bemerkung findet sich in verschiedenen Briefen des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses an Schwester Jenny, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

208 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

6. Die Lehrerinnen und Lehrer

6.1. Rekrutierung

Dem Mangel an pflegerischem Personal im Johanna-Helene-Heim korrespondierte die durchgehend zu geringe Zahl an Lehrkräften für die „Schulstation“. Schwierig war allein schon die Gewinnung voll qualifizierten Lehrpersonals. Mindestens eine Lehrerin, Erna Schumann, stammte aus der DDR¹ (und hatte Schwierigkeiten, im allgemeinen Schuldienst unterzukommen, weil ihre Ausbildung in Westdeutschland nicht ohne weiteres anerkannt wurde), andere Frauen, wie zum Beispiel das mehrfach erwähnte Fräulein Schröder, die (vorübergehend) im Unterricht eingesetzt wurden, hatten lediglich eine Qualifikation als Kindergärtnerin. Die prekäre Lehrpersonalsituation zeigte sich im Übrigen auch in der Bettenschule der Orthopädischen Klinik. Dort waren „Klagen“ und „Bedenken“ laut geworden, weil die zuständige Lehrkraft, Fräulein *Krämer*, krankheitsbedingt nur zwei Stunden täglich unterrichten konnte.² Die Bewerbung von Fräulein *Christa Lunderstedt*, die neben einem Abschluss als Lehrerin auch über ein heilpädagogisches Examen verfügte, schien zunächst Entlastung für die „Schulstation“ zu versprechen. Aus unbekanntenen Gründen wurde Lunderstedt jedoch nicht als Lehrerin, sondern als Kindergärtnerin angestellt!³

1 48. Jahresbericht für das Jahr 1951, S. 5, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952 – 53“.

2 Niederschrift der Besprechung am 1.3.1955, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1954 – 1957“.

3 Protokoll der Vorstandssitzung am 20.1.1960, o. Bl., Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“.

Auch war der Stellenbesetzungsplan für die „Schulstation“ im Johanna-Helene-Heim zu knapp bemessen. Pro Klasse sollten nur zwölf Kinder unterrichtet werden, aber erst 1960 genehmigte der Regierungspräsident eine vierte Lehrerstelle im Johanna-Helene-Heim als „Hauptlehrerstelle“. Tatsächlich hätte man aber fünf Lehrkräfte benötigt, um bei einer durchschnittlichen Belegung des Johanna-Helene-Heims mit sechzig schulpflichtigen Kindern eine Klassenstärke von zwölf Schülern und Schülerinnen zu realisieren.⁴

Erst mit Ewald Friedrichs, der die Leitung der neuen Oberlinschule versah und mithin für alle schulpflichtigen Kinder zuständig war, kam eine vollqualifizierte Lehrkraft und erstmals ein Mann in die Schulabteilung von Volmarstein. Die Anstalten hatten sich zwar stets bemüht, männliche Lehrer für die „Schulstation“ des Johanna-Helene-Heim zu gewinnen, mussten aber 1960 resigniert feststellen: „Männliche Lehrkräfte sind nicht zu bekommen.“⁵

In den oberen Klassen des Johanna-Helene-Heim unterrichteten in den 1950er und 1960er Jahren die bereits erwähnte Erna Schumann, die der Lehrerin Martha Gerhold, die nach fast 30-jährigem Dienst am 30. August 1951 aus dem Johanna-Helene-Heim ausschied, nachfolgte, sowie Erika Severin.⁶ 1962 unterrichtete phasenweise Frau *Schmidt-Delbrügge*, eine Pfarrwitwe, die Kinder. Die Hauptlast des Unterrichts in den unteren Klassen wurde sowohl in den 1930er, den 1940er und in den vorliegend zu untersuchenden 1950er Jahren von der selber schwer körperbehinderten Gertraude Steiniger getragen.

Ob Steiniger über eine einschlägige Ausbildung als Lehrerin verfügte, kann nicht ganz eindeutig beantwortet werden. Zwar wird sie in den zur Verfügung stehenden Quellen stets als „Lehrerin“⁷ bezeichnet, jedoch berichtete die Zeitschrift für Krüppelfürsorge von ihr als von einer „früheren Hortnerin, die selbst durch ein schweres Leiden stark behindert ist.“⁸ Und auch in der Jubiläumsschrift „50 Jahre Dienst an den Körperbehinderten in Volmarstein“ ist von einer „schwerbehinderten früheren Hortnerin“⁹ die Rede, die sich freiwillig bereit erklärt hatte, die männlichen Patienten der Tuberkulose-Station im Johanna-Helene-Heim „in Laubsäge, Schnitz- und

4 Protokoll der Vorstandssitzung am 24.6.1960, o. Bl., Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“.

5 Niederschrift über die Vorstandssitzung vom 20.11.1960, o. Bl., Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“.

6 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 3.6.1958, Bl. 3 f., Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“.

7 „Als neue Lehrerin eingetreten ist Frl. Gertraude Steiniger, [...]“, siehe: Bericht zur Vorstandssitzung, 4.6.1934, Archiv ESV, Ordner „V 41“.

8 Zeitschrift für Krüppelfürsorge, Heft 7-8, Juli/August 1933, S. 133.

9 50 Jahre Dienst, S. 33.

Bastelarbeiten¹⁰ zu unterweisen. Ausgeschlossen werden kann jedoch nicht, dass Gertraude Steiniger sehr wohl über einen Abschluss als Lehrerin verfügte, zuvor jedoch nur als Hortnerin eine Anstellung gefunden hatte. Jedenfalls hatte Steiniger ihre Arbeit in Volmarstein „in frischer und geschickter Weise“¹¹ begonnen.

Steiniger erkrankte 1959 um die Osterzeit so schwer, dass für sie eine „längere Erholungs- und Kurzeit für nötig erachtet“¹² wurde. Als Vertretung für sie kam *Fräulein Pfitzner*, die die Regierung von Arnberg dem Johanna-Helene-Heim zur Verfügung stellte.¹³ Offenbar hatte sich Steiniger aber nicht erholt, 1961 wurde sie erneut, dieses Mal für ein halbes Jahr wegen „schwerer Erkrankung“,¹⁴ beurlaubt. Zu den Folgen eines Herzinfarkts, den sie zehn Jahre zuvor erlitten hatte, seien, wie Steiniger der Mutter eines Schülers schrieb, „alle Beschwerden“ hinzugekommen, „die eine völlig zerstörte Wirbelsäule verursacht – nicht nur mit Nervenentzündungen in allen Gliedern, sondern auch mit ernsten Schädigungen an allen Organen.“¹⁵ Am 1. November 1961 schied sie schließlich wegen Arbeitsunfähigkeit aus dem Johanna-Helene-Heim und anschließend vollständig aus dem Berufsleben aus.¹⁶ Rückblickend stellte sie fest, dass sie „eher hätte Schluss machen müssen – aber wer kann sich aus einem Dienst lösen, dem er sein Leben verschworen hat?“¹⁷ Der Abschied sei ihr aber dadurch erleichtert worden, dass sich zuletzt in der Volmarsteiner Schule „Neuerungen“ angebahnt hätten, mit denen sie nicht einverstanden war.

Das galt wohl auch für ihre Kollegin und Freundin Erika Severin, die zum 1. April 1962 kündigte.¹⁸ Gertraude Steiniger zufolge verließ Severin Volmarstein, „da unter dem neuen Rektor unsere Arbeit ganz ihr Gesicht verlor. Während es unser Bestreben war, die uns anvertrauten Kinder unter Einsatz all unserer Zeit und Kraft zu dem weitesten Ziel zu fördern, sinkt die Schule jetzt auf Hilfsschulniveau herab.“¹⁹ Die beiden alten Lehrerinnen, die ihr Augenmerk auf die Förderung der begabten

10 48. Jahresbericht, 1951, S. 3.

11 Bericht zur Vorstandssitzung, 4.6.1934, Archiv ESV, Ordner „V 41“.

12 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 2.7.1959, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“.

13 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 2.7.1959, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“. Allerdings schied Fräulein Pfitzner nach kurzer Zeit wieder aus dem Dienst im Johanna-Helene-Heim aus. Mitteilung Wolfgang M., 19.6.2009.

14 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 16.3.1962, Bl. 8, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

15 Dokumentenanhang, Dok. 19.

16 Bericht zur Sitzung des erweiterten Vorstandes am 16.3.1962, Bl. 8, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

17 Dokumentenanhang, Dok. 19.

18 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 2.3.1962, Bl. 3, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1962 – 1964“.

19 Dokumentenanhang, Dok. 20.

Schüler gerichtet und die „Hilfsschüler“ nur als Störfaktor gesehen hatten, waren mit dem heilpädagogischen Konzept der neuen Schulleitung offenkundig nicht einverstanden. Die Anstaltsleitung betrachtete den Verlust der beiden Lehrkräfte dennoch mit großer Sorge, waren doch – laut des „Frequenzplanes für Sonderschulen“²⁰ – für die „Schulstation“ des Johanna-Helenen-Heims sechs und für die Klinikschule insgesamt fünf Lehrkräfte vorgesehen. Seit dem 1. April 1961 standen für beide Schulen aber nur noch vier Lehrkräfte zur Verfügung, insgesamt fehlten also sieben Lehrer bzw. Lehrerinnen! Mit Inge Petri, die in Volmarstein ihr praktisches Jahr zur Sonderschulausbildung absolvieren wollte, konnte zumindest in der Bettenschule der Orthopädischen Klinik die Lehrkräftenot ein wenig gelindert werden.²¹

6.2. Gertraude Steinigers Konzept der „Krüppelschule“

1951 gewährte Gertraude Steiniger in einem Aufsatz mit dem Titel „Krüppelschule und Lehrerpersönlichkeit“²² tiefe Einblicke in ihr Verständnis von der Erziehung, der Beschulung und der Förderung körperbehinderter Kinder. Als ihr Beitrag im „Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte“ erschien, war Gertraude Steiniger bereits seit 17 Jahren Lehrerin im Johanna-Helenen-Heim, 1934²³ war sie nach Volmarstein gekommen. Es kann daher mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden kann, dass sich ihre Ausführungen aus ihrer täglichen, in Volmarstein gesammelten Praxis speisten. Zugleich darf unterstellt werden, dass Steiniger jene pädagogischen Grundsätze darlegte, die für sie auf der „Schulstation“ des Johanna-Helenen-Heims handlungsleitend waren.

20 Ebd. Auch für das Nachfolgende.

21 Kurze Zeit bestand die Aussicht, eine „aus der Ostzone geflüchtete Lehrerin“, die sich noch im Lager Stukenbrock aufhielt, zu verpflichten. Diese Hoffnung zerschlug sich aus unbekanntem Gründen. Siehe: Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 25.5.1961, o. Bl., Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“.

22 Gertraude Steiniger, Krüppelschule und Lehrerpersönlichkeit, in: Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte 1951, S. 75-82. Ihr Beitrag war in verkürzter Form bereits 1948 im „Monatsblatt des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“, 38. Jg., Jan./Feb. 1948, Sonderheft „Krüppelfürsorge“ erschienen.

23 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 2.7.1959, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961, Notizen, Pläne, Reste“. Zuvor war sie offenbar für die Unterrichtung der Kinder auf der Tuberkulosestation des Johanna-Helenen-Heims eingesetzt. Siehe: Zeitschrift für Krüppelfürsorge, Heft 7-8, Juli/August 1933, S. 133.

Steiniger kam zunächst auf die „äußeren Erschwerungen“²⁴ ihrer Unterrichtstätigkeit zu sprechen. Sie klagte über die Überalterung der Klassen: teilweise säßen im 1. und 2. Schuljahr „13- und 14jährige“ vor ihr. Viele Kinder besäßen nur „Hilfsschulniveau“, einige seien gar lernbehindert. Diese Beobachtung bestätigte die Anstaltsleitung:

„Bei allen Berufskonferenzen beschäftigt uns die Tatsache, dass das geistige Niveau der Pfleglinge gegen früher sehr gesunken ist. Das wirkt sich darin aus, dass viele unserer Pfleglinge nicht das Klassenziel erreichen, bzw. nicht bis zur Gesellenprüfung gebracht, sondern höchstens eine Anlernung durchmachen können. Manche erreichen selbst dieses Ziel nicht. Sie müssen nach Hause entlassen oder als Siechenfälle übernommen werden.“²⁵

Beklagenswert sei weiterhin, dass die Schüler und Schülerinnen rasch ermüdeten, so Steiniger, einige zeigten regelrechte „Schwächezustände“. Unter diesen Umständen sei das Abhalten von Unterricht und die Vermittlung von Wissen sehr schwierig. Auch verursachten medizinische Behandlungen und überhaupt ein „häufiges Fehlen“²⁶ der Kinder enorme Fehlzeiten. Daher sei eine regelmäßige Beschulung der Klassen nicht möglich. Die Kontinuität des Unterrichts gänzlich untergrabend seien schließlich die Einschulungen, die, anders als in öffentlichen Schulen, im Johanna-Helene-Heim das ganze Jahr über erfolgten. Als ein weiteres und nicht zu unterschätzendes Hemmnis ihrer Unterrichtstätigkeit galt der Lehrerin das Elternhaus der ihr anvertrauten Kinder. Beim „gesunden“ Kind, so die Lehrerin, legten die Eltern großen Wert darauf, dass ihr Kind etwas lerne. Hausaufgaben würden kontrolliert, Zeugnisse spielten eine bedeutende Rolle, vom Lehrer verhängte Strafen besäßen Gewicht, schlechte Arbeiten fänden „beim Vater die nötige Rüge“.

Anders hingegen sei das Verhalten der Eltern der behinderten Kinder zu bewerten. In diesen Familien seien es „immer nur einzelne Eltern, die wirklich ein gesteigertes Interesse am Fortschritt ihrer Kinder“ besäßen. Die meisten Eltern mit behinderten Kindern empfänden die Schule als eine „zu große Belastung für das

24 Steiniger, Krüppelschule und Lehrerpersönlichkeit, S. 76. Für nachfolgende Zitate und Ausführungen siehe ebd.

25 Jahresbericht zur Vorstandssitzung am 6.5.1953, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „Vorstand 1952–1953“.

26 Steiniger spezifizierte das „häufige Fehlen“ nicht.

„arme und schwache Kind“;²⁷ entsprechend seien die Kinder unterfordert und letztlich verhätschelt worden.

Insbesondere die Schüler und Schülerinnen, die zuvor privat unterrichtet worden seien oder als einziges behindertes Kind eine öffentliche Regelschule besucht hätten, seien mit „durchweg guten“ Zeugnissen nach Volmarstein gekommen. Die tatsächlichen Leistungen seien jedoch in aller Regel „herzlich schlecht“ gewesen. Die schulischen Leistungen der Kinder seien, so Steiniger, nämlich nicht objektiv beurteilt, sondern in Beziehung zu deren Behinderung gesetzt worden: „Dafür, dass es krank ist, geht es.“

Sodann benannte die Lehrerin die „inneren Gegebenheiten“, die ihren Arbeitsalltag prägten. Was war gemeint? Hier ging Steiniger ausschließlich auf die körperlichen Einschränkungen und Behinderungen der Kinder und Jugendlichen ein, die sie nicht nur als eine „körperliche Angelegenheit“, sondern auch als eine seelische wahrnahm, „formte“ doch, so ihre Überzeugung, die Körperbehinderung den Menschen in „bestimmter Weise“, mehr noch: die Behinderung „bestimme das Innere“ des Betroffenen entscheidend.

Des Weiteren ordnete Steiniger spezifischen körperlichen Behinderungen spezifische Charaktereigenschaften zu. So schrieb die Lehrerin Menschen mit *Kinderlähmung* eine „leichte Reizbarkeit“, „auffallende Empfindlichkeit“, „große Ermüdbarkeit“, „Argwohn“ und „leichte sinnliche Erregbarkeit“ zu, während an *Muskelschwund* Erkrankte zwar eine „oft ganz gute Begabung“ besäßen, ansonsten aber „verstockt“, „hinterhältig“ und „widerspenstig“ seien. Kinder, die an *rachitischer Skoliose* litten, seien durchweg „eitel“, hätten „Freude an grellen Farben“, zeigten eine „Aufdringlichkeit in der Gesprächsführung“ sowie „Selbstgefälligkeit“ und „Selbstsicherheit“.

Menschen mit *spastischen Erkrankungen* unterteilte Steiniger in zwei Gruppen. Die eine Gruppe „zeige bei normaler, oft recht guter Intelligenz einen zähen Fleiß, ernstes Arbeiten an den eigenen Leistungen und Streben“, ein Streben allerdings, so Steiniger einschränkend, das „in sehr ausgeprägten Fällen zu ehrgeiziger Überheblichkeit führen“ könne. Auch sei diese Gruppe sehr darum bemüht, „in rein körperlicher Hinsicht“ eine möglichst große Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu erreichen. Dann allerdings gäbe es unter den Spastikern die Gruppe der „besonderen Sorgenkinder“. Diese lernten zwar „verhältnismäßig gut auswendig“, seien aber nicht in der Lage, allgemeines Wissen aufzunehmen, geschweige denn „eigene

27 Steiniger, Krüppelschule und Lehrerpersönlichkeit, S. 77. Steiniger hatte das „arme und kranke Kind“ in Anführungszeichen gesetzt und ironisierte damit die körperlichen Beeinträchtigungen und das mit ihnen eventuell verbundene Leiden des Kindes. Für nachfolgende Zitate siehe ebd.

Denkleistungen“ zu vollbringen. Diese Gruppe, so Steiniger, besitze eine „große Geschwätzigkeit“ und eine „Überschätzung der eigenen Intelligenz“.

Bei Kindern mit *angeborenen Missbildungen* „diagnostizierte“ Steiniger eine Neigung zum „Angebertum“. Auch zeigten sich diese Kinder „gern in der Öffentlichkeit“ und berechneten „oft schlaue ihren Vorteil“.

Nur die Kinder mit *spina bifida* besetzten bei der Lehrerin einen positiven Platz: Diese seien u. a. von „guter Begabung“ und „tiefem Gemüt“, empfänden „Freude am Schönen“, seien „dankbar“, „anhänglich“ und von „tiefem religiösen Empfinden“.

Zwar könne der Behinderte, „an sich arbeiten“, um seine krankheitsbedingte charakterliche Prägung abzumildern, „verleugnen“ aber könne er sie nie. Diese bemerkenswerten Setzungen resultierten nach Steinigers eigenem Bekunden aus ihren persönlichen Beobachtungen und Erlebnissen in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen. Jeder sähe dies, „der lange Zeit mit offenen Augen in der Krüppelarbeit gestanden habe“.

Welche Erziehungsziele formulierte Steiniger und welche Konsequenzen zog sie aus ihren „Praxis-Beobachtungen“ für ihre Tätigkeit als Pädagogin und Lehrerin im Johanna-Helenen-Heim?

Zum einen wollte die Lehrerin dazu beitragen „eine geschlossene, objektiv leistungsfähige und sich selbst lustvoll genießende Persönlichkeit“²⁸ zu formen, zum anderen plädierte sie dafür, dass die Kinder sich in nützlich verbrachter Gemeinschaft aufhalten sollten, um ein „dauerndes reales Wertgefühl [für sich selbst]“ zu entwickeln.

Nur die „Krüppelschule“ sei in der Lage, „jeden einzelnen, ganz abgesehen von seiner Behinderung, einzuspannen in gemeinsame Aufgaben und Leistungen, die für die Gemeinschaft vollbracht werden sollen“²⁹ und weiter: „Wo anders ist so die Möglichkeit gegeben zur Lösung der inneren Konflikte, zur Ausgleichung bestimmter Fehlleistungen, die in der Behinderung liegen, und zum Überkompensieren all des Negativen, das sich aus der Behinderung als solcher ergibt, zum Positiven hin.“

In der „Krüppelschule“ stehe „nicht mehr der einzelne bedauerte, verzärtelte oder auch nicht zu gebrauchende Mensch“ im Mittelpunkt. Da alle einen „Mangel“ besäßen und daher keiner dem anderen ein „Versagen“ vorwerfen könne, könne „man ohne zu kränken uneingeschränkt offen“ sein. „Das Leiden“ sei in der „Krüppelschule“ „ausgeschaltet“, es „interessiere nicht“. So – unter ihresgleichen – lebend und lernend, könnten die Kinder nach der „individualpsychologischen Methode der uneingeschränkten Ermutigung“ erzogen werden.

28 Ebd., S. 78. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

29 Ebd., S. 79. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

Zugleich aber schmälerte Steiniger die Einflussmöglichkeiten der von ihr skizzierten „Krüppelpädagogik“. Auch vermöge diese es nicht, „die Person nach irgendwelchen von außen herangebrachten Idealen zurecht[zu]kneten, sondern muss innerhalb der Spielraumbreite angelegter Selbstbestimmung die wertvollste Vereindeutigung herbeizuführen suchen.“ Mit „Vereindeutigung“ meinte Steiniger die „Arbeit am inneren Menschen“ und „nicht so sehr die Erlangung von gewissen rein schulischen Fertigkeiten“.

Vor allem die Religion und ihre ausführliche theoretische und praktische Vermittlung waren Steiniger die geeigneten Mittel, den behinderten Menschen von seinen, angeblich aus seiner körperlichen Beeinträchtigungen herrührenden negativen Charaktereigenschaften abzubringen bzw. diese zu glätten. Es komme vor allem darauf an, „die eigene Plage von einem andern Standpunkt aus zu sehen“,³⁰ und zu schauen, ob die Plage „einen Auftrag an uns enthält“. Auch plädierte Steiniger dafür, darüber nachzudenken, „ob wir nicht andern eine Plage [mit unserer Plage] sind“. Steiniger forderte also, dass die Bedürftigen sich in ihrem Leiden und ihrer Hilfsbedürftigkeit zurücknehmen sollten. Unbedingt sollten sie „eine andere Einstellung“ zu sich selbst entwickeln, um den anderen, also vor allem den „Gesunden“, „die tägliche Plage“ mit ihnen zu erleichtern.

Körperliche Beeinträchtigungen und damit einhergehende psychische Leiden sollten den Kindern demnach nicht als Entschuldigungsgründe für schulisches oder persönliches Versagen dienen, im Gegenteil, aus dem individuellen Leid sollten persönliche Reife, vor allem aber Selbstverleugnung erwachsen. Da, wo diese Erziehungsgrundsätze unterblieben waren, seien, so die Lehrerin, „missmutige, quertreibende, hetzende, mit unlauteren Geschäften umgehende Querulanten, die unsere Siechenhäuser füllen und leider nur zu oft die guten Elemente mit vergiften“, entstanden. Hier ist zu fragen, ob Steiniger sich die Kritik von Hans Würtz an den konfessionellen Körperbehindertenheimen zu Eigen gemacht hat. Lehnte doch Würtz die konfessionell gebundene Fürsorge rundheraus ab, da diese in erster Linie von „Schonungsmitleid“³¹ geprägt sei, zu weich mit den Kindern und Jugendlichen umgehe und diese daher nicht zu tatkräftigen Individuen erziehe. Vergegenwärtigt man sich aber die Alltagspraxis im Johanna-Helene-Heim, immerhin einer konfessionellen Einrichtung, so kann von „Schonungsmitleid“ bei den Kindern wohl kaum die Rede sein.

30 Steiniger, „Krüppelschule und Lehrerpersönlichkeit“, S. 80. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

31 Oliver Musenberg, Der „Krüppelpädagoge“ Hans Würtz (1875-1958). Ein umstrittener Protagonist der Körperbehindertenpädagogik, in: Zeitschrift für Heilpädagogik, Nr.6/2003, S. 240-246, S. 244 f. Für das Zitat ebd., S. 245.

Die Angleichung des „Krüppels“ an die so genannte „gesunde Gesellschaft“, an deren Maßstäbe, Normen und Werte, sollte eine „gestaltete Persönlichkeit, die die angestrebten Werte lebt“,³² sein – womit sie sich selbst meinte. Alle Kraft und Zeit dieser „Lehrerpersönlichkeit“ sollten in die „Krüppelarbeit“ fließen, auf jeden Fall habe der bzw. die Lehrende den Schülern und Schülerinnen ein Vorbild in jeder Lebensäußerung zu sein.

„Die Aufgabe der Führung der ihm anvertrauten Menschen muss sein Lebensziel und -inhalt sein. Im Religionsunterricht muss er als ein Zeuge der Botschaft und als berufener Kündler vor seinen Kindern stehen. Sein ganzes Leben muss den Zöglingen Vorbild und Verwirklichung des in der Schule Gelehrten sein.“

Da dem Lehrer „jeder Zögling als besondere Aufgabe vor der Seele stehen [solle], den er nach den ihm eigenen Gesetzen bilden“ müsse, benötige er sowohl „allgemeine psychologische Einsichten“ als auch eine „Ahnungsfähigkeit für die Individualität des zu Bildenden“.

Sei die Lehrkraft in ihrem Bemühen erfolgreich, so würde sie aufgrund ihrer „persönlichen Haltung in der Gemeinschaft und um seiner Lebenseinstellung willen“ *geachtet*, um ihres „Wissens und Könnens“ *bewundert* und „um ihrer Gerechtigkeit und um ihrer Unermüdlichkeit willen“ *geliebt* werden. Vergegenwärtigt man sich an dieser Stelle die Erinnerungen der ehemaligen Schüler und Schülerinnen an ihre Lehrerin, dann konnte von Achtung und Liebe für Steiniger keine Rede sein. Bewunderung für ihr vielseitiges Können und ihre – trotz ihrer Behinderung – hohe Leistungsfähigkeit und Ausdauer wurde hingegen schon eher geäußert.

Gefürchtet aber werde eine Lehrkraft, so Steiniger weiter, nur von so genannten „asozialen Typen“. Ob Steiniger an jene körperbehinderten Kinder im Johanna-Helena-Heim dachte, die sich ihren Vorstellungen „einer nützlich verbrachten Gemeinschaft“ nicht unterwarfen und sich nach ihrem Verständnis daher „a-sozial“ verhielten?

Bemerkenswert an diesem Aufsatz war, wie wenig Gertraude Steiniger auf Bildungsinhalte und auf die Vermittlung formaler Qualifikationen, die den Kindern ja den Schritt in ein späteres Berufsleben³³ ermöglichen sollten, einging, steht dies doch in scharfem Kontrast zu ihrem ambitionierten Unterricht. Dagegen betonte sie

32 Steiniger, „Krüppelschule und Lehrerpersönlichkeit“, S. 81. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

33 Auch Steiniger rekurrierte auf das berühmte Diktum Konrad Biesalskis: „Vom Almosenempfänger zum Steuerzahler“, in: ebd., S. 78.

immer wieder die Notwendigkeit einer „inneren Umkehr“ der körperbehinderten Kinder. Die Lehrerin setzte hauptsächlich auf eine so genannte „krüppelspezifische“ sittlich-moralische Erziehung, deren erklärtes Ziel der in sich ruhende, sich mit seinem Los arrangierende, sich in seinen „passiven Beruf“ ergebende, der Gesellschaft nicht zur Last fallende, kurz: der pflegeleichte „Krüppel“ sein sollte.

6.3. Zum Hintergrund: Die „Krüppelseele“ und die „Krüppelseelenpädagogik“ in Deutschland

Steiniger stand in der Tradition von Hans Würtz, einem 1875 geborenen Volksschullehrer, der ab 1914 dem seinerzeit modernsten „Krüppelheim“ des Deutschen Reiches, dem Oskar-Helene-Heim in Berlin, als Verwaltungs- und Erziehungsdirektor vorstand. In Anlehnung an die Individualpsychologie *Alfred Adlers*³⁴ (1870–1937), die psycho-pathologischen Forschungen *Ernst Kretschmers*³⁵ (1888–1964) und die Kriminologie des Mediziners und Anthropologen *Cesare Lombroso*³⁶ (1836–1909) entwickelte Würtz den Begriff der „Krüppelseele“ und an diese anschließend die so genannte „Krüppelpsychologie“ oder auch „Krüppelseelenpädagogik“. Welches waren die Eckpunkte der Würtzschen Theorie? Würtz ging von zwei Prämissen aus.

Erstens unterstellte er den körperbehinderten Menschen von Natur aus ein „Mindervermögen“,³⁷ wohingegen die so genannten „Gesunden“ sich durchweg durch ein „Mehrkönnen“ auszeichneten. *Zweitens*, so Würtz, litten behinderte Menschen stets unter dem Zwang, sich ständig mit den „Gesunden“ zu vergleichen. Dabei entstünden nicht nur Neid auf die „Könnkraft“ der „Gesunden“, sondern auch „verstärkte Selbstfühligkeit, [...] erhöhte Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Misstrauen, Starrheit, ein übersteigertes Selbstgefühl.“ Würtz war also davon überzeugt, dass mit einer körperlichen Beeinträchtigung zwangsläufig eine seelische „Deformation“ einherging.

34 Adler begründete die Individualpsychologie in der Tiefenpsychologie. Die Individualpsychologie sah den Selbsterhaltungstrieb als den Grundtrieb des Menschen an. Adlers Theorie ging von der Annahme aus, dass Menschen mit einer so genannten Organminderwertigkeit diese durch Kompensation bzw. Überkompensation ausgleichen.

35 Kretschmer entwickelte eine Konstitutionspsychologie, in der er Körperbautypen bestimmten Temperamenten zuordnete und einen Zusammenhang zwischen Körperkonstitution und Psyche herstellte.

36 Die von Lombroso entwickelte Kriminologie führte die Ursache von Verbrechen auf erbliche physiopsychische Anomalien des Täters zurück.

37 Folgendes nach Fuchs, „Körperbehinderte“, S. 57 f. Sowie: Hans Würtz, Das Seelenleben des Krüppels, Leipzig 1921; ders., Uwes Sendung, Ein deutsches Erziehungsbuch mit besonderer Berücksichtigung der Krüppel, Leipzig 1914.

Insbesondere die „krüppelseelischen“ Symptome seien es, die die Beziehungen der „Krüppel“ zu der – zur Norm erhobenen – Außengesellschaft beeinträchtigten und erschwerten. Daher sei der „Krüppel“, so Würtz in harschen Worten, „gemeinschaftskrank“. Würtz sollte in zahlreichen Aufsätzen ausführen, dass es zwar nicht möglich sei, den Charakter eines körperbehinderten Menschen grundlegend zu verändern – dafür hätte man ihm, um in der Logik von Würtz zu bleiben, dessen Behinderung nehmen müssen –, allerdings sei es möglich, die „seelischen Sondereigenschaften der Krüppel sittlich auszugleichen“. Dieser „sittliche Ausgleich“ könne aber, so Würtz, nur fernab von der Gesellschaft, nämlich in Anstalten, und unter konsequenter Anwendung der „Krüppelseelenkunde“ realisiert werden. Diese „Theorie“, die den medizinisch-orthopädischen Aspekt der „Krüppelfürsorge“ um den bis dahin noch ausstehenden pädagogisch-psychologischen ergänzte, fand Eingang in das Preußische Krüppelfürsorgegesetz vom 6. Mai 1920:

„Jedes schulfähige Krüppelkind gehört an sich in eine besondere Krüppelschule, in der es unter Berücksichtigung der verschiedenen Gebrechen nach bestimmten Methoden auf Grund der besonderen Krüppelseelenkunde unterrichtet wird.“

Hier wurde also paradoxerweise die Segregation der Körperbehinderten als Mittel ihrer Integration bzw. ihrer Inklusion festgeschrieben, ein Leitsatz, der bis in die jüngste Vergangenheit hinein praktiziert wurde.

„Wille“ und „Gemeinschaft“ waren die zentralen Begriffe bei Würtz. Für die tägliche Praxis im Kinderheim bedeutete dies *erstens*: „Die Behinderung musste durch *Schulung des Willens und des Körpers* überwunden werden.“³⁸ Und *zweitens*: Dem körperbehinderten Kind musste der Sinn für Gemeinschaft „beigebracht“³⁹ werden. Es ging also immer um eine auf „einseitige Anpassung angelegte Eingliederung“⁴⁰ des Körperbehinderten an die so genannte „gesunde“ Gesellschaft.

Lenkt man den Blick an dieser Stelle ins Johanna-Helene-Heim, sieht man diese beiden Forderungen tagtäglich umgesetzt. So berichten die ehemaligen Schülerinnen und Schüler übereinstimmend von der eisernen Disziplin und dem rigorosen Willen, mit dem Steiniger schulische und musikalische Leistungen von ihnen abforderte. Allerdings wurde eingeräumt, dass Steiniger sich gerade im künstlerischen, musischen und handwerklichen Bereich sehr engagierte, also etwa wenn sie Noten kopierte, Lieder und Theaterstücke einübte, Instrumente anschaffte, Geigenunter-

38 Osten, Modellanstalt, S. 151.

39 Ebd.

40 Fuchs, „Körperbehinderte“, S. 59.

richt gab – diesen allerdings nur für Auserwählte. Versagten die Kinder aber oder verweigerten sie die von ihnen geforderte Leistung, so ging Steiniger – wie bereits geschildert – mit Härte und Rücksichtslosigkeit gegen die „störrischen“ Kinder vor.

Es mag sein, dass Steiniger sich selbst als Vorbild und ihr Schicksal als Bestätigung des Würtzchen Credos sah: Sie, die sich – „eingezwängt in einen Schienenapparat von den Füßen bis zur Brust“⁴¹ – nur mühsam an zwei Handkrücken fortbewegen konnte, hatte es bis zur Lehrerin gebracht und war der Beweis, dass – selbst mit einer schweren Behinderung – der Schritt zum nützlichen Glied der Gesellschaft zu machen war, vorausgesetzt er geschah mit eisernem Willen, äußerster Disziplin, Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst. Einem ihrer Lieblingsschüler, dessen Leistungen nachgelassen hatten, weil er sich nach Hause sehnte, redete Steiniger ins Gewissen, „dass wir Behinderten alle einmal durch dieses Heimweh und auch durch dieses ‚Nicht-mehr-können‘ und ‚Nicht-mehr-wollen‘ hindurch müssten, und dass es sich auf das Ganze des Lebens bitter rächte, wenn man der augenblicklichen Schwäche so nachgäbe.“⁴²

Auch die Herstellung einer von Würtz postulierten „Gemeinschaftsfähigkeit“ wurde im Johanna-Helene-Heim durchaus praktiziert. Hans Würtz hatte im Oskar-Helene-Heim so genannte „Pflichtgruppen“ eingeführt, die die Böden fegen, staubwischen und abtrocknen sowie ihren kränkeren Kameraden beim An- und Auskleiden, beim Baden, beim Toilettengang usw. helfen sollten.⁴³ Auch im Johanna-Helene-Heim mussten die Kinder einander behilflich sein. Aber dort nahm die eingeforderte gegenseitige Hilfestellung Züge der körperlichen und seelischen Überforderung, der Disziplinierung, der Strafe und nicht zuletzt der Demütigung und Bloßstellung der Betroffenen an.

Nur wenige Stimmen erhoben sich zeitgenössisch gegen die Ausführungen von Würtz, der sich auch nicht gescheut hatte, 1932 ein bebildertes Kompendium mit berühmten „Wuchskrüppeln“, „Andeutungskrüppeln“ und „Hässlichkeitskrüppeln“ vorzulegen, in das übrigens auch *Joseph Goebbels* (1897 – 1945) Eingang fand.⁴⁴ Die Gegenpositionen etwa von *Otto Perl*⁴⁵ oder *Maria Gruhl* (1881 – 1929),⁴⁶ die die Ge-

41 Wolfgang M., Lebenserinnerungen.

42 Dokumentenanhang, Dok. 9.

43 Auch sollten sich die Kinder untereinander kleine Geschenke machen: Hans Würtz, Ein Beitrag zur Begründung der Krüppelpsychologie, in: Zeitschrift für Krüppelpflege 1914, S. 16-42, S. 29.

44 Hans Würtz, Zerbrecht die Krücken, Leipzig 1932, S. 88, S. 101.

45 Otto Perl gründete 1919 in Berlin-Zehlendorf die erste Selbsthilfeorganisation körperbehinderter Menschen in Deutschland, den „Bund zur Förderung der Selbsthilfe der körperlich Behinderten e. V.“ („Perl-Bund“). Siehe hierzu ausführlich, Fuchs, „Körperbehinderte“, S. 69-86.

46 Gruhl war die einzige Frau unter den Gründungsmitgliedern des „Perl-Bundes“. Es verwundert, dass Steiniger sich Hans Würtz und nicht die als Lehrerin arbeitende Maria Gruhl zum Vorbild nahm. Gruhl war ohne Füße geboren worden, besuchte aber gleichwohl eine öffentliche Schule.

dankengänge von Würtz als vorwissenschaftlich, die Betroffenen stigmatisierend und degradierend kritisierten, blieben weitgehend ungehört, was vor dem damaligen „Hintergrund verbreiteter sozialdarwinistischer und rassenhygienisch geprägter Vorstellungen innerhalb der Gesellschaft und auf Grund fehlender alternativer wissenschaftlicher Theorien“⁴⁷ nicht weiter verwunderlich war.

Hans Würtz äußerte sich – wie dargelegt – negativ und abfällig, aber eher allgemein über die vermeintlichen Charaktereigenschaften körperbehinderter Kinder. Er schaute sich die Kinder nicht in ihrem Gewordensein an, Herkunftsfamilien und Lebensumstände der Kinder interessierten ihn nicht, da er allein eine monokausale Verknüpfung zwischen körperlicher Behinderung und psychischer Disposition wirken sah. Folgerichtig spielten auch die Bezugspersonen im Heim, ihr Verhalten und ihr Handeln an den Zöglingen keine Rolle – was Lehrer, Ärzte und Schwestern in gewisser Weise von ihrer Verantwortung freisprach. Und nicht zuletzt verschwanden hinter dieser Auffassung die Kinder mit ihrer Individualität und ihren Potenzialen.

Ihre Eltern hatten großen Wert darauf gelegt, sie wie ein „normales“ Kind zu erziehen. 1901 legte Maria Gruhl ihre Lehrerinnenprüfung, 1907 schließlich ihre Prüfung zur Oberlehrerin ab. Ab 1911 unterrichtete sie im städtischen Charlottenlyzeum in Berlin und damit in der Schule, die sie selbst einst besucht hatte. Gruhl lehnte die Sonderbeschulung von körperbehinderten Kindern ab. In den Anstalten sah sie von der Gesellschaft abgekoppelte Orte der Verwahrung, die die Gefahr einer „geistigen und seelischen Verkümmerng“ der Schüler und Schülerinnen in sich bargen. Siehe: Fuchs, „Körperbehinderte“, S. 76.

47 Ebd., S. 48.

7. Dr. Alfred Katthagen: zwischen Bekennender Kirche und Eugenik

1985 brachte Dr. Alfred Katthagen unter dem Titel „Eine deutsche Passion in der Hitlerzeit“ seine Erinnerungen an den Jugendfreund *Kurt Gerstein* (1905–1945) zu Papier.¹ Die kleine Schrift, die dem ehrenden Gedenken des „Spions Gottes“² gewidmet war, liefert manchen Hinweis auf Katthagens eigene Biographie und enthält auch Auszüge seiner Tagebücher aus den Jahren 1933 bis 1940. Indem er den Weg Gersteins in den Widerstand nachzeichnete, schilderte Katthagen auch seine eigene Prägung durch die evangelische Jugendbewegung und ihren Widerstand gegen die Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Staatsjugend. Ob Katthagen durch die Parallelisierung der beiden Lebensläufe bewusst oder unbewusst versuchte, auch seinem eigenen Lebensweg im „Dritten Reich“ eine rechtfertigende Deutung zu geben, muss offen bleiben. Jedenfalls zeigt sich auch in seiner Biographie eine

1 Alfred Katthagen, *Kurt Gerstein. Eine deutsche Passion in der Hitlerzeit*, Wetter 1985.

2 So die Formulierung von Pierre Joffroy, *Der Spion Gottes. Die Passion des Kurt Gerstein*, Stuttgart 1972 (frz. Originalausgabe Paris 1971, erweiterte Neuauflage: *Der Spion Gottes. Kurt Gerstein – ein SS-Offizier im Widerstand?*, Berlin 1995); Saul Friedländer, *Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten*, Gütersloh 1968; Bernd Hey, *Kurt Gerstein im Widerstand. Versuch einer Positionsbestimmung*, in: *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 93 (1999), S. 229–240; Peter Steinbach, *Kurt Gerstein. Der Einzeltäter im Dilemma des exemplarischen Handelns*, in: *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 91 (1997), S. 183–197; Jürgen Schäfer, *Kurt Gerstein – Augenzeuge des Holocaust. Ein Leben zwischen Bibelkreisen und SS*, Bielefeld 1999; Bernd Hey/Matthias Rickling/Kerstin Stockhecke, *Kurt Gerstein (1905–1945). Widerstand in SS-Uniform*, Bielefeld 2003,⁴2010. Literarisch wurde Kurt Gerstein von Rolf Hochhuth, *Der Stellvertreter*, Hamburg 1963, verarbeitet.

scheinbar unauflösliche Spannung, eine „Zwiespältigkeit des Guten“: Einerseits hielt er sich zur Bekennenden Kirche und stand in innerer Distanz zur Kirchen- und Jugendpolitik im Staat Hitlers, andererseits war er, wie seine Dissertation zeigt, ein überzeugter Anhänger der Eugenik und der nationalsozialistischen Erbgesundheitspolitik.

7.1. Alfred Katthagen und der Bund Deutscher Bibelkreise

Alfred Katthagen wurde 1915 als Sohn des technischen Oberinspektors *Ernst Katthagen* und seiner Frau *Paula* in Hagen geboren. Nach dem Besuch der evangelischen Volksschule wechselte er 1927 auf die städtische Oberrealschule mit Reformgymnasium zu Hagen.³ Als Schüler war Katthagen Mitglied im Bund Deutscher Bibelkreise (BK).⁴ Er nahm an Bibelstunden, Zeltlagern und Freizeiten im Evangelischen Landheim Berchum der westfälischen inneren Mission teil, häufig unter der Leitung von Kurt Gerstein, der damals der Reichsleitung des Bundes angehörte. In seinen Erinnerungen an Gerstein erwähnt Katthagen eine Freizeit in Berchum, auf der Gerstein mit den Teilnehmern *Alfred Rosenbergs* (1893–1946) „Mythus des XX. Jahrhunderts“ intensiv durcharbeitete und „den unchristlichen Geist dieses ‚deutsch-germanisch-gottgläubigen‘ Buches“⁵ herausstellte. An der Seite Kurt Gersteins und seines Veters *Dieter Gerstein*, Obmann des Deutschen Bibelkreises Hagen-Eilpe, gehörte Katthagen der Hagener Abordnung an, die zu Pfingsten 1933 zum „Reichslager“ der Bundes Deutscher Jugendkreise in der Senne fuhr und Pastor *Fritz v. Bodelschwingh* (1877–1946), der am 27. Mai 1933 von den Vertretern der Landeskirchen gegen den Kandidaten der Deutschen Christen an die Spitze der zu schaffenden evangelischen Reichskirche gewählt wurde, die Ehre erwies. Ausführlich zitiert Katthagen seine Tagebuchnotizen vom 15. Februar 1934: Zwei Tage zuvor hatten die vier „Jungenschaften“ Eilpe, Hagen, Haspe und Gevelsberg in Anwesenheit des Reichswartes der Schülerbibelkreise, Pastor *Udo Smidt* (1900–1978), und Kurt Gersteins feierlich ihre Fahnen verbrannt und damit ihre Selbstauflösung besiegelt, um der Eingliederung in die Hitlerjugend zu entgehen.⁶ Katthagen nahm – nach eigenem Bekunden – an

3 Biographische Daten und Zitate nach dem Lebenslauf in Alfred Katthagen, Die Geschichte der Unfruchtbarmachung, med. Diss. Medizinische Akademie Düsseldorf 1943, Anhang. Vgl. auch „Waldmannshausen im Westerwald. Überblick über die Geschichte des Ortes und seiner Besitzer“, Jahresarbeit des Oberprimaners Alfred Katthagen, Klasse O. I RG, <http://www.waldmannshausen.de>.

4 Dazu auch – neben Schäfer, Kurt Gerstein – Reinhard Gädeke, „Es klingt ein Ruf ...“. Zur Geschichte der Schülerbibelkreise Westfalens, Wetter 1983.

5 Katthagen, Gerstein, S. 6 f.

6 Ebd., S. 9 f. Vgl. Schäfer, Kurt Gerstein, S. 75-77.

dem von 25.000 Menschen besuchten rheinisch-westfälischen Gemeindetag „Unter dem Wort“ am 18. März 1934, wenige Tage nach der Auflösung der westfälischen Provinzialsynode und dem Zusammentritt der ersten westfälischen Bekenntnissynode, in der Dortmunder Westfalenhalle teil, fuhr zur Ersten Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche in Barmen am 29.-31. Mai 1934 und war auch bei der Vertrauensmännertagung der Bekennenden Kirche in Barmen am 5. Februar 1935 anwesend, wo *Karl Barth* (1886 – 1968) predigte.⁷

Ostern 1936 legte Katthagen die Reifeprüfung ab. Seine Überlegungen hinsichtlich seiner zukünftigen Berufswahl seien, so schreibt er rückblickend, maßgeblich von Kurt Gerstein beeinflusst worden:

„Welchen Beruf sollte ich wählen? Vom Studium der Theologie war ich abgekommen, weil ich selbst fand, dass ich zum Pfarrer nicht geboren war. Ich kämpfte mit mir, ob ich nicht Philologe werden sollte mit den Fächern Germanistik, Geschichte und Religionswissenschaften. In mehreren langen Gesprächen riet mir damals Kurt Gerstein, Medizin zu studieren, um Kinderarzt zu werden.“⁸

Nach dem Reichsarbeitsdienst trat Katthagen „als Freiwilliger“⁹ in die neu gegründete Wehrmacht ein. Im März 1938 wurde er als Unteroffizier und Reserveoffiziersanwärter aus dem Wehrdienst entlassen und begann ein Medizinstudium. Katthagen nahm auch weiterhin an Freizeiten in Berchum teil.¹⁰ Zum Jahreswechsel 1938/39 traf er auf einer solchen Freizeit letztmals mit Kurt Gerstein zusammen – dieser habe, so Katthagen, von seinen Erlebnissen im Polizeigefängnis Welzheim bei Stuttgart erzählt, wo er im Juli/August 1938 in „Schutzhaft“ gesessen hatte.¹¹

Die vorklinischen Semester absolvierte Katthagen an den Universitäten Bonn und Berlin, wo er im Januar 1940 die ärztliche Vorprüfung bestand. Nach je einem klinischen Semester in Berlin, Düsseldorf und Prag kehrte er zum Sommersemester

7 Katthagen, Gerstein, S. 8, S. 11. Vgl. allg. Wilhelm Niemöller, *Bekennende Kirche in Westfalen*, Bielefeld 1952, bes. S. 103-106; Bernd Hey, *Die Kirchenprovinz Westfalen 1933-1945*, Bielefeld 1974; Kurt Meier, *Der Evangelische Kirchenkampf*, Bd. 1: *Der Kampf um die „Reichskirche“*, Göttingen 1976, bes. S. 307-315; Klaus Scholder, *Die Kirchen und das Dritte Reich*, Bd. 2: *Das Jahr der Ernüchterung 1934*, Barmen und Rom, München 2000, bes. S. 205-230.

8 Katthagen, Gerstein, S. 12.

9 Lebenslauf in Katthagen, *Geschichte*, Anhang. In Katthagen, Gerstein, S. 12, heißt es, Katthagen habe zwei Jahre lang seine „Dienstpflicht als Arbeitsdienstmann und Wehrpflichtiger“ abgeleistet.

10 In Gädeke, Ruf, Anhang, findet sich ein Photo Alfred Katthagens von der B.K.-Freizeit in Zingst im Jahre 1937.

11 Katthagen, Gerstein, S. 5, S. 14. Katthagen spricht hier vom KZ Welzheim.

1941 zur Beendigung seines Studiums nach Düsseldorf zurück. Das klinische Studium hatte er zweimal unterbrechen müssen – im Juni 1940 wurde er erstmals wieder zur Wehrmacht einberufen und diente zwei Monate lang in Frankreich, im Juli 1941 wurde er für drei Monate zum „Ostfeldzug“ abkommandiert.¹² Er arbeitete dort, wie er in seiner Schrift zu Kurt Gerstein schreibt, „in einem Fleckfieberlazarett“ und „später als Truppenarzt bei der Infanterie in dem fleckfieberverseuchten Gebiet südlich Smolensk“.¹³

7.2. „Die Geschichte der Unfruchtbarmachung“.

Alfred Katthagen und die NS-Erbgesundheitspolitik

Wohl im Januar 1943¹⁴ wurde Katthagens Dissertation über „Die Geschichte der Unfruchtbarmachung“ am Institut für Geschichte der Medizin an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf angenommen. Betreut und begutachtet wurde die Arbeit von dem Dozenten und Institutsdirektor Dr. med. Dr. phil. *Joseph Schumacher* (* 1902).¹⁵

Die für eine medizinische Dissertation der damaligen Zeit recht umfangreiche Arbeit¹⁶ gibt zunächst einen Überblick zur Kulturgeschichte der Kastration von der antiken Mythologie über die „Kastratensänger“ des Vatikans, die „Eunuchen“ an orientalischen Höfen, die russische Sekte der Skopzen, den entmannten *Abaelard* (1079 – 1142) und das altisländische Recht zur Kastration von Bettlern bis hin zur Verstümmelung des Kriegsgegners – zu dem letzten Punkt meinte Katthagen einen eigenständigen Beitrag beisteuern zu können:

12 Lebenslauf in Katthagen, Geschichte, Anhang.

13 Katthagen, Gerstein, S. 17.

14 Auf der Dissertation selbst findet sich kein Abgabedatum. Das Titelblatt trägt jedoch den handschriftlichen Vermerk „7.1.43“. In den verfügbaren Online-Datenbanken wird als Erscheinungsjahr entweder 1943 oder o.J. [1942] vermerkt.

15 Danksagung in Katthagen, Geschichte, Anhang. Wie aus dem Nachlass Schumachers im Universitätsarchiv der Heinrich-Heine-Universität hervorgeht, betreute er zu dieser Zeit zumeist Dissertationen, die sich mit der Medizin in der Antike befassten (<http://www.archiv.uni-duesseldorf.de/home/bestaende/nachlaesse/schu>). Die Annahme eines Dissertationsthemas mit derart aktuellem Bezug war insofern bemerkenswert. Vgl. allg.: Michael G. Esch/Kerstin Griese/Frank Sparing/Wolfgang Woelk (Hgg.), Die Medizinische Akademie Düsseldorf im Nationalsozialismus, Essen 1997, insbesondere die Beiträge von Micha Felber, „Zur Lage der Studierenden an der Medizinischen Akademie Düsseldorf im Nationalsozialismus“, S. 86-112, und von Michael G. Esch, „Die Umsetzung des ‚Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses‘ in Düsseldorf und die Rolle der ‚Medizinischen Akademie‘“, S. 199-227. Auf das Institut für Geschichte der Medizin geht dieser Sammelband leider nicht ein.

16 Sie umfasst 125 Blatt.

„Im augenblicklich noch tobenden Russlandfeldzug wurde mir selbst an Ort und Stelle von zurückkommenden Verwundeten berichtet, dass gefallenen deutschen Soldaten von russischen Untermenschen die Augen ausgestochen, die Hoden und Penis abgeschnitten worden waren.“¹⁷

Es folgt sodann eine gerafft Darstellung zur Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene. Die Befunde der von ihm referierten genealogischen Studien fasst Katthagen zustimmend folgendermaßen zusammen:

„Eine notwendige Folge der ungehinderten Fortpflanzungsmöglichkeit der Erbkranken ist auf der einen Seite die Überschwemmung der Erde mit Minderwertigen und Verbrechern, auf der anderen Seite aber eine unnatürlich hohe und ungesunde wirtschaftliche Beanspruchung der arbeitenden gesunden Bevölkerung, welche diese Masse der Asozialen und Degenerierten ernähren und unterhalten muss.“¹⁸

Ausführlich stellt Katthagen die eugenischen Bestrebungen und insbesondere die eugenische Sterilisierungsgesetzgebung in den USA, Kanada, Australien, Mexiko, Panama, Argentinien, Japan, der Schweiz, Dänemark, Island, Norwegen, Schweden, Finnland, Estland, Großbritannien, Frankreich, Italien, Portugal, Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei, den Niederlanden, Österreich und Griechenland bis zum Ende der 1930er Jahre vor.

Keinen Zweifel lässt Katthagen an der Führungsrolle Deutschlands,¹⁹ insbesondere des nationalsozialistischen Deutschlands, innerhalb der internationalen eugenischen Bewegung. Erst *Adolf Hitler* (1889–1945)²⁰ und die Nationalsozialisten

17 Katthagen, *Geschichte*, S. 7.

18 Ebd., S. 34. Katthagen beruft sich zum einen auf die klassischen genealogischen Studien zu den *Jukes* und zur *Kallikak Family* aus den USA. Vgl. Robert Dugdale, *The Jukes. A Study in Crime, Pauperism, and Heredity*, New York 1910; Henry Goddard, *The Kallikak Family. A Study in the Heredity of Feeble-mindedness*, New York 1912. Zum anderen führte Katthagen eine Arbeit zum Raum Düsseldorf an: Manfred Fränkel, *Unfruchtbarmachung durch Röntgenstrahlen bei Verbrechern und Geisteskranken*, Berlin o. J. [1914]. Vgl. allg. zur Bedeutung der Genealogie in der Eugenik: Hans-Walter Schmuhl, *Familiengeheimnisse. Genealogie, Rassenforschung und Politik in Deutschland, 1890–1939*, in: Olaf Hartung/Katja Köhr (Hgg.), *Geschichte und Geschichtsvermittlung. Festschrift für Karl Heinrich Pohl*, Bielefeld 2008, S. 71–84.

19 Katthagen geht auch auf die Eugenik/Rassenhygiene in Deutschland vor und abseits des Nationalsozialismus ein, etwa auf den Sozialhygieniker *Alfred Grotjahn* (1869–1931), ohne indessen darauf hinzuweisen, dass Grotjahn der führende Gesundheitsexperte der SPD war. Katthagen, *Geschichte*, S. 92.

20 Zustimmend zitiert Katthagen in diesem Zusammenhang aus „*Mein Kampf*“. Katthagen, *Geschichte*, S. 35.

hätten wirksam Abhilfe geschaffen: „Wie auf allen Gebieten, so war man auch hier entschlossen, den eugenischen Forderungen in aller Konsequenz im Interesse der Volksgesundung zu ihrem Recht zu verhelfen.“²¹ Bereits einleitend stellt Katthagen fest: „Die rassenhygienischen Maßnahmen [...], wie sie uns vor allem in der modernen deutschen Gesetzgebung entgegentreten“, seien „von hohem ethischen Wert, sie sind ein Akt der Menschlichkeit, des Verantwortungsbewusstseins den kommenden und gegenwärtigen Generationen gegenüber.“²² Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN) werde im internationalen Vergleich „den eugenischen Forderungen am ehesten gerecht [...] Man hat bei uns in weiser Voraussicht das Übel an der Wurzel erfasst, aus der klaren Erkenntnis heraus, dass häufig die harte Maßnahme bei der Ausrottung eines Übels auch die humanste ist.“²³

Auf die Umsetzung des GzVeN geht Katthagen kaum ein. Unter Berufung auf *Otmar Frhr. von Verschuer* (1896–1969) teilt er mit, dass in den ersten beiden Jahren nach dem Inkrafttreten des Gesetzes etwa 100.000 Sterilisationen durchgeführt worden waren²⁴ (am Ende sollten es etwa 400.000 sein).

Bis zu diesem Punkt ist die Dissertation Katthagens im Wesentlichen eine Kompilation aus der damals vorliegenden Literatur zur eugenischen Sterilisation.²⁵ Eine eigenständige Argumentation entwickelt er erst am Ende der Arbeit, als er die Stellung der Kirchen zur eugenisch indizierten Sterilisierung diskutiert. Scharf wendet er sich gegen die katholische Kirche, die sich mit der päpstlichen Enzyklika „*Casti Connubii*“ vom 31. Dezember 1930 „zum erklärten Feind der Sterilisationen aus eugenischer Indikation gemacht“²⁶ habe. Durch die Enzyklika würden „die Katholiken zweifellos in einen Gewissenskonflikt gebracht, wenn sie es nicht vorziehen, sich mit den gesetzlichen Gegebenheiten abzufinden und den berechtigten Forderungen des

21 Ebd., S. 104.

22 Ebd., S. 3.

23 Ebd., S. 104 f.

24 Ebd., S. 106 (unter Berufung auf: Otmar Frhr. v. Verschuer, *Rassenhygiene als Wissenschaft und Staatsaufgabe*, in: *Der Erbarzt* 2 (1936), S. 17-19).

25 Die damals vorliegende einschlägige Literatur wird nahezu vollständig rezipiert – mit zwei bezeichnenden Ausnahmen: Jenny Blasbalg, *Ausländische und deutsche Gesetze und Gesetzentwürfe über Unfruchtbarmachung*, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 52 (1932), S. 477-496; Ludwig Binswanger/Stavros Zurukzoglu (Hgg.), *Verhütung erbkranken Nachwuchses. Eine kritische Betrachtung und Würdigung*, Basel 1938. Dem Berner Bakteriologen *Stavros Zurukzoglu* wurde von deutschen Rassenhygienikern und schweizerischen Eugenikern unterstellt, er sei „ein ganz übler Volljude“. Zit. n. Hans Jakob Ritter, *Psychiatrie und Eugenik. Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie, 1850–1950*, Zürich 2009, S. 233.

26 Katthagen, *Geschichte*, S. 108. Dazu grundlegend: Ingrid Richter, *Katholizismus und Eugenik in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Zwischen Sittlichkeitsreform und Rassenhygiene*, Paderborn 2001, S. 257-287.

Staates Genüge zu leisten.“ Noch einmal weist Katthagen an dieser Stelle auf die mit Billigung des Vatikans entmannten „Sängerkastraten“ hin, um die Doppelmoral des Papstes anzuklagen. Katthagen arbeitet – u. a. unter Bezug auf *Hermann Muckermann* (1877 – 1962), den führenden katholischen Eugeniker der Weimarer Republik, der im „Dritten Reich“ kaltgestellt worden war²⁷ – heraus, dass die Positionen innerhalb des katholischen Deutschlands nicht eindeutig waren. Sogar Erzbischof *Conrad Gröbers* (1872 – 1948) „Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen“ aus dem Jahr 1937 wird zitiert – dort wurde zwar die eugenische Sterilisation unter Berufung auf die päpstliche Enzyklika abgelehnt, die „eugenische Erziehung und Anstaltsbewahrung unter gleichzeitiger Trennung der Geschlechter“²⁸ aber befürwortet. Katthagen resümiert:

„Der nationalsozialistische Staat, der in Notwehr handelnd die eugenischen Gesetze erlassen hat, um das Volk vor dem endgültigen erbbiologischen Untergang zu retten und das Lebensniveau der Erbgesunden wieder auf eine natürliche Höhe zu bringen, kann sich mit der Haltung der katholischen Kirche der eugenischen Unfruchtbarmachung gegenüber nicht zufrieden geben. [...] Das nationalsozialistische Deutschland sieht in dieser Entscheidung [der Enzyklika „*Casti Connubii*“] einen unberechtigten und jeglichen Vernunft [sic] entbehrenden Eingriff in rein staatliche Interessen. Deutschland folgt den bevölkerungspolitischen Notwendigkeiten und nicht den unberechtigten Weisungen Roms.“²⁹

Demgegenüber verweist Katthagen auf die Positionen innerhalb des protestantischen Deutschlands, die zeigten, „dass sich die eugenischen Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates sehr wohl mit christlichen Grundsätzen vereinbaren lassen.“³⁰ Ausführlich zitiert Katthagen aus der „Ethik“ (1927) des evangelischen Theologen *Alfred Dedo Müller* (1890 – 1972).³¹ Es fällt auf, dass Katthagen auf evangelischer Seite nicht auf die Schriften von *Hans Harmsen* (1899 – 1989) und die Aktivitäten der 1931

27 Katthagen, *Geschichte*, S. 110-113. Vgl. Richter, *Katholizismus*, S. 314-320; Hans-Walter Schmuhl, *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, 1927 – 1945*, Göttingen 2005, S. 166-173.

28 Katthagen, *Geschichte*, S. 114. Zu Gröbers ambivalenter Haltung zur Eugenik und zum GzVeN vgl. Richter, *Katholizismus*, S. 394-397, S. 402-404, S. 459, S. 522.

29 Katthagen, *Geschichte*, S. 114.

30 Ebd.

31 Alfred Dedo Müller, *Ethik. Der evangelische Weg zur Verwirklichung des Guten*, Berlin 1927.

gegründeten „Evangelischen Fachkonferenz für Eugenik“ eingeht.³² Die einzige andere Arbeit aus dem evangelischen Umfeld, auf die Katthagen in seiner Dissertation Bezug nimmt, ist *Wolfgang Stroothenkes* „Erbpflege und Christentum“ (1940), wobei er mit keinem Wort erwähnt, dass dieses Buch zu den ganz wenigen Publikationen aus dem Bereich der evangelischen Theologie gehörte, die offen für die Tötung missgebildeter Neugeborener eintrat.³³

Am Ende seiner Qualifikationsarbeit zitiert Katthagen ausführlich aus der Broschüre „Germany Must Perish“³⁴ des „in Amerika lebende[n] Jude[n] Theodore Nathan Kaufmann [sic]“.³⁵ In diesem – von *Theodore Newman Kaufman* (1910–1980), dem Gründer einer ominösen „American Federation of Peace“ im Selbstverlag herausgegebenen – Pamphlet war ein Plan entwickelt worden, nach dem Sieg der Alliierten die deutsche Bevölkerung zwangsweise einem gigantischen Sterilisationsprogramm zu unterwerfen, um es auf diese Weise „auszulöschen“ – ein Programm, so Katthagen, „das in dieser Art wohl nur von einem rachelüsternen Judenhirn ausgedacht werden kann.“³⁶ Kaufman und seine Publikation waren in den USA kaum beachtet worden, von der nationalsozialistischen Propaganda wurde der „Kaufman-Plan“ hingegen auf Geheiß von Joseph Goebbels in großem Stil ausgeschlachtet. *Wolfgang Diewerge*, Ministerialrat im Reichspropagandaministerium, gab im September 1941 die Übersetzung von Teilen des Pamphlets unter dem Titel „Das Kriegsziel der Weltplutokratie. Dokumentarische Veröffentlichung zu dem Buch des Präsidenten der amerikanischen Friedensgesellschaft Theodore Nathan Kaufman ‚Deutschland muss sterben‘ (‚Germany must perish‘)“³⁷ in Millionenaufgabe heraus. Mit einem seitenlangen Zitat aus dieser Propagandaschrift schloss Katthagen seine Dissertation ab. Ob er dies mit Rücksicht auf politische Stellen, auf

32 Vgl. Jochen-Christoph Kaiser, Innere Mission und Rassenhygiene. Zur Diskussion im Centralausschuss für Innere Mission 1930–1938, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 55 (1986), S. 197–217; Sabine Schleiermacher, Sozialethik im Spannungsfeld von Sozial- und Rassenhygiene. Der Mediziner Hans Harmsen im Centralausschuss für die Innere Mission, Husum 1998; Hans-Walter Schmuhl, Evangelische Krankenhäuser und die Herausforderung der Moderne. 75 Jahre Deutscher Evangelischer Krankenhausverband (1926–2001), Leipzig 2003², S. 31–33, S. 63–70, S. 105–107.

33 Wolfgang Stroothenke, *Erbpflege und Christentum*, Leipzig 1940. Überhaupt sparte Katthagen das Thema „Euthanasie“ völlig aus. Man darf wohl mit aller Vorsicht annehmen, dass er – wie weite Kreise des protestantischen Deutschlands – die eugenische Sterilisierung befürwortete, die „Euthanasie“ an sich und auch die „Aktion T4“, den Massenmord an etwa 70.000 psychisch kranken und geistig behinderten Menschen von Januar 1940 bis August 1941, jedoch ablehnte.

34 Newark, N. J. 1941. Dazu grundlegend: Wolfgang Benz, Judenvernichtung aus Notwehr? Die Legendenden um Theodore N. Kaufman, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 29 (1981), S. 615–630.

35 Katthagen, *Geschichte*, S. 117.

36 Ebd.

37 Berlin 1941.

Anregung seiner akademischen Lehrer oder aber aus eigener Überzeugung heraus tat, muss offen bleiben.

Was die Dissertation jedoch eindeutig belegt: Katthagen stand fest auf dem Boden der Eugenik und der nationalsozialistischen Erbgesundheitspolitik. An seiner grundsätzlichen Zustimmung zum GzVeN kann kein Zweifel bestehen.³⁸ Zwischen der Parteinahme für die Bekennende Kirche und der Befürwortung der nationalsozialistischen Biopolitik scheint ein innerer Widerspruch zu bestehen. Diese Annahme setzt jedoch wie selbstverständlich voraus, dass die Bekennende Kirche in fundamentaler Opposition zur Erbgesundheits- und Rassenpolitik der Nationalsozialisten gestanden habe. Die neuere Forschung zur kirchlichen Zeitgeschichte deutet indes darauf hin, dass große Teile des deutschen Protestantismus, und zwar nicht nur auf der Seite der Deutschen Christen, sondern bis weit in die Reihen der Bekennenden Kirche hinein der Erbgesundheits- und Rassenpolitik des nationalsozialistischen Regimes keineswegs ablehnend gegenüberstanden.³⁹ Die öffentliche Kritik der Bekennenden Kirche richtete sich gegen die Rassenideologie Alfred Rosenbergs und seiner Anhänger, die aus dem Rassismus eine Ersatzreligion bzw. einen Religionsersatz machen wollten, nicht aber gegen eine wissenschaftlich fundierte Biopolitik. Große Teile des deutschen Protestantismus verstanden „Rasse, Volk und Staat“, wie

38 In der deutschen Forschung zur Humangenetik und Rassenhygiene kamen in den 1940er Jahren durchaus Zweifel auf, ob die Indikationen des GzVeN – insbesondere im Bereich der körperlichen Behinderungen – noch auf der Höhe des Forschungsstandes waren. Darüber gab es Diskussionen, etwa in der „Erbbiologischen Arbeitsgemeinschaft“ des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin, und diese Diskussionen wurden in der Fachliteratur auch publiziert. Vgl. Schmuhl, *Grenzüberschreitungen*, S. 414–418. Katthagen listet den Indikationenkatalog des GzVeN kommentarlos auf, ein besonderes Interesse für körperliche Behinderungen und für das Fachgebiet der Orthopädie ist noch nicht erkennbar.

39 Hier hat die kirchliche Zeitgeschichtsforschung noch ein weites Feld zu bearbeiten. Erste Ansätze zu einer Neuinterpretation: Manfred Gailus, *Antisemitismus und protestantisches Sozialmilieu Berlins 1930 bis 1945*, in: Michael Grüttner u. a. (Hgg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt/Main 1999, S. 333–358; ders., *Vom evangelischen Sozialpfarrer zum nationalsozialistischen Sippenforscher. Die merkwürdigen Lebensläufe des Berliner Theologen Karl Themel (1890–1973)*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001), S. 796–826; Gerhard Lindemann, „Typisch jüdisch“. Die Stellung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers zu Antijudaismus, Judenfeindschaft und Antisemitismus 1919–1949, Berlin 1998; ders., *Antijudaismus und Antisemitismus in den evangelischen Landeskirchen während der NS-Zeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), S. 575–607; Kurt Nowak, „Euthanasie“ und Sterilisierung im „Dritten Reich“. Die Konfrontation der evangelischen und katholischen Kirche mit dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ und der „Euthanasie“-Aktion, Göttingen³1984; Kaiser, *Innere Mission*; ders., *Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914–1945*, S. 316–390; Schleiermacher, *Sozialethik*, S. 223–254.

es *Walter Künneth* (1901 – 1997), der Leiter der Apologetischen Zentrale des Central-Ausschusses der Inneren Mission,⁴⁰ in einem programmatischen Aufsatz zu dem Sammelband „Die Nation vor Gott“ formulierte, als „Erhaltungsordnungen Gottes“, so dass „der Glaube an Gott den Schöpfer [...] die Bejahung von Rasse, Volk, Staat als Gottes Gaben“ einschließe.⁴¹ Auf dieser Grundlage hatte, so unsere These, auch Alfred Katthagen kein Problem, Biowissenschaft, Biopolitik und protestantisches Christentum miteinander zu vereinbaren.

7.3. Alfred Katthagen und die Eugenik nach 1945

Interessant ist, dass Katthagen, seit dem 15. März 1946 Assistenzarzt, seit dem 1. Mai 1949 Oberarzt an der Orthopädischen Klinik der Volmarsteiner Anstalten,⁴² im Jahre 1956 in einem Aufsatz über „Vorbeugende Gesundheitspflege in der Krüppelfürsorge und Eugenik“, der im „Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte“ erschien, noch einmal, unter Verwendung seiner Dissertation, auf die eugenische Sterilisation zu sprechen kam. Nunmehr distanzierte er sich eindeutig von der nationalsozialistischen „Erbgesundheitspflege“, insbesondere von den „ungesetzlichen Maßnahmen,

40 Die Apologetische Zentrale war 1921 u. a. als Reaktion auf die massenhaften Kirchenaustritte nach dem Ersten Weltkrieg gegründet worden. Vgl. Harald Iber, Die Apologetische Centrale und der Centralausschuss für die Innere Mission: Zur Geschichte der Apologetischen Centrale bis 1934, in: Theodor Strohm/Jörg Thierfelder (Hgg.), Diakonie im „Dritten Reich“: Neuere Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschung, Heidelberg 1990, S. 108-124.

41 Walter Künneth, Die biblische Offenbarung und die Ordnungen Gottes, in: ders./Helmuth Schreiner (Hgg.), Die Nation vor Gott. Zur Botschaft der Kirche im Dritten Reich, Berlin 1937, S. 21-44, S. 41 f. Der Sammelband verstand sich als Standortbestimmung der evangelischen Kirchen im „neuen Deutschland“.

42 46. Jahresbericht, 1949, S. 5. Im Januar desselben Jahres hatte Katthagen seine Anerkennung als Facharzt erhalten. Er rückte an die Stelle des am 1. Juni 1948 pensionierten und kurz darauf verstorbenen Oberarztes Dr. *Hans Steinrück* († 1948). Katthagen hatte sich durch eine mehrmonatige Tätigkeit als Gastarzt in der Orthopädischen Klinik Altdorf bei Nürnberg – übrigens bei dem Vater des späteren Volmarsteiner Chefarztes Prof. *Wolfgang Becker* –, bei Prof. *Max Lange* (1899 – 1975) im Orthopädischen Versorgungs Krankenhaus Bad Tölz sowie bei Prof. *Kurt Lindemann* (1901 – 1966) in der Orthopädischen Klinik Annastift in Hannover vorbereitet. <http://www.klinik-volmarstein.de/seiten/geschichte.htm>. Der SA-Arzt und Sanitätstrupp-Oberscharführer Lindemann war 1936 an die Stelle des entlassenen jüdischen Chefarztes des Annastiftes, Prof. *Bruno Valentin* (1885 – 1969), getreten. Vgl. Gerhard Szagun, Annastift (1897 – 1997). 100 Jahre Kompetenz und Nächstenliebe. Jubiläumsfeier und Festschrift, Hannover 1997. Max Lange gehörte 1944 dem Wissenschaftlichen Beirat des Bevollmächtigten für das Gesundheitswesen, Prof. *Karl Brandt* (1904 – 1948), an. Vgl. Ernst Klee, Das Personen-Lexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt am Main 2003, S. 356.

die bis zur Vernichtung sogenannten ‚unwerten Lebens‘ gingen“.⁴³ Aber auch das GzVeN lehnte er jetzt ab. Kritik übte er an der „materialistischen Grundtendenz“ des Gesetzes und der „unverantwortlichen Übertreibung“⁴⁴ bei den Sterilisationen. Die „Indikation zur Zwangssterilisierung“ sei „viel zu weit“⁴⁵ gegangen. Die von Otmar v. Verschuer genannte Zahl von 100.000 Sterilisationen in den Jahren 1934/35 wurde jetzt als Beleg für ein viel zu rigores Vorgehen angeführt. Unter Bezug auf ein Lehrbuch aus dem Jahre 1942⁴⁶ (das er in seiner Dissertation noch nicht verwendet hatte) ging Katthagen jetzt auch explizit auf die „angeborenen körperlichen Missbildungen“ als Indikation zur eugenischen Sterilisierung ein und räumte ein,

„dass wir damals weit über jedes vernünftige Ziel hinausgegangen sind. [...] So können wir es heute nach den inzwischen gesammelten Erfahrungen doch wirklich nicht mehr verantworten, bei Hüftluxationen, Klumpfüßen, Muskelschwund usw. ohne weiteres die Zwangssterilisierung zu fordern! Anders aber ist die Situation bei schweren erblichen Körperschäden, bei denen gleichzeitig eine Geisteskrankheit oder eine erhebliche Geistesschwäche vorliegt.“⁴⁷

43 Alfred Katthagen, Vorbeugende Gesundheitspflege in der Krüppelfürsorge und Eugenik, in: Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte 1956, S. 53-55, S. 53. Katthagen hat an seiner Verurteilung der NS-„Euthanasie“ keinen Zweifel gelassen. Vgl. auch ders., Gerstein, S. 16.

Am 15. Januar 1961 befasste sich die Heimleiterkonferenz der Volmarsteiner Anstalten anlässlich einer Entschließung der Evangelischen Kirche von Westfalen mit der „Frage der Euthanasie, d. h. Tötung von unheilbar Kranken und körperlich schwer missgebildeten Kindern. Der Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen [Ernst Wilm (1901–1989), Präses von 1949 bis 1968] weiß sich besonders verantwortlich für diese Kranken und lehnt die Euthanasie voll ab, er ist im Dritten Reich dafür ins Konzentrationslager gegangen. Euthanasie, d. h. Tötung auf freundliche Weise. Die Kirche darf dem nicht stattgeben, auch wenn die Zustimmung der Eltern vorliegt. In der jüngstvergangenen Zeit nannte man dieses Hinüberführen aus einem schweren Leben in einen sanften Tod ‚Barmherzigkeit‘. Pastor Theurer gab in diesem Zusammenhang auf Grund eines Erlebnisses in seiner früheren Gemeinde die ungeheure Schwere zu bedenken, die manchem Elternpaar mit solch einem kaum lebensfähigen Kinde auferlegt ist und stellte an die Kirche die Forderung, diese Eltern nicht mit billigem Trost abzuspeisen, sondern ihnen eine wirkliche Stütze zu sein. Die Kirche muss ein solches Kind als Auftrag Gottes vor die Eltern stellen, muss im gleichen Augenblick aber auch bereit sein, das Schwere mittragen zu helfen und die Eltern so in ihre Mitte hineinzunehmen, dass sie Kraft und Trost wirklich spüren.

Pastor Kalle stimmte dieser Stellungnahme zu, betonte aber auch, dass die Entscheidung, welches Leben lebensunwert sei oder nicht, nicht in unsere Hand gegeben sei. Hier darf die Kirche nicht nachgeben und die Grenzen einbrechen lassen.“ Archiv ESV, Ordner „Heimleiterkonferenzen 1954–1961“, o. Bl., 15.3.1961.

44 Katthagen, Gesundheitspflege, S. 53.

45 Ebd.

46 Josef Schüller, Leitfaden der orthopädischen Krankheiten, 1942, Leipzig 1942, S. 1-14.

47 Katthagen, Gesundheitspflege, S. 54.

Hier deutet sich bereits an, dass Katthagens Distanzierung von der nationalsozialistischen Erbgesundheitspolitik keine Abkehr von der Eugenik an sich bedeutete. Ausdrücklich warnte er vor „der umgekehrten Übertreibung, der Nichtbeachtung der eugenischen Wissenschaft“, da man ansonsten „anderen Kulturvölkern gegenüber arg ins Hintertreffen geraten und unsere Volksgesundheit damit gefährden“ würde. Es sei „unsere Pflicht, eine Erbgesundheitspflege zu treiben“. ⁴⁸ Katthagen mahnte zwar angesichts „der uns belastenden Vergangenheit“ zu „Takt“ und „großer Zurückhaltung“. So müsse man sich als Arzt „ernsthaft mit den Stellungnahmen moraltheologischer Art durch die beiden großen Konfessionen auseinandersetzen“, ⁴⁹ hieß es jetzt neutral. Die eigene Polemik gegen die katholische Position in seiner Dissertation ließ er an dieser Stelle ebenso unerwähnt wie die vor 1945 bezogene evangelische Gegenposition zur katholischen Moraltheologie. Eine indirekte Kritik an der Position der evangelischen Kirche und der Inneren Mission zur Eugenik in der Zeit des „Dritten Reiches“ kann man aus dem Hinweis Katthagens ableiten, dass auch „aus den Konferenzberichten unserer Vereinigung in jener Zeit“ und den „dabei von Ärzten und Theologen aufgestellten Forderungen“ ⁵⁰ hervorgehe, dass man mit den eugenischen Sterilisierungen zu weit gegangen sei.

In gewisser Weise relativiert Katthagen die Positionen, die er in seiner Dissertation vertreten hatte. Eine „Wiedereinführung“ des GzVeN, so betonte er, komme selbstverständlich nicht in Frage. Jedoch:

„Irgendwie müssen wir aber wieder zu einer gesetzlich geregelten Erbpflege kommen. Wir tragen die Verantwortung dafür, dass, abgesehen von schweren erblichen Geisteskrankheiten, auch bei schweren erblichen Körpermissbildungen, vor allem bei gleichzeitig bestehenden geistigen Defekten, eine ungehemmte Vermehrung verhindert wird.“ ⁵¹

Auf ein neues Sterilisierungsgesetz, wie es in den 1950er/60er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland diskutiert wurde, ⁵² mochte sich Katthagen nicht eindeutig

48 Ebd., S. 53.

49 Ebd., S. 54.

50 Ebd. Ohne dass Katthagen einen direkten Bezug zwischen Haupttext und Literaturverzeichnis herstellt, darf man wohl annehmen, dass er sich auf einen Vortrag Hans Harmsens bezieht: Hans Harmsen, Die Bedeutung der Krüppelleiden im Hinblick auf das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, in: 16. Konferenz des Verbandes der deutschen Krüppelanstalten der Inneren Mission 1935, S. 57-64.

51 Katthagen, Gesundheitspflege, S. 54.

52 Dazu grundlegend: Uwe Kaminsky, Zwischen Rassenhygiene und Biotechnologie. Die Fortsetzung der eugenischen Debatte in Diakonie und Kirche, 1945-1969, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 116 (2005), S. 204-241; ders., Vom eugenischen Dunkel am Fuße des anti-euthanatischen

festlegen: „Die Eugenik steht und fällt aber nicht mit der Sterilisierung!“⁵³ Er ließ es offen, ob das Ziel der geregelten Erbpflege „auf dem Wege der Sterilisierung, der Erziehung oder der zwangsweisen Heimunterbringung erreicht werden soll und kann.“⁵⁴ Die einzige konkrete Empfehlung, die Katthagen abgab, war die der „Wiedereinführung eines Ehegesundheitsgesetzes“.⁵⁵ Denn die „*Förderung und Festigung der erbgesunden Familie*“ sei die beste Gewähr für eine „*eugenische Fürsorge*“.⁵⁶ Das Wort „Wiedereinführung“ deutet darauf hin, dass Katthagen konkret an das „Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes (Ehegesundheitsgesetz)“ vom 18. Oktober 1935 dachte, das eine Eheschließung verboten hatte, wenn einer der beiden Partner an einer Erbkrankheit im Sinne des GzVeN oder einer anderen geistigen Störung litt.⁵⁷

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Alfred Katthagen auch nach 1945 eine eugenisch motivierte „Erbgesundheitspflege“ prinzipiell befürwortete. Er ließ es weitgehend offen, welche eugenischen Maßnahmen seiner Meinung nach konkret ergriffen werden sollten – Sterilisation, Aufklärung der Bevölkerung über eugenische Fragen, Eheverbote oder Asylierung von Menschen, deren Fortpflanzung unter eugenischen Gesichtspunkten unerwünscht schien. Die eugenische Sterilisation schloss er nicht grundsätzlich aus, auch wenn er nun – seine eigenen Positionen vor 1945 relativierend – für ein vorsichtiges Vorgehen, vor allem mit Blick auf die körperlichen Behinderungen, plädierte. Die Zielgruppen negativer Eugenik umriss er jedoch klar: Menschen mit schweren psychischen Erkrankungen, Menschen mit schweren geistigen Behinderungen sowie Menschen mit körperlichen Behinderungen, bei denen gleichzeitig eine psychische Krankheit oder eine geistige Behinderung vorlag (die bis in die 1950er Jahre hinein in die Kategorie der „Krüppelsiechen“ fielen), sollten – auf welchem Weg auch immer – von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Hier wird ein – für die damalige Zeit durchaus typisches – differenziertes Werturteil über Menschen mit Behinderungen deutlich, das seinen ärztlichen Blick auch auf die Kinder des Johanna-Helenen-Heims beeinflusst haben dürfte.

Leuchtturms: Zur Nachgeschichte von Eugenik und „Euthanasie“ am Beispiel der Evangelischen Kirche nach 1945, in: Juristische Zeitgeschichte Nordrhein-Westfalen, Bd. 17 (2008): Justiz und Erbgesundheit. Zwangssterilisation, Stigmatisierung, Entrechtung: „Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ in der Rechtsprechung der Erbgesundheitsgerichte 1934–1945 und seine Folgen für die Betroffenen bis in die Gegenwart, S. 195–210.

53 Katthagen, Gesundheitspflege, S. 54 (im Original gesperrt gedruckt).

54 Ebd.

55 Ebd., S. 55.

56 Ebd. (im Original gesperrt gedruckt)

57 RGBl. I, 1935, S. 1246.

8. Der Umgang mit den Missständen

8.1. Zur Kenntnis des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses

Am 6. August 1965 sprach Schwester Elfriede gemeinsam mit Pastor Kalle im Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit in Wetzlar vor. Neben der Ankündigung, dass Schwester Martha und wahrscheinlich auch Schwester Elise voraussichtlich Ende 1965 aus dem Dienst ausscheiden würden – u. a. wegen Erreichens des 65. Lebensjahres – war es den beiden Besuchern „sehr wichtig“, der Mutterhausleitung mitzuteilen, „dass es Schwester Jenny Zoller trotz vorangegangener Vermahnungen und trotz eigenen besten Willens immer wieder einmal passiert, dass sie die Kinder ihrer Gruppe im Zorn schlägt.“¹ Auch während des Schullandaufenthaltes, den die Schwester mit den Kindern in Holland verbrachte, sei es ihr „wieder passiert“. Sowohl Kalle als auch Schwester Elfriede bedauerten das Verhalten der 42-jährigen Schwester sehr, „gerade, weil sie an sich sehr liebevoll mit den Kindern umgeht“. Vor allem deswegen wiege eine solche „Entgleisung besonders schwer“. Pastor Kalle drängte nicht auf eine Ablösung Schwester Jennys – er wollte es von seiner Seite aus bei einer „erneuten Ermahnung“ belassen. Allerdings bat er die Mutterhausleitung, „im September einmal nach Volmarstein zu kommen“.

1 Aktennotiz von Charlotte Bamberg, Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 11.8.1965, Archiv Königsberger Diakonie, 673. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

Dann sollte mit Schwester Jenny *und* mit den „beiden Schul-Stationsschwestern“ gesprochen werden. Offensichtlich hoffte Kalle, dass die Mutterhausleitung alle drei Schwestern ernstlich ermahnen und dazu anhalten würde, von bestimmten Strafpraxen abzusehen. Ob ein solches Gespräch stattgefunden hat, muss offen bleiben. Diese Aktennotiz – dies sei noch einmal ausdrücklich hervorgehoben – ist jedoch ein eindeutiger Beleg dafür, dass

- Schwester Elfriede bei mehr als nur einer Gelegenheit mit den gewalttätigen Übergriffen Schwester Jennys befasst war,
- die leitende Schwester sich, weil sie sich offenbar gegenüber Schwester Jenny nicht durchzusetzen vermochte – wovon weiter unten berichtet wird –, wiederholt an den Anstaltsleiter Pastor Kalle wandte,
- Schwester Jenny durch die Anstaltsleitung mehrmals „ermahnt“ wurde (wobei offen bleiben muss, wie diese „Ermahnungen“ aussahen),
- der Anstaltsleiter sich schließlich, gemeinsam mit der leitenden Schwester, an die Oberin des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses wandte, weil die anstaltsinternen Maßregelungen offensichtlich keine nachhaltige Wirkung zeitigten,
- die Mutterhausleitung allerspätestens seit dem Gespräch am 6. August 1965 über die Missstände auf der Jungenseite der „Schulstation“ Bescheid wusste,
- die Verantwortlichen in Volmarstein und Wetzlar eine Abberufung Schwester Jennys nicht für notwendig hielten.

Dass schon vor diesem Gespräch ein gewisses Problembewusstsein auf Seiten des Mutterhauses vorhanden gewesen sein könnte, darauf deutet zum einen das Eingeständnis hin, dass Schwester Elise und Schwester Martha durch Krieg und mehrjährige Gefangenschaft „nervlich schwer angegriffen“² seien, und zum anderen die Überlegung, Schwester Jenny schon 1957 wieder aus dem Johanna-Helenen-Heim abzuziehen und sie einem anderen Arbeitsfeld, bemerkenswerterweise in der Jugendarbeit, zuzuweisen, was jedoch nicht erfolgte.³

2 Mutterhaus Witten an Helene Wasgien, 17.11.1947, Diakoniewerk RuhrWitten, Archiv Mutterhaus, Akte „Orthopädische Anstalten Volmarstein, Kirchenkreis Hagen, März 1945-Oktober 1972“.

3 Im November 1957 hegte das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus Pläne, Schwester Jenny nach Meisenheim zu versetzen, „damit sie die dortige Jugend führt“. Dazu ist es bekanntermaßen nicht gekommen. Vgl.: ? [unleserlich, wahrscheinlich die Oberin des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses] an Schwester Helene Wasgien, 21.11.1957, Archiv Königsberger Diakonie, 672. (Als Ersatz von Schwester Jenny war Schwester *Lisbeth Gennerich* vorgesehen, die „seit ihrer Kopfrosee in diesem Sommer nicht als Unterrichtsschwester in der Krankenpflegeschule tätig sein kann“.)

8.1.1. Führungsschwäche der Oberin im Johanna-Helene-Heim

Schwester Helene Wasgien, die sich ja häufiger an ihr Mutterhaus mit der Bitte um personelle Verstärkung gewandt hatte, schied im Herbst 1958 krankheitsbedingt⁴ aus ihrer Funktion als leitende Schwester des Johanna-Helene-Heims. Sie hatte es im Übrigen so eilig mit ihrer Abreise, dass sie nicht einmal mehr an der für sie ausgerichteten Abschiedsfeier teilnahm.⁵ Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann übernahm nun die Leitung des Johanna-Helene-Heims. Die Nachfolge musste offenbar rasch vonstatten gehen, denn Schwester Elfriede, die seit dem 10. Januar 1958 an einem Kurs für Heimerziehung in der Diakonissenanstalt Neuendettelsau teilnahm, beendet diesen nicht. Die Leiterin des Kurses, die Neuendettelsauer Diakonisse Marie Meinzolt, bedauerte einerseits, „dass sie [Schwester Elfriede] nun die Einführung in die Tiefenpsychologie und Heilpädagogik nicht mitbekommt.“⁶ Andererseits fand Schwester Marie die Königsberger Diakonisse nicht unbedingt geeignet für die „flotte, gesunde Jugend“⁷ – auf die der Heimerziehungskurs ja abzielte. Die Stärken der Schwester, die eine „feine, tiefe Seele“ sei, lägen eher in der Betreuung der Alten und Kranken, so die Überzeugung Schwester Maries. Auch „bei sehr hilfsbedürftigen Kindern“ könne sie sich die Schwester „sehr gut vorstellen“. Gleichwohl übernahm Schwester Elfriede nicht ohne innere Vorbehalte ihr neues Aufgabenfeld im Johanna-Helene-Heim. Sie ging, wie sie schrieb, „nicht ganz leichten Herzens, wohl aber freudig“⁸ nach Volmarstein. Was der Schwester im Vorfeld und vielleicht auch später das Herz beschwerte, muss offen bleiben. Denkbar wäre, dass sie vor der Herausforderung einer Leitungsfunktion ein wenig zurückschreckte. 1915 geboren und damit um etliche Jahre jünger als die meisten der im Johanna-Helene-Heim arbeitenden Schwestern, war es für Schwester Elfriede wohl nicht einfach, ihren Führungsanspruch gegenüber ihren Mitschwestern zu behaupten, Anweisungen zu geben, zu rügen, sich durchzusetzen, kurzum: Autorität zu zeigen. Diese Vermutung

4 Protokoll der Sitzung des erweiterten Vorstandes am 10.12.1958, o. Bl., Archiv ESV, Ordner „Protokolle 1958 – 1961“.

5 Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag vom 6.11.1958, Bl. 57.

6 Schwester Marie Meinzolt an Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 6.9.1958, Schwesternakte Elfriede Kehler-Hoffmann, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Jedoch hatte Schwester Elfriede wohl von Anfang an nicht vorgehabt, den Heimerzieherinnenkurs mit einer Prüfung abzuschließen, sie hospitierte lediglich.

7 Schwester Marie Meinzolt an Königsberger Diakonissen-Mutterhaus, 6.9.1958, Schwesternakte Elfriede Kehler-Hoffmann, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

8 Archiv ESV, Band ohne Beschriftung (Heimleiterkonferenzen 22.6.1954 – 15.10.1966), Eintrag vom 6.11.1958, Bl. 58.

wird gestützt von den Schilderungen Jochen Twers. Der Diakonenschüler tauschte sich häufiger mit Schwester Elfriede über die Erziehungspraktiken von Schwester Jenny, Schwester Martha und Schwester Elise auf der „Schulstation“ aus, musste aber resigniert feststellen, dass die Oberin sich gegen ihre Mitschwestern letztlich nicht durchzusetzen vermochte:

„Aber gegen die Kleinarbeit auf einer Station ist auch eine Oberin ziemlich machtlos. Wenn nach einem Gespräch über die Symptome des Nässens wie bei Jürgen, eine Oberin mit einem Seufzer äußert: ‚Das scheint man auf der Station auch langsam einzusehen[,] zeugt das einerseits von der Machtpolitik einer Stationschwester, andererseits aber auch von dem Ringen einer Oberin um solches Einsehen auf der Station.“⁹

Auch sei die schmale und hoch gewachsene Schwester, die stets „leise und betont“,¹⁰ „sehr salbungsvoll“¹¹ und häufig mit gefalteten Händen sprach, rein körperlich nicht in der Lage gewesen, den ihr untergebenen Schwestern als energischer und durchsetzungsorientierter „Haudegen“ zu begegnen. Er, Jochen Twer, habe die Schwester als „ohnmächtig“ erlebt.

Um Schwester Elfriedes Autorität und Position als leitende Schwester des Johanna-Helena-Heims war es offenkundig schlecht bestellt.

8.2. Zur Kenntnis der Verantwortlichen der Volmarsteiner Anstalten

Während für Pastor Vietor nicht sicher gesagt werden kann, ob und inwieweit er über die pädagogischen Missstände im Johanna-Helena-Heim informiert war,¹² ist die Kenntnis von Pastor Kalle eindeutig zu belegen. So hatte ihn nicht nur Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann über die „Erziehungspraxis“ Schwester Jennys informiert und gemeinsam mit ihm das Gespräch mit dem Mutterhaus gesucht, er wurde mindestens noch von drei weiteren Personen über die entwürdigenden Vorgänge im Johanna-Helena-Heim in Kenntnis gesetzt.

So wusste Pastor Kalle von der oben geschilderten brutalen Zwangsfütterung¹³ durch Schwester Elise und Schwester Martha, Jochen Twer hatte ihm den Vorfall geschildert. Der Anstaltsleiter habe, so Twer, jedoch nur mit „leeren Worten“ reagiert:

9 Jochen Twer, Praktikumsbericht, S. 8

10 Interview Jochen Twer, 15.9.2009.

11 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

12 Vgl. aber oben Kap. 2.5.13.

13 Interview Jochen Twer, 15.9.2009. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

„Bruder Twer, es ist gut, wenn man neben den positiven auch die negativen Seiten sieht.“

Der Praktikumsbericht von Jochen Twer zog des Weiteren ein Gespräch mit dem damaligen Leiter des Brüderhauses Martineum, Pastor Christoph Theurer, den die Diakonenschüler übrigens „den Bischof“¹⁴ nannten, nach sich. Twer wurde „dringend gebeten“,¹⁵ seinen Bericht zurückzuziehen bzw. „ihn wenigstens zu entschärfen“. Twer lehnte diese Aufforderung ab, schließlich habe er die „schlimmen Geschehnisse im Johanna-Helene-Heim beschrieben, wie [er] sie erlebt hätte“. Wenige Wochen später, etwa zum Ende der ersten Jahreshälfte 1965, folgte ein weiteres Gespräch, an dem – neben Twer selbst – Pastor Kalle, der Studieninspektor und Leiter des Martineums Eugen Röder und Schwester Elfriede teilnahmen. Dieses Gespräch, das im Büro der Oberin im Johanna-Helene-Heim geführt wurde, endete mit „irgendwelchen schwammigen Absprachen“, nachdem die Anwesenden dem jungen Bruder zuvor versichert haben, „dass es gut“¹⁶ gewesen sei, „uns darauf hinzuweisen“, und ihre Kenntnis über die Zustände auf der „Schulstation“ freimütig einräumten: „Wir wissen, dass nicht alles in Ordnung ist“.

Nach dem Ende seines Praktikums im Johanna-Helene-Heim im Februar 1965 begann für Jochen Twer der einjährige theoretische Unterricht im Martineum, der so genannte „Unterkursus“. Im März 1966 verließ der junge Mann Volmarstein, um im Rahmen seiner Ausbildung zum Diakon ein Gemeindepraktikum zu absolvieren. Nach seiner Rückkehr im März 1967 wurde ihm vorgeworfen, dass er mit seinem Bericht „ja ‚was Schönes‘ angerichtet“ hätte, seien doch „alle Schwestern daraufhin abgezogen worden“. Er, Twer, solle nun zusehen, „wie er das wieder hinkriege“.¹⁷

Inwieweit der Praktikumsbericht tatsächlich zum Abzug der Schwestern beitrug, muss offen bleiben, man darf es aber bezweifeln: In Anbetracht des bevorstehenden Umzugs in das Oskar-Funcke-Haus dürfte die Volmarsteiner Leitung ohnehin über eine endgültige Ablösung der Königsberger Diakonissen nachgedacht haben. Festzuhalten bleibt, dass es ein couragiertes Unterfangen des jungen Diakonenschülers war, so offen und schonungslos die Missstände im Johanna-Helene-Heim zu benennen und sich dem von etlichen Seiten auf ihn ausgeübten Druck nicht zu beugen. Bestand doch immerhin ein gewisses Risiko, dass die berufliche Zukunft des jungen Mannes hätte Schaden nehmen können.

Schließlich wurde Pastor Kalle auch von Inge Keller und Inge Petri auf die Gewalttätigkeit von Schwester Jenny angesprochen. Die beiden jungen Lehrerinnen

14 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

15 Mitteilung Jochen Twer, 27.10.2007. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

16 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

17 Ebd.

unterrichteten in den 1960er Jahren an der Bettenschule der Orthopädischen Klinik. Durch einen Knaben auf die Zustände – vor allem auf das Zwangsfüttern mit Erbrochenem – im Johanna-Helenen-Heim aufmerksam gemacht, wandten sich die Lehrerinnen gemeinsam um 1964/65 an den Anstaltsleiter. Pastor Kalle nahm deren Beschwerden zur Kenntnis und teilte den beiden Beschwerdeführerinnen kurze Zeit später mit, dass er mit der „Diakonisse gesprochen [habe], und sie habe ihm geantwortet, so etwas würde nicht vorkommen. Und wenn Schwester J. ihm das sage, so glaube er ihr.“¹⁸

Endlich aber war es auch unter den Beschäftigten im Johanna-Helenen-Heim selbst ein offenes Geheimnis, wie lieblos und gewalttätig Schwester Jenny, Schwester Martha und Schwester Elise mit den Jungen und Mädchen umgingen. So berichtete zum Beispiel Jochen Twer von einer „sehr gebildeten“¹⁹ Frau aus Ostpreußen, die die Nachtwache im Johanna-Helenen-Heim hielt. Sie beide hätten sich häufiger unterhalten. Die Nachtwärterin hätte den „Blick nach oben“²⁰ (in Richtung „Schulstation“) gewandt und die Missstände auch konkret benannt. Ob sie sich mit ihrem Wissen auch an Pastor Kalle wandte, kann jedoch nicht gesagt werden.

8.3. Erklärungen für Schweigen und Untätigkeit

Die Verantwortlichen in Volmarstein und in Wetzlar waren also – durchaus im Detail – darüber informiert, dass viele Kinder im Johanna-Helenen-Heim Tag für Tag entwürdigenden und gewalttätigen Praktiken der Diakonissen ausgesetzt waren. Gleichwohl duldeten die Verantwortlichen das Handeln der Schwestern. Entweder sah man weg oder man beließ es bei mehr oder weniger erfolglosen „wiederholten Ermahnungen“. Erst mit den schriftlichen und mündlichen Beschwerden der jüngeren Mitarbeiter (Twer) und Mitarbeiterinnen (Keller, Petri) begannen die Verantwortungsträger und -trägerinnen in Volmarstein eine gewisse Initiative an den Tag zu legen. Man konsultierte das Mutterhaus der Schwestern, beriet sich mit dem Vorsteher und der Oberin, kam aber letztlich nicht zu grundsätzlichen Entscheidungen. So unterließ es Volmarstein beispielsweise, vom Königsberger Diakonissen-Mutterhaus einen angesichts der Tatbestände eigentlich dringend angezeigten Wechsel der Schwestern zu fordern. Allerdings leitete auch Volmarstein diesen Wechsel nicht umgehend selbst in die Wege. Wie ist dies zu erklären?

Bei der Entscheidung, weiterhin mit Wetzlar zu kooperieren, mag es eine entscheidende Rolle gespielt haben, dass Schwester Martha und Schwester Elise kurz

18 Schriftlicher Bericht Inge Petri, Juli 2006.

19 Interview Jochen Twer, 15.8.2009.

20 Ebd.

vor ihrer Verrentung standen, sie Volmarstein also in einer absehbaren Zeit ohnehin verlassen würden. Sicherlich fühlte man sich auch von Anstaltsseite her den beiden Schwestern verpflichtet, arbeiteten sie doch schon fast zwanzig Jahren in Volmarstein und hatten sie doch in dieser Zeit einen nicht unerheblichen Beitrag zur Aufrechterhaltung der Behindertenhilfe geleistet, und – nicht zu vergessen – mit der Stationsleitung der Klinik II einen wichtigen Beitrag zum Ausbau des klinischen Bereichs von Volmarstein geleistet. Man darf daher vermuten, dass die Volmarsteiner Anstaltsleitung mit dem Umzug in das Oscar-Funcke-Haus nicht nur einen pädagogischen, sondern auch personellen Neuanfang verknüpfen wollte. Mit dem Hinweis auf diesen äußeren Anlass konnte Volmarstein ohne größeren Gesichtsverlust – und ohne die Schwestern zu beleidigen – den Gestellungsvertrag mit dem Königsberger Diakonissen-Mutterhaus kündigen. Nicht zuletzt war Volmarstein dringend auf die Arbeitskraft der Schwestern angewiesen. So praktizierte man in der Folge eine ähnliche Politik wie mit dem Gebäude „Johanna-Helene-Heim“: Man wusste, dass sich einiges ändern musste, aber in Anbetracht baldiger Weichenstellungen entschied man sich für eine pragmatische, letztlich aber folgenschwere Politik des „Augen zu und durch“.

Und das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus? Wieso beließ es seine Schwestern, allen voran Schwester Jenny, Schwester Martha und Schwester Elise, im Johanna-Helene-Heim? Hier drängt sich der Eindruck auf, dass die Mutterhausleitung versuchte, seine tradierten, aber angesichts des eklatanten Nachwuchsmangels völlig überdehnten Arbeitsfelder weiterhin zu bedienen bzw. im Zuge einer Überschätzung der personellen Ressourcen neue und als attraktiver empfundene Arbeitsgebiete zu übernehmen. Die bereits erwähnte Klage Schwester Helene aus dem Jahre 1956,²¹ dass die Mutterhausleitung lieber Schwestern in ein Erholungsheim schicke, als Volmarstein, wo es schließlich um das „nackte Leben“ gehe, mit frischen Kräften zu versehen, deutet auf eine solche durchaus nicht nur in Wetzlar praktizierte Politik hin.²²

Angesichts des gewalttätigen Verhaltens seiner Schwestern verwundert es trotzdem sehr, dass das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus offenbar noch nicht einmal eine Auswechselung der Schwestern ins Auge fasste. Das ist insofern bemerkenswert, als es dem Vorsteher und der Oberin jederzeit möglich war, in ihren Augen notwendig gewordene Personalwechsel durchzusetzen. Ihren Durchset-

21 Schwester Helene an Schwester Charlotte [Kollex], 18.9.1956, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 672.

22 Dieser Befund gilt u. a. auch für die Diakonissenanstalt Sarepta, siehe: Ulrike Winkler, „Gehste bummeln, kommste nach Ummeln“ Sarepta-Diakonissen in der Fürsorgeerziehungsarbeit (1946–1979), in: Benad/Schmuhl/Stockhecke (Hgg.), Endstation Freistatt, S. 309–339.

zungswillen hatten sie ja beim oben geschilderten Abzug Schwester Marthas und Schwester Elises aus der Klinik II unter Beweis gestellt. Waren dem Vorsteher und der Oberin das Schicksal der Kinder im Johanna-Helena-Heim gleichgültig? Diese Frage kann nicht beantwortet werden, allerdings zeigte sich, dass es der Wetzlarer Mutterhausleitung später nicht mehr so leicht möglich war, ihre Diakonissen nach eigenem Gutdünken und ohne deren Einverständnis oder wenigstens ihre Bereitschaft auszusenden. Angesichts schwindender Schwesternzahlen mussten Vorsteher und Oberin zumindest ein wenig Rücksicht auf die Vorlieben der Schwestern nehmen, so jedenfalls die Einschätzung von Schwester Jenny im Rückblick. Sie habe, wie sie uns berichtete, manchmal den Eindruck gehabt, dass sich die Mitschwester einer Entsendung nach Volmarstein verweigerten: „die wollten ja nicht in so'n Haus rein, wo Behinderte sind“, und mit Blick auf ihre Mutterhausleitung fügte Schwester Jenny hinzu: „Gegen den Willen wollten sie wahrscheinlich auch nicht ...“.²³

So traten das Interesse der Volmarsteiner Anstaltsleitung nach einem funktionierenden Heimbetrieb und das Interesse des Mutterhauses nach Erhalt eines tradierten Arbeitsfeldes in Konkurrenz zu den Interessen der Kinder. Ihre Verpflichtung, die Kinder zu fördern und zu schützen, verloren die Verantwortlichen bei ihrer „Güterabwägung“ vollständig aus dem Blick.

8.4. Die Heimaufsicht

8.4.1. Zur Genese der Heimaufsicht

Das am 9. Juli 1922 verabschiedete und 1924 in Kraft getretene Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt (RJWG)²⁴ kannte keine institutionalisierte *Heimaufsicht*. Allerdings sah § 29 RJWG eine Aufsicht über die in Heimen lebenden Kinder und minderjährigen Jugendlichen vor. Diese *Heimkinderaufsicht* beschränkte sich allerdings nur auf das individuelle Wohl eines Heimzöglings: „Eine besondere institutionelle, allgemein auf das Wohl *aller* untergebrachten Minderjährigen bezogene Heimaufsicht hat es neben dieser im Grunde individuellen Aufsicht im RJWG dagegen nicht gegeben.“²⁵ Die behördliche Überprüfung von Heimen, etwa hinsichtlich ihrer

23 Interview Jenny Zoller, 20.2.2008.

24 RGBl. I 1922, S. 633-647. Siehe zum RJWG auch den Kommentar von C. Friedeberg/W. Polligkeit, Berlin 1923. Zur Entstehung der Gesetzgebung im Bereich der Jugendhilfe (Jugendfürsorge und Jugendpflege) siehe grundsätzlich: Detlef J. K. Peukert, Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932, Köln 1986.

25 Günter Happe, Heimaufsicht und Heimkinderschutz nach dem Jugendwohlfahrtsgesetz, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz ²1984, S. 17. Landesrat Dr. Günter Happe war Leiter des Landesjugendamtes des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster.

personellen, räumlichen und hygienischen Ausstattung, konnte sich daher also nur *mittelbar* in Folge einer individuellen Kindeswohlprüfung vollziehen.

Mit der Novellierung des RJWG im August 1961 entstand zwar weder ein neues noch ein umfassendes Gesetz für Jugendwohlfahrt (JWG),²⁶ jedoch wurde nun eine – angesichts der Heimskandale der vorangegangenen Jahrzehnte von Fachkreisen²⁷ schon lange geforderte – *unmittelbare* Heimaufsicht in den §§ 78 und 79 JWG geregelt.²⁸ Die Heimaufsicht sollte zukünftig bei den *Landesjugendämtern* liegen. Diese überörtlichen Behörden waren für diese Aufgabe für besonders geeignet befunden worden, verfügten sie doch über „Erfahrungen, den Überblick und die spezielleren Kenntnisse durch Fachkräfte der einschlägigen Disziplinen, die größere Aufsichtskraft sowie die größere Förderungs- und Beratungskompetenz, [mit der] eine möglichst fachgerechte, gleichartige und dennoch bewegliche Aufsichtsführung“²⁹ sichergestellt zu sein schien.

8.4.2. Die Adressaten der Heimaufsicht

Nach § 78 Abs. 1 JWG unterfielen „alle Heime und Einrichtungen, in denen Minderjährige dauernd oder zeitweise betreut werden oder Unterkunft erhalten“,³⁰ der Heimaufsicht. Neben Tagesstätten, Säuglings-, Kinder-, Schüler-, Lehrlings- und Jugendwohnheimen, Heimen für Erziehungsschwierige sowie Erholungsheimen für Kinder und minderjährige Jugendliche fielen ausdrücklich auch „Heime für körper-

26 Vielmehr blieb das JWG „hinter den Möglichkeiten seiner Zeit zurück“. Vgl. Michael Stolleis, *Geschichte des Sozialrechts in Deutschland*, Stuttgart 2003, S. 234. Dies war bereits zeitgenössisch konstatiert. Günter Happe sprach von einer „eingeschränkten Neufassung“. Vgl. Günter Happe, *Heimaufsicht. Das Verhältnis von Erziehung und Aufsicht in Heimen und Einrichtungen für Kinder und Jugendliche*, in: *Heimaufsicht nach dem Jugendwohlfahrtsgesetz*, Frankfurt am Main 1965, S. 23-84, S. 23. Das JWG wurde am 11. August 1961 beschlossen, am 1. Juli 1962 trat es in Kraft. Siehe: BGBl. I 1962, S. 1193.

27 Karl-Wilhelm Jans/Günter Happe, *Jugendwohlfahrtsgesetz. Kommentar mit systematisch gegliederten Erlassen, den einschlägigen Nebengesetzen und ergänzenden Bestimmungen*, Köln 1963, S. 556 f.

28 Während § 78 JWG eine „umfassende Vorschrift für die institutionelle Aufsicht“ ist, setzt § 79 JWG einen „besonderen, auf Minderjährige unter 16 Jahren in Heimen beschränkten Schutz“ fest. Siehe: Jans/Happe, *JWG-Kommentar*, S. 556.

29 Karl-Wilhelm Jans, *Die Heimaufsicht im System der Aufsichten des Jugendwohlfahrtsgesetzes – eine Einleitung*, in: *Heimaufsicht nach dem Jugendwohlfahrtsgesetz*, Frankfurt am Main 1965, S. 12-22, S. 21.

30 Jans, *Heimaufsicht*, S. 18.

lich und sinnesbehinderte Minderjährige³¹ unter die Aufsicht der Landesjugendämter. Auch nach den Ausführungsbestimmungen des Landes Nordrhein-Westfalen zum JWG von 1963 unterlagen so genannte „Sonderheime“³² („Beobachtungsheime“, „Heime für Hilfsschüler“, „Berufsförderungsheime“, „Heilpädagogische Heime“ sowie „Heime für sinnesgestörte, körperlich oder geistig behinderte Minderjährige“)³³ ausdrücklich der Heimaufsicht der Landesjugendämter. Mehr noch: Im Hinblick auf die „jeweiligen Spezialaufgaben“ dieser Einrichtungen seien zudem „besondere, über den Rahmen dieser Richtlinien hinausreichende Gesichtspunkte zu beachten“, so zum Beispiel die „Richtlinien des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages für heilpädagogische Heime“.³⁴

Nach dem eben Gesagten unterstand natürlich auch das Johanna-Helene-Heim der Heimaufsicht des Landesjugendamtes in Münster, was dieses auch selbst im Rahmen einer Befreiungsverfügung³⁵ für das Johanna-Helene-Heim an die „Orthopädische Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten für Körperbehinderte“ am 14. Dezember 1965 schrieb: „3. Die Einrichtung [das Johanna-Helene-Heim] unterliegt der Heimaufsicht nach § 78 JWG. Die in ihr betreuten Minderjährigen unter 16 Jahren unterstehen der Aufsicht des Landesjugendamtes nach § 79 Abs. 1.“³⁶

8.4.3. Der Prüfungsauftrag der Heimaufsicht

Im Rahmen der Heimaufsicht hatten die Landesjugendämter zu prüfen, ob *Träger* – als Hauptverantwortlicher für die Auswahl und die Beaufsichtigung der Einrichtungsleitung – und *Leitung* – als unmittelbar verantwortlich für die Minderjährigen – den Vorschriften des § 78 Abs. 3 (Betreuung der Minderjährigen durch geeignete Kräfte) und des § 78 Abs. 4 (Melde- und Anzeigepflichten) nachkamen. Allerdings ging die Prüfungspflicht der Landesjugendämter weit über diese beiden Bestimmungen hinaus. Nach § 78 Abs. 2 JWG war auch zu prüfen, ob „in den Heimen und anderen Einrichtungen die Voraussetzungen für das leibliche, geistige und

31 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 47.

32 Jans/Happe, JWG-Kommentar, S. 595.

33 Ebd., S. 600.

34 Zum AFET siehe: AFET (Hg.), 100 Jahre AFET – 100 Jahre Erziehungshilfe, Band I, 1906 – 2005, Hannover 2006.

35 Das Landesjugendamt kann eine Einrichtung von der Anwendung des § 28 JWG (Erlaubnispflicht) widerruflich befreien.

36 Landschaftsverband Westfalen-Lippe, das Landesjugendamt, an die Volmarsteiner Anstalten, 14.12.1965, Bl. 1, Altregistratur des LWL-Landesjugendamtes Westfalen in Münster, Ordner „Oscar-Funcke-Haus. Kinderheim für Körperbehinderte, Wetter, Hartmannstraße 16 – 18“.

seelische Wohl der Minderjährigen gewährleistet³⁷ wurde. Dabei umfasste das *leibliche Wohl* die angemessene Unterbringung, die gesundheitliche Betreuung sowie die „leibeserzieherische“ Förderung der Pflegebefohlenen.³⁸ Das *geistige Wohl* beinhaltete die Sicherstellung der geistigen Entwicklung, die ausdrücklich die musische, gesellschaftliche und staatsbürgerliche Bildung und Erziehung auch außerhalb des Heimes einschloss. Das *seelische Wohl* schließlich bezog sich auf die ethische, moralische und religiöse Erziehung und Bildung der Schutzbefohlenen.³⁹

8.4.4. Die Instrumente der Heimaufsicht in Nordrhein-Westfalen

Das Jugendwohlfahrtsgesetz war (nicht nur) hinsichtlich der Instrumente zur Durchführung der Heimaufsicht „unvollständig und unzusammenhängend“⁴⁰ geblieben. Selbst die „üblichste“ Tätigkeit der Heimaufsicht, nämlich die Besichtigung der Einrichtung, blieb unerwähnt.⁴¹ Seine Konkretisierung erfuhr das JWG durch Ausführungsrichtlinien der Bundesländer, die diese für ihre Landesjugendämter erließen. Für das Land Nordrhein-Westfalen traten die „Richtlinien zur baulichen Gestaltung, Ausstattung, Gesundheitspflege und personellen Betreuung von Einrichtungen im Rahmen der Heimaufsicht nach § 78 JWG“ am 27. Februar 1963⁴² in Kraft. Für die Heime in Nordrhein-Westfalen sollte die Heimaufsicht „durch allgemeine Beratung, durch Besichtigung und durch Überprüfung der eingehenden Mitteilungen nach § 78 Abs. 3 und 4, ggf. an Ort und Stelle“⁴³ erfolgen. Die Besichtigungen durch Fachleute des Landesjugendamtes sollten turnusmäßig erfolgen: Heime waren jedes zweite Jahr, andere Einrichtungen mindestens jedes vierte Jahr zu Aufsichtszwecken zu besuchen.⁴⁴ Davon unbenommen waren Besichtigungen aufgrund besonderer Anlässe, etwa wenn es Beschwerden gab.

37 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 64. Das JWG § 1, Abs. 1 sprach von „Tüchtigkeit“.

38 Das Folgende nach Happe, Heimaufsicht (1965), S. 34 f.

39 Dieses sei, so der ehemalige Leiter des Landesjugendamtes beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Dr. Günter Happe, der „schwierigste und wichtigste Teil der Erziehung“, erziehe [doch] hier „mehr noch als in anderen Bereichen“ der Erzieher „durch sein eigenes Verhalten, durch sein lebendiges Beispiel“. Happe, Heimaufsicht (1965), S. 35. Das JWG § 1, Abs. 1 spricht von „gesellschaftlicher Tüchtigkeit“.

40 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 63.

41 Hierzu kritisch: Happe, Heimaufsicht (1965), S. 64.

42 Diese ergänzte die Arbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter um grundsätzliche Bestimmungen, die „für die äußere Gestaltung von Einrichtungen nach § 78 JWG bedeutsam“ waren. Jans/Happe, JWG-Kommentar, S. 587.

43 Ministerialblatt Nordrhein-Westfalen, 1963, S. 287, zitiert nach: Happe, Heimaufsicht (1965) S. 64.

44 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 70. Für die Richtlinien siehe: Ministerialblatt Nordrhein-Westfalen, 1963, S. 289.

In Nordrhein-Westfalen fanden Heimbesichtigungen grundsätzlich nur nach vorheriger Anmeldung statt.⁴⁵ Man war sich dabei durchaus darüber im Klaren, dass eine angemeldete Visite den Nachteil hatte, dass das Heim dann nicht im „üblichen Alltagsbetrieb“ war und so ein „etwas besseres Bild als üblich“⁴⁶ abgeben konnte. Allerdings erhöhte sich auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit, sowohl die Einrichtungsleitung als auch den Einrichtungsträger anzutreffen, um der gesetzlichen Beratungspflicht nachkommen zu können. In „begründeten Einzelfällen“ behielt sich das Landesjugendamt allerdings unangemeldete Heimbesuche vor.⁴⁷

Um das umfassende Wohl der Kinder und minderjährigen Jugendlichen zu gewährleisten, sollte *jeder* Bereich des Heimbetriebs, soweit er für die Erziehung der Schutzbefohlenen von Bedeutung war, von den Landesjugendämtern regelmäßig kontrolliert werden.

So nahmen die Richtlinien des Landes Nordrhein-Westfalen folgerichtig auch die Qualifikation und die Eignung des Heimpersonals in den Blick. Diese bestimmten, dass „die Leiter sowie das pädagogische und pflegerische Personal der Heime und Einrichtungen die fachlichen und persönlichen Voraussetzungen für ihre Aufgabe erfüllen“⁴⁸ *mussten*. Ein ausführlicher Lebenslauf, Ausbildungszeugnisse und Tätigkeitsnachweise sowie ein amtsärztliches Gutachten und ein polizeiliches Führungszeugnis sollten als Prüfungsgrundlage dienen. Die Landesjugendämter waren dazu angehalten, zu „Vereinbarungen über die Voraussetzungen der Eignung der erzieherischen und pflegerischen Kräfte in den Einrichtungen mit den Trägern der freien Jugendhilfe“⁴⁹ zu kommen. Die „eigentlichen Fragen der Pädagogik“ sollten einem „späteren Richtlinienwerk vorbehalten“ sein.⁵⁰

Hinsichtlich des Personalstamms war das Land Nordrhein-Westfalen zu Zugeständnissen bereit. So war man sich durchaus bewusst, dass die personellen Forderungen „zum Teil noch hinter dem zurück[blieben], was nach den Erkenntnissen

45 Ministerialblatt Nordrhein-Westfalen, 1963, S. 289, nach: Happe, Heimaufsicht (1965), S. 70. In Schleswig-Holstein behielt das Landesjugendamt sich „unvermutete Überprüfungen“ vor.

46 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 70.

47 Im Walpurgis-Kinderheim in Soest, einer vom Evangelischen Perthes-Werk getragenen, vom Wittekindshof medizinisch betreuten Einrichtung für geistig behinderte Kinder, erfolgte 1970 eine unangemeldete Besichtigung durch die Heimaufsicht, nachdem ein dort beschäftigter Zivildienstleistender öffentlich schwere Vorwürfe erhoben hatte. Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, Das Evangelische Perthes-Werk. Vom Fachverband für Wandererfürsorge zum diakonischen Unternehmen, Bielefeld² 2009, S. 229-234.

48 Richtlinien, S. 587.

49 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 63.

50 Jans/Happe, JWG-Kommentar, S. 587. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

der Fachwissenschaft und Praxis gefordert werden müsste“, angesichts des „akuten Erziehermangels in weiten Bereichen“ seien höhere Forderungen aber „zur Zeit“ nicht vertretbar.

Hinsichtlich der räumlichen Unterbringung der Minderjährigen machten die nordrhein-westfälischen Behörden ebenfalls bestimmte Vorgaben. So war dem Träger aufgegeben, „die Einrichtungen in einem guten baulichen Zustand zu erhalten“.⁵¹ Für Kinder über einem Jahr war zum Beispiel eine „ausreichende Spielfläche im Freien“ zur Verfügung zu stellen. Diese sollte im Halbschatten liegen und für „kleine Kinder mit einem Sandkasten, für die größeren mit ausreichenden Bewegungsgeräten ausgestattet sein“. Auch war Spiel-, Lehr- und Bildungsmaterial „in ausreichender Zahl“ und „jeder Altersstufe“ entsprechend vorzuhalten, das zudem „ständig“ zu ergänzen war. Die Baurichtlinien regelten des Weiteren die Breite der Flure, die Höhe und Tiefe von Treppenstufen, die Beschaffenheit der Fußböden, die Ausstattung der Zimmer usw. Allerdings gab es eine Einschränkung dieser Baurichtlinien, sie sollten „in erster Linie für Neu-, Um- und Erweiterungsbauten“ gelten. Ob man von Seiten des Landesjugendamtes für bereits bestehende Einrichtungen einen „abweichenden Zustand“ hinnehmen könne, sollte „nach der Lage des Einzelfalles“ beurteilt und entschieden werden.

Ein eigener Abschnitt war der „Gesundheitspflege“ gewidmet.⁵² Die ärztliche und zahnärztliche Versorgung der Kinder und minderjährigen Jugendlichen war von Seiten der Anstalt „sicherzustellen“. Dabei sollten die Kinder möglichst einem Facharzt für Kinderkrankheiten vorgestellt werden. Regelmäßige Gewichts- und Wachstumskontrollen waren ebenso vorgeschrieben wie Reihenuntersuchungen zur „Überwachung des allgemeinen Gesundheitszustands“. Eine wichtige Rolle kam hier dem Heimarzt zu, der „die Leitung in allen gesundheitlichen Fragen beraten“ sollte. Ihm oblag es zudem, „Maßnahmen [zu] empfehlen, die für eine gesunde Entwicklung der Minderjährigen notwendig sind“.

Die Landesjugendämter sollten also die Träger und Leiter in deren Arbeit umfassend beraten und deren erzieherische Bemühungen fördern.⁵³ Dies sollte vor allem im regelmäßigen persönlichen Gespräch zwischen dem Landesjugendamt und dem Einrichtungsträger bzw. Leiter geschehen. Zusätzliche Rundschreiben der Landesjugendämter sollten dem Austausch, der Erfahrungsvermittlung und der weiteren

51 Richtlinien, S. 588. Das Nachfolgende nach ebd.

52 Richtlinien, S. 589. Für das Nachfolgende siehe ebd.

53 Das Folgende nach: Happe, Heimaufsicht (1965), S. 66 ff.

Beratung dienen. Zusätzlicher Weiterbildungsbedarf sollte mit von den Landesjugendämtern durchgeführten Arbeits- und Fachtagungen gewährleistet werden. Neben diese pädagogisch-fachliche Unterstützung trat die finanzielle Förderung der Einrichtungen. Diese konnte „in Form der Zuweisung von Darlehen und Zuschüssen, sei es für Bau- und Einrichtungsmaßnahmen, sei es zur Verbesserung der personellen Besetzung mit Fachkräften durch Gehaltsbeihilfen wirksam“⁵⁴ werden.

8.4.5. Die Heimaufsicht im Johanna-Helene-Heim

Wie bereits erwähnt, fiel seit 1961 auch das Johanna-Helene-Heim unter die unmittelbare Heimaufsicht durch das Landesjugendamt in Münster.⁵⁵ Angesichts der Überlieferungssituation im Archiv des Landesjugendamtes Münster muss jedoch davon ausgegangen werden, dass vor dem 6. Mai 1965 keine Besichtigung des Johanna-Helene-Heims im Rahmen der Heimaufsicht stattgefunden hat.⁵⁶ Wie ist dies zu erklären?

Die institutionalisierte Heimaufsicht war ein neues und damit unerprobtes Instrument in der landesjugendamtlichen Praxis. Es ist sicherlich von Anlaufschwierigkeiten, etwa in der Rekrutierung von Fachkräften, der Organisation der Besuche, der Berichterstattung u. a. auszugehen. Zudem lagen dem Landesjugendamt in Münster bis Mitte 1963 keine Richtlinien vor, die die Durchführung der ihm übertragenen Heimaufsicht konkretisierten.

Zudem kann nicht ausgeschlossen werden, dass ein Heim, in dem Minderjährige mit körperlichen Einschränkungen lebten, auf der Prioritätenliste des Landesjugendamtes nicht sehr weit oben rangierte. Fürsorgeerziehungsheime, in denen so genannte „Verwahrlosungsfälle“ untergebracht waren, standen von jeher mehr im Zentrum des Interesses der Behörden. Auch mag es sein, dass man den Orthopädi-

54 Happe, Heimaufsicht (1965), S. 68.

55 Das Landesjugendamt Westfalen (seit 1947 Westfalen-Lippe) wurde 1924 auf Beschluss des Westfälischen Provinziallandtages beim Provinzialverband gegründet. Siehe: Wolfgang Gernert, Ressourcen und Leistungen seit 1924, in: Markus Köster/Thomas Küster (Hgg.), Zwischen Disziplinierung und Integration. Das Landesjugendamt als Träger öffentlicher Jugendhilfe in Westfalen und Lippe (1924 – 1999), Paderborn 1999, S. 105–114, S. 111.

56 Anlässlich dieses Termins wurde festgestellt, dass der Anstrich im Erdgeschoss des Johanna-Helene-Heim „erneuerungsbedürftig“ sei. Moniert wurde der zu geringe Abstand der Handtücher sowohl auf der Mädchen- als auch auf der Jungenseite. Auch die Heizkörper wurden, da sie nicht verkleidet waren, beanstandet. Das Spielgelände vor dem Haus wurde als „nicht sehr groß“ bezeichnet. Siehe: Vermerk vom 14.6.1965 betr. Besichtigung des Johanna-Helene-Heims am 6.5.1965, Bl. 1 ff., Altregistratur des LWL-Landesjugendamt Westfalen in Münster, Ordner „Oscar-Funcke Haus“.

schen Anstalten Volmarstein einen gewissen Vertrauensvorschuss entgegenbrachte,⁵⁷ handelte es sich hier doch um einen diakonischen Träger, dem die Sorge um das körperliche, geistige und seelische Wohl seiner Schutzbefohlenen immanent und damit selbstverständlich zu sein schien.

57 Inwieweit der seit seinen Anfängen eng begrenzte Handlungs- und Gestaltungsspielraum des Landesjugendamtes sich im Umgang mit der wenig zeitnahen Heimaufsicht des Johanna-Helena-Heims fortsetzte, kann hier nur als Frage formuliert werden. In Westfalen ließen sich die Städte hinsichtlich ihrer Jugendpolitik und Jugendarbeit nur wenig hineinreden. Zudem besaß es in Westfalen Tradition, die praktische Arbeit auf die konfessionellen Verbände und Einrichtungen zu übertragen, die man zugleich subventionierte, und drittens schließlich ressortierten wesentliche Teile der Jugendhilfe zwar innerhalb des Provinzialverbandes, aber außerhalb des Landesjugendamtes. Ewald Frie kommt daher zur Schlussfolgerung, dass das Landesjugendamt sich in seiner Arbeit vorrangig auf den „Einsatz des Steuerungsmediums Geld“ beschränkte. Siehe: Ewald Frie, Die Anfänge im Spannungsfeld von Staat, Kommunen und privater Fürsorge, in: Köster/Küster (Hgg.), Disziplinierung, S. 7-16, S. 13.

9. „Noch paar Wochen, da wär' ich kaputt gegangen.“ – Das Ende des Johanna-Helenen-Heims und der Wandel der Behindertenhilfe

In „gegenseitigem Einverständnis“¹ vereinbarten das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus und die Volmarsteiner Anstalten am 19. Dezember 1966, dass die Schwestern zum Beginn der Sommerferien 1967 von der „Schulstation“ des Johanna-Helenen-Heims abgezogen werden sollten. Auch die Arbeit in der „Siechenstation“ für Kinder und in jener für Frauen im Johanna-Helenen-Heim sollte den Diakonissen nicht länger zugemutet werden.²

Schwester Martha hatte sich entschlossen, nur noch bis zum 1. Oktober 1966 im Johanna-Helenen-Heim zu arbeiten. Für ihre Entscheidung machte sie vor allem gesundheitliche Probleme geltend, die allerdings – bei genauerer Betrachtung – nicht so gravierend waren, als dass sie unbedingt eine Kündigung gerechtfertigt hätten: „Da ich mich nach meiner letzten Erkältung schlecht erholen kann, die Beine abends dick geschwollen sind, möchte ich die Arbeit aufgeben.“³ Vielmehr hätte ein Hinweis auf ihr Alter – 1966 war sie 66 Jahre alt und damit in rentenfähigem Alter – durchaus als Grund gereicht, um ein Ausscheiden aus dem Dienst zu erbitten. Das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus wollte dem Wunsch seiner Schwester entsprechen, wies aber interessanterweise weniger auf die Trennung von Volmarstein, wo Schwester Martha ja immerhin zwanzig Jahre gearbeitet hatte, als vielmehr auf

1 Aktennotiz von Lenkitsch, 21.12.1966, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar, 673.

2 Ebd.

3 Schwester Martha an Schwester Charlotte, 7.6.1966, Schwesternakte Martha Statz, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

die bevorstehende Trennung von ihrer Mitschwester Elise hin: „Es ist ein schwerer Entschluss, den Sie gefasst haben, liebe Schwester Marthchen, und ich denke teilnehmend an Sie und auch an Schwester Elise. Die Trennung wird Ihnen beiden nicht leicht werden.“⁴ Diese Trennung sollte nicht stattfinden, die Schwestern gingen zum gleichen Zeitpunkt in den „Feierabend“.⁵

Die Volmarsteiner Anstaltsleitung blickte dem bevorstehenden Abzug der Schwestern recht gelassen entgegen, sie hatte mit deren baldigen Abschied gerechnet: „Es wären ohnehin wegen Invalidität die meisten der Schwestern noch im Laufe dieses Jahres ausgeschieden.“⁶ Am 3. August 1967 wurden die letzten sieben Königsberger Diakonissen in einer Feierstunde von Volmarstein verabschiedet.⁷ Nach über zwanzigjährigem Dienst in „großer Treue“ sei sowohl den „Kranken des Johanna-Helena-Heims, aber auch den Schwestern selbst“ der Abschied voneinander schwer gefallen, so Kalle in seiner Abschiedsrede.

Aber fiel der gegenseitige Abschied wirklich so schwer? Folgt man Schwester Jenny, so hatte sie sich und ihre Mitschwester bereits vor dem eigentlichen Rückzug als mehr oder weniger nur noch geduldet wahrgenommen: „Es ist jetzt hier nicht mehr schön und auch nicht ganz einfach und man muss lernen, viel zu übersehen. Der Abschied wird uns allen leicht gemacht.“⁸

Vierzig Jahre später schilderte Schwester Jenny ihren Abschied aus Volmarstein im Gespräch mit uns mit sehr gemischten Gefühlen. Für sie persönlich sei der Abzug gerade noch rechtzeitig erfolgt: „Noch paar Wochen, da wär' ich kaputt gegangen“.⁹ Ihrer Darstellung nach wurde die Station aufgegeben, weil es zu wenige Schwestern gab. Man habe um Verstärkung gebeten, aber „die hatten niemand, das heißt, die hätten schon, aber die müssten ja bezahlen, und das war damals, die Innere Mission war nicht so wie heute, die war arm. Und da mussten wir die Sachen packen und abziehen.“ Die Oberin habe auch nichts machen können. Trotz ihrer körperlichen Erschöpfung sei ihr der Abschied aus Volmarstein schwer gefallen. Als sie abreiste, habe sie weinen müssen, und auch eines der Kinder habe geweint, was ihr sehr nahe gegangen sei. „Dieser Gedanke, der hat mich immer verfolgt, aber was soll man

4 Königsberger Diakonissen-Mutterhaus an Schwester Martha, 8.6.1966, Schwesternakte Martha Statz, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

5 Ellen Schmitt, Nachruf auf Schwester Elise, 16.12.1978, Schwesternakte Elise Dickschat, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

6 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 16.4.1967, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Vorstandsprotokolle 4.6.1965 – 3.12.1968“.

7 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 14.9.1967, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Vorstand der Orthopäd. Anstalten Volmarstein 20.6.1967 – 5.12.1969“. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

8 Schwester Jenny an Schwester Charlotte, 11.6.1967, Schwesternakte Jenny Zoller, Archiv Königsberger Diakonie Wetzlar.

9 Interview Jenny Zoller, 20.2.2008. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

machen, ich konnte nicht mehr, ich war ein Wrack, als ich hierher kam.“ In der ersten Zeit im Krankenhaus in Wetzlar habe sie dann gedacht, „ich bin im Himmel“.

Mit dem Umzug der Jungen und Mädchen im Sommer 1967 aus dem Johanna-Helene-Heim in das Oscar-Funcke-Haus¹⁰ sollte ein neues Kapitel in der Anstaltsgeschichte aufgeschlagen werden. Der räumliche Wechsel wurde von einem gründlichen Wechsel in der personellen Besetzung begleitet. Die Leitung des neuen Schulheims übernahm keine Schwester mehr, sondern Eugen Röder,¹¹ der bisher als Dozent am Martineum tätig gewesen war. Damit stand ein voll qualifizierter Pädagoge für den Wohnbereich der Kinder des ehemaligen Johanna-Helene-Heims in der Verantwortung. Röder hatte, so in seiner Rückschau, das neue Heim „ausdrücklich als Kontrast zum Johanna-Helene-Heim konzipiert“.¹² Dies bestätigt auch Adolf Harms: Die Kinder seien „wie befreit“ gewesen, nachdem sie aus dem Johanna-Helene-Heim in das geräumige Oskar-Funcke-Haus gezogen waren.¹³

Der endlich erfolgte Neuanfang in der Beschulung der Kinder und Jugendlichen habe es ihm ermöglicht, „meine Mitarbeiter persönlich anzuwerben“. Ihm sei es gelungen, eine „Elite junger Erzieher“ an sich zu ziehen, die jeweils Gruppen von nur noch 15 Kindern zu betreuen hatten. Die Sorgen um qualifiziertes Personal, das sei an dieser Stelle bemerkt, sollten trotz allen Bemühens nie ganz abreißen. So arbeiteten beispielsweise 1969 im Oscar-Funcke-Haus nur sieben „Erziehungskräfte mit Vollbildung“,¹⁴ die gesetzlichen Richtlinien schrieben indes „wenigstens 17 ausgebildete Kräfte für Erziehung und Betreuung“ vor.

Nach dem Umzug der Kinder wurde die bisherige Kinderstation des Johanna-Helene-Heims einer „gründlichen Überholung“¹⁵ unterzogen. Wieso? Erneut sollten dort nämlich körperbehinderte Kinder einziehen! Mit neunzig Kindern war das Oscar-Funcke-Haus von Anfang an voll besetzt, zugleich aber lagen Anmeldungen von weiteren dreißig Kindern vor. Da die Anstalt nicht auf deren Aufnahme verzichten wollte, brachte sie die neuen Schüler und Schülerinnen im Johanna-Helene-Heim unter, trotz der dortigen ungenügenden Räumlichkeiten – das Gesundheitsamt Schwelm hatte das Johanna-Helene-Heim 1969 als „veraltet und fast nicht

10 Zur Einweihung des Oscar-Funcke-Hauses und der Oberlinschule siehe auch: epd vom 25.9.1967.

11 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 16.8.1967, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Vorstandsprotokolle 4.6.1965 – 3.12.1968“.

12 Mitteilung Eugen Röder, 1.8.2009. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

13 Interview Adolf Harms, 6.8.2008.

14 Arbeitsbericht des Anstaltsleiters zur Sitzung des Vorstandes und des erweiterten Vorstandes am 3.12.1969, Bl. 10, Archiv ESV, Ordner „Vorstand der Orthopäd. Anstalten Volmarstein 20.6.1967 – 5.12.1969“. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

15 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 14.9.1967, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Vorstand der Orthopäd. Anstalten Volmarstein 20.6.1967 – 5.12.1969“.

mehr zumutbar“¹⁶ befunden – und trotz des Personalmangels, der mit dem Weggang der Königsberger Schwestern eine enorme Zuspitzung gefunden hatte.¹⁷ Allerdings hatte man aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt: Die Unterbringung der Kinder wurde aufgelockert. Statt der bisher drei Stationen unterhielt man nur noch zwei Stationen mit jeweils sechzehn Kindern.¹⁸ Die frei gewordenen Räume sollten zukünftig teilweise als Aufenthalts-, Spiel- und Schulräume für die Schulkinder, teilweise aber auch für die Berufsschüler und Berufsschülerinnen dienen.¹⁹ Ob das Landesjugendamt dem Johanna-Helenen-Heim angeraten hatte, seine Belegungsdichte aufzulockern und mehr Raum für die Freizeitgestaltung vorzuhalten, muss offen bleiben. Das Margaretenhaus jedenfalls war diesbezüglich in das Visier des Landesbehörde geraten: Seine hohe Belegungsstärke war moniert und eine Auflockerung der Belegungsdichte angeordnet worden.²⁰

Mit der Umstrukturierung seit 1967 wuchs im Johanna-Helenen-Heim bzw. in der gesamten Anstalt die Sensibilität für die pädagogischen Erfordernisse im Umgang mit körperbehinderten Kindern und Jugendlichen. In einem bemerkenswerten Aufsatz distanzierte sich Pastor Kalle 1967 von der in seiner Anstalt jahrzehntelang vertretenen Theorie der „Krüppelseele“. Und ganz ausdrücklich wandte sich der Anstaltsleiter gegen jede Form der „Krüppelseelenpädagogik“. In einem Beitrag für die „Sozialpädagogik“, der Folgepublikation der „Evangelischen Jugendhilfe“, formulierte Kalle seine Gedanken zur „seelischen Konstitution des Behinderten“:

„Zu dieser Frage kann man die merkwürdigsten Vorurteile und Anschauungen hören bis hin zu der Meinung, der ‚Krüppel‘ sei auch seelisch verkümmert, verkümmert, boshaft und daher verabscheuungswürdig. Dazu kann man nur sagen, dass die Wirklichkeit völlig anders aussieht. Der Körperbehinderte, auch der von Geburt an durch Missbildungen schwer beeinträchtigte, ist von Natur geistig-seelisch genauso ausgestattet wie der normal gestaltete Mensch. In der seelischen Veranlagung sind keine Unterschiede festzustellen.“²¹

16 Protokoll der Sitzung des Vorstandes am 29.4.1969, Bl. 2, Archiv ESV, Ordner „XXXVII 20 Vorstand, Unterlagen, Protokolle 69 – 70“.

17 Anstaltsbericht für die Vorstandssitzung am 14.9.1967, Bl. 1, Archiv ESV, Ordner „Vorstand der Orthopäd. Anstalten Volmarstein 20.6.1967-5.12.1969“.

18 Ebd., Bl. 2.

19 Ebd., Bl. 3.

20 Ebd., Bl. 2.

21 Ernst Kalle, Seelsorge an körperbehinderten Jugendlichen. Erfahrungen und Konsequenzen, in: Sozialpädagogik, 9. Jg., 1967, S. 54-59, S. 56.

Auch verwarf der Anstaltsleiter jegliche Kategorisierung von Menschen mit Behinderungen: „Es gibt nicht *den* [kursiv im Original] Behinderten als Typus, es gibt nur Einzelschicksale, von denen jedes anders ist als das andere.“²² Und noch einmal betonte der Anstaltsleiter die „Normalität“ der „Seele“ des behinderten Menschen:

„Der Behinderte hat keine andere Seele als der nicht Behinderte, aber es kann sein, dass er auf Grund trauriger Erfahrungen und auf Grund seiner besonderen Situation kritischer denkt, feiner empfindet und empfindlicher reagiert.“

Zugleich verwies Kalle auf die „Umwelteinflüsse“,²³ die für den behinderten Menschen „eine besondere Bedeutung“ besäßen. Für dessen Charakter- und Persönlichkeitsbildung käme es nämlich entscheidend darauf an, *wie* dem behinderten Menschen begegnet würde. Hier zeichnete sich ein deutlicher Paradigmenwechsel ab: Wurde der Charakter des behinderten Menschen in Volmarstein bis zu diesem Zeitpunkt lediglich als „Produkt“ seiner körperlichen Einschränkungen und zwangsläufig stets als prekär gesehen, so unterstrich Kalle jetzt die Bedeutung der Gesellschaft und damit die Verantwortung und die Verantwortlichkeit jener Personen, die „den Behinderten umgeben und mit ihm zu tun haben, Eltern und Familienangehörige, Nachbarn, Lehrer und andere.“

Bedauern ob des Schicksals des behinderten Kindes und Mitleid mit dessen Körperlichkeit lehnte der Anstaltsleiter ab, dies führe notwendigerweise zu „Minderwertigkeitsgefühlen und -komplexen“. Wer „wirklich helfen“²⁴ wolle, der müsse „Einfühlungsvermögen, Geduld, Liebe und zu dem allen die notwendige Zeit“ aufwenden.

Auch distanzierte sich der Anstaltsleiter von einem weiteren Grundpfeiler der „Krüppelpädagogik“, wonach nämlich der behinderte Mensch – um überhaupt einen gewissen „Wert“ zu besitzen – ein so genanntes „nützliches“ (und das hieß produktives) Glied der Gesellschaft werden müsse. Dagegen stellte Kalle – in Rückbesinnung auf den Kern bedingungsloser christlicher Nächstenliebe – klar, dass der „Wert eines Menschen“ nicht von seiner Leistungsfähigkeit abhängen, sondern allein davon, „wie Gott ihn ansieht und was er aus ihm machen will“,²⁵ und weiter: „Ja, in Gottes Augen ist der Schwache besonders wertgeachtet.“

Die Aufwertung des behinderten Menschen als „wertvoll“ verknüpfte Kalle zusätzlich mit dessen Recht, als eine Persönlichkeit mit individuellen Bedürfnissen

22 Ebd., S. 57. Für das nachfolgende Zitat siehe ebd.

23 Ebd., S. 56. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

24 Ebd., S. 57.

25 Ebd., S. 58. Für die nachfolgenden Zitate siehe ebd.

– wie jeder andere Mensch auch – wahrgenommen zu werden. Hierzu gehörten für Kalle selbstverständlich auch die sexuellen Bedürfnisse und Wünsche von Menschen mit Behinderungen. Zwar forderte Kalle – christlichem Gedankengut folgend –, dass Sexualität ausschließlich in einer vor Gott geschlossenen Ehe gelebt werden sollte, trotzdem blieb seine Einlassung bemerkenswert, kam sie doch – trotz eines sich wandelnden gesellschaftlichen Klimas – einem Tabubruch gleich. Dieser von Empathie und Respekt getragene Perspektivenwechsel führte in Volmarstein 1967 zu einer bedeutsamen Entscheidung, die auch optisch mit dem tradierten Blick der „Gesunden“ auf die „Anderen“ brach. In einem der Pflegeheime für Menschen mit schwersten Behinderungen war seit Jahr und Tag folgender Wandspruch zu lesen gewesen: „Habe dein Schicksal lieb, es ist der Weg Gottes mit Deiner Seele.“ Diesen Satz empfanden diejenigen, die in dem Haus lebten und ihn damit zwangsläufig jeden Tag vor Augen hatten, als „Hohn auf ihre Situation“. Die Beschriftung wurde umgehend entfernt. Dieser Vorgang zeugt nicht nur von einem sich im Wandel befindlichen Blick der Anstalt auf die ihr Anvertrauten, sondern auch von einem gewachsenen Selbstbewusstsein der Betroffenen selbst, die freimütig ihren Unmut artikuliert, Druck gemacht und sich letztendlich erfolgreich durchgesetzt hatten.

Auch setzte man sich in Volmarstein mehr und mehr mit der eigenen Strafpraxis, vor allem mit der Anwendung von Körperstrafen auseinander. Anlässlich einer Hausleiterkonferenz im November 1969 wies Pastor Rudolf Lotze die Anwesenden noch einmal darauf hin, dass „es in unseren Anstalten streng verboten ist, Pflegebefohlene zu schlagen“.²⁶ Würden solche „Vorkommnisse“ Gegenstand von Gerichtsverhandlungen, so würde den Anstalten „ungeheurer Schaden, auch durch die Presse“ entstehen, so die Befürchtung des Anstaltsleiters. Nicht zu klären war, um welches Haus der Anstalt es sich handelte. Dr. Herbert Pürschel, der Leiter der Lehrwerkstätten, wies darauf hin, dass die Lehrwerkstätten „sich von jedem neu eingestellten Mitarbeiter die Kenntnisnahme des Züchtigungsverbot“²⁷ unterschreiben ließen. Erneut stand das Thema „Strafen“ im Oktober 1970 auf der Agenda einer Hausleiterkonferenz. Dieses Mal schienen die Jugendhäuser betroffen zu sein. Ohne auf Details einzugehen, waren sich die Anwesenden darüber einig, dass in der täglichen Strafpraxis ein Unterschied gesehen und gemacht werden müsse zwischen „Jugendlichen, die sich vorübergehend zur Ausbildung hier befinden und Pfléglingen, die ihr ganzes Leben bei uns verbringen“.²⁸ Man verzichtete also nicht auf Strafen, wandte sie aber differenzierter an.

26 Hausleiterkonferenz am 13.11.1969, Bl. 3, Archiv ESV, Ordner „Hausleiterkonferenz 1947 – 1969“.

27 Ebd.

28 Niederschrift über die Hausleiterkonferenz am 22.10.1970, Bl. 4, Archiv ESV, Ordner „Hausleiterkonferenzen 1970 – 1971 v. P. Bach“.

„1968“ und die gemeinhin mit dieser Jahreszahl²⁹ verknüpften gesellschaftlichen Ideale – Abbau von Hierarchien, Partizipation, Gleichberechtigung – fanden schließlich, wenn auch zögerlich, Eingang in die tägliche Praxis und in den inneranstaltlichen Diskurs von Volmarstein. So fand zum Beispiel Anfang 1971 ein Podiumsgespräch in Volmarstein statt, an dem auch der junge Diakon Adolf Harms teilnahm. Diskussionsgegenstand war das „Demokratische Verhalten in den Häusern“ und die Möglichkeit der Umsetzung demokratischer Prinzipien³⁰ in den Häusern von Volmarstein. Pastor Rudolf Lotze äußerte sich zufrieden mit Verlauf und Inhalt der Diskussion. Der Anstaltsleiter gab seiner „Hoffnung Ausdruck, dass wir damit ein gutes Stück vorangekommen sind in unserer Bemühung, in unserer Anstalt Demokratie zu üben.“³¹

29 Für eine instruktive Einführung: Ursula Krey, „Der Bruch mit der Gehorsamstradition“ Die 68er Bewegung und der gesellschaftliche Wertewandel, in: Bernd Hey/Volkmar Wittmütz (Hgg.), 1968 und die Kirchen, Bielefeld 2008, S. 13-34.

30 Adolf Harms gibt an, dass im Oscar-Funcke-Haus Gruppengespräche stattfanden, in die auch die Kinder mit einbezogen wurden. Harms wurde zudem in die Mitarbeitervertretung gewählt. Auch dort wurde über eine „Demokratisierung“ des Heims unter Beteiligung der Bewohner und Bewohnerinnen diskutiert. Mitteilung Adolf Harms, 19.11.2009.

31 Protokoll der Hausleiterkonferenz am 3.3.1971, Bl. 3, Archiv ESV, Ordner „Hausleiterkonferenzen 1970 – 1971 v. P. Bach“.

10. Resümee

Am 26. März 2009 stellten wir einer interessierten Öffentlichkeit erstmals unsere Forschungsergebnisse zum Johanna-Helenen-Heim vor. Unseren Vortrag schlossen wir mit den folgenden Sätzen: „Öffnete man in den 1950er und 1960er Jahren die Tür zum Johanna-Helenen-Heim, so sah man in einen Abgrund der Willkür, der Zerstörung, der Gewalt, der Angst und der Einsamkeit. Man blickte in das ‚Herz der Finsternis‘.“¹ Wieso erschien uns diese zu zahlreichen Assoziationen einladende Formulierung als besonders geeignet, um die damaligen Zustände im Johanna-Helenen-Heim zu charakterisieren?

„Herz der Finsternis“ lautet der Titel eines der berühmtesten Romane von *Joseph Conrad* (1857–1924).² In dieser kleinen, 1899 zunächst in einer Zeitschrift, 1902 als Buch erschienenen Abhandlung beschrieb und verarbeitete Conrad seine Erlebnisse während einer Expedition zum Oberlauf des Kongos im Jahre 1890. Der damals

1 Vgl. Westfalen-Post, 28.3.2009; Westfälische Rundschau, 28.3.2009; Frankfurter Rundschau, 65. Jg., Nr. 74, 28./29.2.2009, S. 15; epd-Wochenspiegel 14/2009, 2.4.2009, S. 6; Unsere Kirche – Ev. Zeitung für Westfalen und Lippe, Nr. 16, 12.4.2009.

2 Eine biographische Einführung bietet: Renate Wiggershaus, *Joseph Conrad*, München 2000. Zum literarischen Werk *Joseph Conrads zuletzt*: Cordula Lemke/Claus Zittel (Hgg.), *Joseph Conrad (1857–1924)*, Berlin 2007. Conrad lehnte übrigens die Theorien Cesare Lombrosos, etwa dass anhand phrenologischer Studien der Grad der Kriminalität einer Person nachgewiesen werden kann, ab. Er karikierte sie in seinen Schriften. Siehe: Sybille Baumbach, *Der ‚vermessene Mensch‘: Physiognomische Lektüren in Joseph Conrads Heart of Darkness, Lord Jim und Chance*, in: Lemke/Zittel (Hgg.), *Joseph Conrad*, S. 75–96, S. 75 f. Auf Lombrosos „Erkenntnisse“ bezog sich – wie vorne beschrieben – der Erfinder der „Krüppelseelenpädagogik“ Hans Würtz.

43-Jährige glaubte zunächst, an einer nicht vorrangig profit-, sondern forschungsorientierten Unternehmung beteiligt zu sein. Rasch musste er aber feststellen, dass er sich getäuscht hatte. Das Ziel der „Société Anonyme Belge pour le Commerce du Haut-Congo“, in deren Diensten er als Kapitän stand, war die rücksichtslose Ausbeutung des afrikanischen Landes, das 1884 auf der „Kongo-Konferenz“ zum Privateigentum des belgischen Königs *Leopold II.* (1835–1909) erklärt worden war. Damit stand der „Freistaat Kongo“, wie das afrikanische Gebiet nun hieß, außerhalb jeglichen Völkerrechts. In der Folge vollzog sich eine bis dahin in ihrer Grausamkeit einmalige Kolonialpolitik.³ Unter dem „Deckmantel eines wortreichen humanitären Missionseifers“⁴ wurde das Land ausgeplündert, die Bevölkerung millionenfach zur Arbeit gezwungen, verstümmelt, versklavt, getötet. Vor diesem historischen Hintergrund entwickelte Conrad einen komplexen und hochsymbolischen Text,⁵ in den er seine Erlebnisse – vermittelt der Erzählerfigur Marlow – virtuos einflocht. Marlows Fahrt auf dem Kongo wird darin mehr und mehr zu einer Fahrt in das eigene Selbst, in das „innere Ausland“ (*Sigmund Freud*),⁶ letztlich in die Abgründe der menschlichen Seele schlechthin.⁷ Denn das Ziel der Reise – die Station eines Mr. Kurtz, eines mysteriösen weißen Handelsagenten – ist mehr als nur das Zentrum eines unerforschten „dunklen“, vermeintlich „unzivilisierten“ Landes. Es ist das dunkle Reich eines Mannes, der ein diktatorisches Regime errichtet hat. Dieser – in seinen Kreisen hoch angesehene – Vertreter einer sich den so genannten „Wilden“ gegenüber überlegen fühlenden „Zivilisation“ hat alle fortschrittlich-humanitären Errungenschaften – Achtung des menschlichen Lebens, Empathie mit den „Anderen“, Solidarität, Verhältnismäßigkeit in der Wahl der Mittel – aufgegeben. Kurtz ist der Verwahrloste, der Verrohte, der wahre „Wilde“, der aber letztlich die gesamte

3 Siehe hierzu den eindringlichen zeitgenössischen Bericht eines Weggefährten Conrads, *Roger Casement* (1864–1916), *The Eyes of another Race: Roger Casement's Congo Report and 1903 Diary*, Dublin 2004.

4 Siehe Daniel Göske, Nachwort, in: Joseph Conrad, *Herz der Finsternis*, Ditzingen 2008, S. 146–166, S. 152.

5 So folgt das Muster „Aufbruch, Fahrt und Rückkehr“ einem uralten narrativen Modell, explizit nimmt Conrad Bezug auf *Homers* Odyssee, auf *Dante Alighieris* (1265–1321) Göttliche Komödie sowie der buddhistischen Überlieferung von Siddharts Wanderungen. Göske, Nachwort, S. 156.

6 Geradezu bezeichnend ist, dass Conrads Buch nur ein Jahr vor dem bahnbrechenden Buch „Die Traumdeutung“ von Sigmund Freud (1856–1939) erschien. Allerdings ist anzumerken, dass Freuds Buch bereits im November 1899 fertig gestellt war, jedoch auf 1900 vordatiert wurde.

7 Cordula Lemke, Am Anfang war der Schiffbruch, in: dies./Zittel (Hgg.), *Joseph Conrad*, S. 135–150, S. 136: „Die Schiffsreise des Lebens führt also nicht nur durch die konkrete Welt der Erfahrung, sondern auch in das Innere der Seele, [...]“ Eine Neuauflage des „Herz der Finsternis“, das der Manesse-Verlag München 2007 herausbrachte, trägt bezeichnenderweise den Satz „Eine Reise ins Innere der menschlichen Seele“ im Untertitel.

Menschheit repräsentiert: „Die Botschaft ist, dass diese Wildnis in uns allen lauert, und vor allem tief im Herzen der Zivilisation selbst.“⁸

Während in Conrads Buch die Gründe für Kurtz' sukzessiven moralischen Niedergang im Dunkeln bleiben, konnten für das Johanna-Helenen-Heim sehr genau die Ursachen beschrieben werden, die zu den Zuständen führten, die im vorliegenden Buch analysiert worden sind.

Einst die Keimzelle des Volmarsteiner Anstaltskomplexes, war das Johanna-Helenen-Heim ab den späten 1940er Jahren einem schleichenden Statusverlust ausgesetzt. Durch die Konzentration schwer behinderter, „siecher“ Frauen aus allen Anstaltshäusern in den „Frauenstationen“ des Johanna-Helenen-Heims und die Verlegung der Säuglingsstation in die Orthopädische Klinik nahm das Johanna-Helenen-Heim nach und nach den Charakter eines „Siechenheimes“ an. Dieses Stigma wirkte sich auch auf die dortige „Schulstation“ und die dort beschulten Kinder aus, obwohl nur ein Teil der Einrichtung als „Kindersiechenstation“ galt. In der Prioritätensetzung der Volmarsteiner Anstalten, ablesbar an der Verteilung der knappen finanziellen und personellen Ressourcen, rangierte das Johanna-Helenen-Heim vom Ende der 1940er Jahre bis zur Mitte der 1960er Jahre weit hinter der Klinik und dem Bereich der beruflichen Rehabilitation.

Dies war indes keine Volmarsteiner Besonderheit. Hier spiegelt sich vielmehr eine allgemeine Tendenz der Sozialgeschichte von Menschen mit Behinderungen im Deutschland des 20. Jahrhunderts wider.⁹ In der Folge des Ersten Weltkriegs setzte sich eine Dreiteilung von Menschen mit Behinderungen durch: Die „Schwerbeschädigten“, deren körperliche Behinderung auf eine Kriegs-, Arbeits- oder Unfallverletzung zurückzuführen war, wurden gegenüber der Masse der „Krüppel“, also der Menschen mit körperlichen Behinderungen, die nicht zu diesen privilegierten Gruppen gehörten, bevorzugt, und am Ende der sozialen Leiter standen die „Unwertigen“ – die „Krüppelsiechen“, die nicht in die moderne Arbeitsgesellschaft integrierbar waren, ferner Menschen mit Mehrfachbehinderungen sowie Menschen mit geistigen Behinderungen oder Epilepsie. Diese verhängnisvolle Dreiteilung, die sich im „Dritten Reich“ (mit tödlichen Folgen für viele „unwertige“ Menschen mit Behinderungen) noch weiter verfestigt hatte, wirkte bis weit in die 1960er Jahre, teilweise noch darüber hinaus, nach. Eine weitere allgemeine Entwicklungstendenz

8 Nigel Barley, Mein Joseph Conrad, in: Der Tagesspiegel, 2.12.2007. Eine weitere Interpretation des „Herz des Finsternis“ geht dahin, dass es „vor allem das ‚Herz‘ selbst [es sei], das aus undurchdringlicher ‚Finsternis‘ besteht.“ Siehe Göske, Nachwort, S. 160.

9 Vgl. auch: Hans-Walter Schmuhl, Menschen mit Behinderungen im Spannungsfeld von Exklusion und Inklusion. Vorüberlegungen zu einer notwendigen Erweiterung der Sozialgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, in: Cantow/Grüber (Hgg.), Welt ohne Behinderung, S. 24-50.

der deutschen Behindertenpolitik im 20. Jahrhundert wird in der Geschichte der „Schulstation“ des Johanna-Helene-Heims deutlich. Die Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht, die auch für (körper-)behinderte Kinder bereits vor dem Ersten Weltkrieg gesetzlich eingeführt worden war, zog sich zäh hin, und gegen alle Stimmen, die sich schon frühzeitig für eine Integration körperbehinderter Kinder in die Regelschulen ausgesprochen hatten, etablierte sich seit den 1920er Jahren, stark beschleunigt in den 1950er Jahren eine Parallelwelt von Sonderschulen und Heimen, die die soziale Exklusion von Kindern mit Behinderungen zementierte und ihr Recht auf Bildung in der Praxis stark einschränkte. Kinder mit angeborenen oder früh erworbenen Behinderungen nahmen in der an den Normen der Arbeitsgesellschaft orientierten behindertenpolitischen Werteskala vorerst einen niedrigen Rang ein – erst der Contergan-Skandal markierte hier einen mentalen Wendepunkt.

Vor diesem Hintergrund betrachtet, entsprach die Zusammenlegung von „Schulstation“ und „Siechenstationen“ in einem Haus durchaus dem „Zeitgeist“. Abgekoppelt vom klinischen Betrieb und vom Bereich beruflicher Rehabilitation, wurde nur das Allernotwendigste in das Johanna-Helene-Heim investiert. Dies betraf die materielle Ausstattung ebenso wie Anzahl und berufliche Qualifikation des dort eingesetzten Personals. Die Königsberger Diakonissen, die seit 1947 auf den „Kinderstationen“ des Johanna-Helene-Heims eingesetzt wurden, waren in mehrfacher Hinsicht für die Pflege und Erziehung körperbehinderter Kinder ungeeignet. *Erstens* verfügten sie, weil aus der allgemeinen Krankenpflege kommend, über keinerlei pädagogische, geschweige denn heilpädagogische Qualifikation. *Zweitens* waren sie – je länger, desto mehr – mit den alltäglich anfallenden Aufgaben schon rein physisch überfordert: Die auf der Mädchenseite eingesetzten Schwestern Elise Dickschat und Martha Statz waren zu alt für diese Arbeit, mussten aber ohne Hoffnung auf eine Ablösung durch jüngere Kräfte auf dem ungeliebten Posten ausharren; auf der Jungenseite war Schwester Jenny Zoller weitgehend auf sich allein gestellt. Am schwersten aber wog, *drittens*, dass die Königsberger Diakonissen, selbst durch Krieg, Flucht oder Kriegsgefangenschaft traumatisiert und emotional erstarrt, nicht in der Lage waren, den Kindern geduldig, einfühlsam, liebevoll, vielleicht sogar mütterlich zu begegnen. Im Gegenteil: Die psychisch überforderten Schwestern reagierten auf jede Störung des alltäglichen Betriebsablaufs ungeduldig, gereizt und aggressiv und legten eine erschreckend hohe Gewaltbereitschaft an den Tag, die sie regelmäßig vor allem an jenen Kindern auslebten, die keine Eltern oder andere Fürsprecher hatten. Physische und psychische Gewalt gehörten zur täglichen Erziehungspraxis der Königsbergerinnen.

Auch im Hinblick auf die Lehrkräfte der „Schulstation“ lässt sich nachweisen, dass ihre Zahl unzureichend war – der an sich obligatorische Lehrer-Schüler-Schlüssel wurde nie erreicht – und dass ihre Qualifikation nicht den Anforderungen

entsprach. Im Umgang mit den Kindern zeigten sich indes deutliche Unterschiede: Erna Schumann wird übereinstimmend als freundlich und den Kindern zugewandt beschrieben. Erika Severin war eine sehr strenge Lehrerin, die regelmäßig körperliche Züchtigungen anwandte – ihr Verhalten scheint sich aber im Rahmen dessen bewegt zu haben, was damals an den Schulen noch üblich (wenngleich schon nicht mehr erlaubt) war. Die selber körperbehinderte Gertraude Steiniger hingegen wandte physische und psychische Gewalt in einem exzessiven Maße an. Aus nichtigem Anlass griff sie zu drakonischen Körperstrafen, die in manchen Fällen ernsthafte Verletzungen zur Folge hatten. Die Kinder im Johanna-Helenen-Heim lebten in Angst und Schrecken vor ihr, selbst die guten Schülerinnen und Schüler, die ihrem sehr ambitionierten Unterricht folgen konnten und von ihr maßgeblich gefördert wurden. Die schwächeren und vor allem die als „asozial“ stigmatisierten Kinder hatten bei Steiniger keine Chance. Geprägt war Gertraude Steiniger vom Konzept der „Krüppelpsychologie“ und „Krüppelseelenpädagogik“, das Hans Würtz zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt hatte. Durch straffe Disziplin, die jedes „Schonungsmitleid“ ausschloss, sollte die vermeintlich mit jeder körperlichen Schädigung einhergehende „seelische Verkrüppelung“ „sittlich ausgeglichen“ werden. Ihre Grenze fand diese repressive Pädagogik im so genannten „asozialen Krüppel“, der dementsprechend aus Erziehung und Bildung rigoros ausgegrenzt wurde. Steiniger, deren eigene berufliche Sozialisation in die Zeit des „Dritten Reiches“ fiel, hatte die Dichotomie zwischen dem sozial wertvollen körperbehinderten „Volksgenossen“ – sie selbst verkörperte diesen Typus exemplarisch – und dem sozial „minderwertigen Krüppel“ tief verinnerlicht und behandelte die vermeintlich „asozialen“ Kinder im Johanna-Helenen-Heim geradezu hasserfüllt.

Für die Ärzte der Volmarsteiner Anstalten bildete das Johanna-Helenen-Heim eine Art lästigen Appendix. Ihr eigentliches Arbeitsgebiet lag in der Klinik, den Werkstätten und Lehrlingsheimen. Das ärztliche Handeln im Johanna-Helenen-Heim konzentrierte sich auf die Anpassung der Orthesen. Die allgemeinmedizinische Versorgung ließ, soweit sich dies rekonstruieren lässt, eher zu wünschen übrig. Da der Arzt im Grunde genommen die einzige männliche Autorität im Johanna-Helenen-Heim darstellte, dienten die Visiten auch der Disziplinierung der Kinder. Dr. Alfred Katthagen, der bis 1960 für diese Visiten zuständig war, galt als kalt und unnahbar, er griff auch zu körperlichen Züchtigungen und wurde von den Kindern gefürchtet. Katthagen, der im „Dritten Reich“ der Bekennenden Kirche nahe gestanden hatte, war zugleich, wie seine Dissertation zeigt, ein überzeugter Anhänger der nationalsozialistischen Eugenik gewesen. Nach dem Zweiten Weltkrieg relativierte er seine Positionen, hielt aber im Prinzip an der Berechtigung der Eugenik fest. Dies dürfte sich auch auf seine Einstellung zu dem „Siechenhaus“ und den dort untergebrachten Kinder ausgewirkt haben.

Die Anstaltsgeistlichen, vor allem auch die Vorsteher, Pastor Hans Vietor und – seit 1956 – Pastor Ernst Kalle, waren auf den „Kinderstationen“ so gut wie gar nicht präsent, obwohl sie ihr Büro im Johanna-Helenen-Heim, in unmittelbarer Nähe der Speisesäle und Schulklassen der Kinder hatten. Im Grunde kamen die Geistlichen nur im Rahmen des Konfirmationsunterrichts und bei festlichen Anlässen zu den musikalischen Aufführungen der Kinder auf die Station.

Gleichwohl lässt sich zeigen, dass die Anstaltsleiter, Pastor Ernst Kalle, wahrscheinlich auch sein Vorgänger Pastor Hans Vietor, über die Missstände im Johanna-Helenen-Heim im Bilde waren. Warum ergriff die Anstaltsleitung keine Maßnahmen, um diese Missstände abzuschaffen? Was die Infrastruktur des Hauses angeht, so ist zwar einerseits festzustellen, dass das Johanna-Helenen-Heim bei der Verteilung der Mittel innerhalb der Volmarsteiner Anstalten zumeist leer ausging, andererseits lässt sich nachweisen, dass die Anstaltsleitung durchaus versuchte, *zusätzliche* finanzielle Mittel zur Modernisierung des Johanna-Helenen-Heims einzuwerben. Die Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen lehnten es 1958 jedoch ab, Zuschüsse zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen. Der nordrhein-westfälische Kultusminister überzeugte sich 1959 selbst von der maroden Infrastruktur der „Schulstation“ und veranlasste die Bereitstellung öffentlicher Mittel, die aber nicht in eine Modernisierung des Johanna-Helenen-Heims investiert wurden, sondern in den Neubau des Oscar-Funcke-Hauses und der Oberlinschule flossen. In dem Bewusstsein, dass das Johanna-Helenen-Heim in seiner bisherigen Form nur noch eine begrenzte Zeit bestehen würde, überließen die Einrichtungsleitung, die Landschaftsverbände und die Landesregierung die „Schulstation“ acht Jahre lang sich selbst – manche der Kinder mussten somit ihre gesamte Schulzeit in völlig untragbaren Verhältnissen verleben, ohne dass dies von irgendeiner Instanz als Problem wahrgenommen wurde.

Pastor Kalle wusste – dies ist nicht nur durch mündliche Zeugnisse, sondern auch durch eine Schriftquelle belegt – über die Gewalttätigkeit zumindest Schwester Jennys Bescheid, weil sich die leitende Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann, die sich gegen ihre Mitschwester nicht durchsetzen konnte, mehrmals in dieser Sache an ihn wandte. Weil wiederholte „Ermahnungen“ keinen Erfolg hatten, sprachen der Anstaltsleiter und die leitende Schwester schließlich 1965 mit der Oberin der Königsberger Diakonissen über das Problem. Es kam aber nicht zur Abberufung Schwester Jennys oder der Königsberger Diakonissen insgesamt. Diese Untätigkeit ist auf dem Hintergrund des dramatischen Personalengpasses in den Volmarsteiner Anstalten – wie auch allgemein in den Kranken- und Pflegeanstalten der Diakonie – in den 1960er Jahren zu sehen. Der Personalmangel war seinerzeit so gravierend, dass selbst im klinischen Bereich eine Abteilung vorübergehend stillgelegt werden musste, obwohl es Anmeldungen genug gegeben hätte. Mit anderen Worten: Hätten die Volmarsteiner Anstalten die Abberufung der Königsberger Diakonissen

von den „Kinderstationen“ veranlasst, wäre die Konsequenz die Schließung dieses Arbeitsbereichs gewesen. Dazu war die Anstaltsleitung angesichts der wirtschaftlichen Bedeutung des Johanna-Helene-Heims im Gesamtgefüge der Anstalten nicht bereit – und nahm daher die Missstände für die Übergangszeit, bis zur Errichtung des Oscar-Funcke-Hauses und der Oberlinschule – in Kauf. Aber auch die Mutterhausleitung zog offenbar einen Abzug der Königsberger Diakonissen von den „Kinderstationen“ nicht in Betracht, obwohl sie sich längst darüber im Klaren sein musste, dass die Schwestern hoffnungslos überfordert waren. Trotz des immer gravierenderen Nachwuchsmangels mochte das Mutterhaus das angestammte Arbeitsgebiet offenbar nicht aufgeben – eine Überdehnung der Kräfte, die auf Kosten der Schwestern vor Ort ging.

So war das Johanna-Helene-Heim in den Jahren von 1947 bis 1967 in mehr als einer Hinsicht ein „vergessenes Haus“. Für die Menschen, die innerhalb dieses Zeitfensters ihre Kindheit und Jugend dort verbringen mussten, hatte das tragische Konsequenzen. Aus ihrer Sicht stellte sich das Johanna-Helene-Heim als eine totale Institution im Sinne des Soziologen Erving Goffman dar, eine soziale Institution, die darauf abzielt, sämtliche Lebensäußerungen der in ihr untergebrachten Menschen allumfassend zu regeln und in einen störungsfreien Betriebsablauf einzupassen, ihr Verhalten möglichst lückenlos zu kontrollieren, ihre Kontakte zur Außenwelt weitgehend einzuschränken, sie einer zentralen Autorität zu unterwerfen, ihre individuelle Identität auszulöschen und die Ordnung der Institution – auch durch Drill, demütigende und herabsetzende Behandlung und physische Gewalt – in Körper und Psyche einzuschreiben. Der Lebensraum der Kinder im Johanna-Helene-Heim war extrem eingeschränkt, sie hatten kaum Platz für sich, keine oder so gut wie keine persönlichen Habseligkeiten, sie kamen nur mit wenigen Menschen überhaupt in Berührung, ihre Kontakte zur Außenwelt waren marginal, innerhalb des Hauses herrschte eine abgrundtiefe emotionale Kälte. Psychologisch kann man den Aufenthalt im Johanna-Helene-Heim als eine Situation extremer sozialer, emotionaler und sensorischer Deprivation beschreiben. Die Bezugspersonen – Schwestern, Helferinnen, Lehrerinnen und Ärzte – hatten eine nahezu unbeschränkte Verfügungsgewalt über die Kinder, sie waren unberechenbar, jederzeit drohten Schläge, Demütigungen, Beschimpfungen. Das Grundgefühl der Kinder im Johanna-Helene-Heim war durch Angst, Unsicherheit, das Gefühl, den Erwachsenen hilflos ausgeliefert zu sein, das Bewusstsein, dass es kein Entrinnen gab, geprägt. Ängstlich versuchten die Kinder, die Stimmungsschwankungen des Personals zu erspüren, um seinen Zornausbrüchen zu entgehen. Ihre Gefühle verbargen die Kinder nach Möglichkeit hinter einer Maske, um keinen Ansatzpunkt für Strafen und Demütigungen zu bieten. Verschiedene Formen physischer und psychischer Gewalt – Schläge, Zwangsfüttern, Einschüchterung, Demütigung, Erniedrigung –, teilweise auch in

sexualisierter Form, lassen sich zweifelsfrei nachweisen. Auch wenn extreme Formen der Gewalt nicht ständig vorkamen, waren sie doch in den Köpfen der Kinder stets präsent und formten den Heimalltag.

Die rechtliche Einordnung hat gezeigt, dass vieles von dem, was im Johanna-Helenen-Heim geschah, auch nach den Maßstäben der damaligen Zeit als Straftatbestand – als Körperverletzung, vielleicht auch als schwere Körperverletzung oder Kindesmisshandlung – hätte gewertet werden müssen, wenn es denn zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft gelangt wäre. Die damals geltenden Richtlinien für Schulen und Heime wurden klar überschritten. Die Formen der Gewalt, die im Johanna-Helenen-Heim angewandt wurden, entsprachen auch nicht mehr der allgemeinen kulturellen Praxis und wären in einer Regelschule sicherlich nicht hingenommen worden. Der Fachdiskurs auch im diakonischen Bereich verurteilte solche Gewaltformen auch damals schon eindeutig. Insofern kann der Hinweis darauf, dass körperliche Strafen in der Erziehung und auch in den Schulen bis weit in die 1960er Jahre hinein allgemein üblich waren, nur sehr bedingt zur Erklärung der Gewalt im Johanna-Helenen-Heim – und schon gar nicht zu ihrer Entschuldigung – beitragen.

Die Analyse hat gezeigt, dass nicht alle Kinder gleichermaßen von Gewalt betroffen waren. Kinder, die aus einem geordneten und wohlhabenden (und dem Personal gegenüber freigebigen) Elternhaus kamen, Kinder, die eine enge Bindung zu ihren Familien hatten, kräftig genug waren, um Pflegehilfswesen zu übernehmen, die sich ruhig und angepasst verhielten und gute schulische Leistungen vorweisen konnten, genossen einen gewissen Schutz. Kinder, die aus einfachen Verhältnissen stammten, die keine Angehörigen hatten oder deren Familien sich nicht um sie kümmerten, laute, lebhaft, widersetzliche, trotzig Kinder, Kinder, die sich einnässten und stereotyp Verhaltensmuster aufwiesen, Kinder, die schlechte schulische Leistungen erbrachten, zogen den Zorn des Personals auf sich. Ganz unten in der Hierarchie standen die „Sozialwaisen“, deren Eltern sich nicht um sie kümmerten oder denen das Sorgerecht entzogen war – sie waren regelmäßig Opfer physischer und psychischer Gewalt der Schwestern und Lehrerinnen, aber auch der anderen Kinder, die vom Personal dazu angestiftet wurden. Ein eklatanter Widerspruch zum Anspruch der Diakonie, vom Schwächsten her zu denken!

Auf dem gegenwärtigen Forschungsstand lässt sich noch keine Feststellung darüber treffen, ob das Johanna-Helenen-Heim ein Einzelfall war.¹⁰ Die personellen Konstellationen – wie auch der biographische Hintergrund der Königsberger Diako-

10 Wir haben uns im Rahmen der vorliegenden Studie nicht systematisch mit den anderen Volmarsteiner Häusern befasst. Gelegentlich tauchten in den Interviews Hinweise auf Misshandlungen in der Orthopädischen Klinik auf. Vgl. auch den Brief von Herrn Jürgen Bruchhaus v. 4.1.2010 (<http://www.gewalt-im-jhh.de>). Vgl. jetzt unser Nachwort zur zweiten Auflage.

nissen und der Lehrerin Gertraude Steiniger – stellen sicherlich eine Besonderheit dar. Die wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Rahmenbedingungen, die zu den Misständen im Johanna-Helene-Heim beitrugen, beschränkten sich dagegen keineswegs auf die Volmarsteiner Anstalten, sondern waren für die gesamte Behindertenhilfe strukturprägend. Zufällige Quellenfunde zu anderen Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen deuten darauf hin, dass bestimmte Gewaltformen – Schlagen, Zwangsfüttern, Einsperren – auch anderswo vorkamen. Insofern ist zu hoffen, dass sich auch andere Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen diesem dunklen Kapitel ihrer Geschichte stellen.

Dokumente

Klaus-Dieter K. gehörte zu den bevorzugten Kindern im Johanna-Helenen-Heim. Er war der Sohn eines Landwirts – die Familie ist von ihren wirtschaftlichen Verhältnissen und ihrem gesellschaftlichen Ansehen her innerhalb des im Johanna-Helenen-Heim vertretenen sozialen Spektrums weit oben anzusiedeln. Mehr noch: Die in Schwerte lebenden Eltern, denen es nicht leicht gefallen war, ihr Kind nach Volmarstein zu geben, kümmerten sich liebevoll um ihren Sohn, holten ihn so oft wie möglich nach Hause, schickten ihm Pakete, standen in regem Briefverkehr mit ihm. Um ihm den Aufenthalt im Johanna-Helenen-Heim so angenehm wie möglich zu gestalten und die bestmögliche Förderung sicherzustellen, suchten die Eltern auch engen Kontakt zu der auf der „Jungenstation“ tätigen Schwester Jenny und der Lehrerin Gertraude Steiniger und schickten den beiden großzügige Geschenke (Dokument 2, 9, 17). Herr K. urteilt rückblickend, seine Eltern hätten das Personal „bestochen“. Gertraude Steiniger machte es sich zur Aufgabe, Klaus-Dieter intensiv zu fördern, nicht nur, weil sie seine Begabung erkannt hatte, sondern auch, weil er aus gehobenen Verhältnissen – zudem aus einer „Familie mit Tradition“ (Dokument 9) – stammte, in ihren eigenen Worten: weil sie ihn zu den „begabtere[n] und gepflegtere[n] Kindern“ (Dokument 9) rechnete, die ihre Möglichkeiten im Johanna-Helenen-Heim nicht entfalten könnten. Die „Primitivität“ (Dokument 17) des Johanna-Helenen-Heims sprach Steiniger offen an, aus ihrer Verachtung für die „Hilfsschüler“ (Dokument 9, 20) machte sie kein Hehl. Angesichts des fast liebevollen Tons, in dem Steiniger ihrem Liebblingsschüler schrieb, sollte man nicht denken, dass auch Klaus-Dieter bei einer Gelegenheit von ihr mit dem Krückstock ins

Gesicht geschlagen wurde, wobei er einen Zahn verlor. Als Klaus-Dieters schulische Leistungen nachließen – nach dem Schullandaufenthalt in St. Peter-Ording (Dokument 5–7) litt er wohl umso mehr unter den Verhältnissen im Johanna-Helene-Heim und sehnte sich nach Hause – führte Steiniger eingehende Gespräche mit ihm, wobei ihr Umgang mit der eigenen Behinderung deutlich hervortritt (Dokument 9). Die Mutter unterstützte die Lehrerin nach Kräften und redete dem Sohn ins Gewissen (Dokument 8, 10, 11). Von zwei Seiten unter Druck gesetzt, fügte sich der Junge, lernte wieder eifriger und gab sich Mühe, sich seine Traurigkeit nicht anmerken zu lassen, als er zum Weihnachtsfest 1960 nicht nach Hause fahren durfte, weil wegen einer Gelbsuchtepidemie eine Quarantäne über das Johanna-Helene-Heim verhängt wurde (Dokument 12, 13). Tatsächlich schaffte Klaus-Dieter K. den Sprung auf die Internatschule in Hessisch-Lichtenau, seinerzeit die einzige Möglichkeit für Menschen mit körperlichen Behinderungen, das Abitur abzulegen.

Die Dokumente stammen aus dem Privatbesitz von Herrn K. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden behutsam den heute geltenden Regeln angepasst. Unterstreichungen im Original sind kursiv gesetzt.

Dokument 1

Hermine K. an ihren Sohn, Klaus-Dieter K., Brief, 7. Juni 1959

Lieber Klaus-Dieter!

Hab Dank für Deine Karte. Zu gleicher Zeit bekamen wir ein Schreiben von Frau Dr. D. Deine Zähne sind nicht in Ordnung? Was ist an Deinen Beißerchen? Dein Fußballspiel lassen wir zum Winter wieder in Ordnung machen. Wenn Du am 23.6. wiederkommst, beginnen die großen Ferien und Du wirst ja dieselben hier bei uns verleben, bis zum 15. Aug., dann kommst Du ins Helenenheim. Heute habe ich an Herrn Pastor Calle [sic] geschrieben und Dich dort angemeldet. – Ist Deine Gehstütze wieder in Ordnung, Du schreibst nichts davon. Es sind ja noch 14 Tage, dann bist Du wieder bei uns. Freust Du Dich, oder mögtest [sic] Du noch dort bleiben? Mittwoch fahren Vater u. ich ins Hochsauerland nach Schmalleben ein paar Tage ausspannen. Das Heu ist unter Dach, die Runkeln u. Kartoffeln fertig, darum können wir ein paar Tage Urlaub machen. Ich schreibe von dort auch eine Karte.

Ludwig E.¹ wird Dich wieder holen. – Hast Du die Zeitung „Rasselbande“² bekommen? Jetzt hast Du genug zu beantworten. Schreibe bitte nach *Schmalleben*, Sauerland, *Pension „Rienke“*.

1 Berufskollege des Vaters.

2 Die „Rasselbande“ war eine Zeitschrift, die von 1953 bis 1966 (1960/61 vierzehntägig) im Heinrich

Sei ganz lieb u. für heute herzl. begrüßt
Deine Eltern, Ursel³ u. die Omis

Übrigens den „Omis“ geht es ganz gut. Kleine Oma war heute mit Ursel zur Bundesgarten-Schau.

Dokument 2

*Klaus-Dieter K. an seine Eltern, Brief,
undatiert [vermutlich 1960, nach dem 24. Februar]*

Liebe Eltern!

Wie geht es Euch? Hoffentlich gut. Den Fisch⁴ bringt mir Sonntag bitte mit, und die Indianer⁵ auch. In den letzten Tagen war hier viel Sonnenschein, und wir waren heute draußen, es war sehr schön. Bestelle Armin⁶ und Ursela [sic] viele Grüße von mir. Wie geht es Oma, ist sie immer noch so schlecht zurecht. Den Jungen [sic], den ich mit nach Hause bringen wollte, darf nicht mitkommen, Schwester Elfriede⁷ hat es verboten. Meine Briefmarken sind noch alle da, für die 5 Mark, die Frau W. mir zum Geburtstag geschenkt hat, kauft bitte die neuen Sondermarken. Nun will ich schließen.

Viele Grüße Euer Klaus-Dieter

Liebe Frau K.!

Auch von mir eben einen herzlichen Gruß u. noch einmal Dank für den wunderbaren Kuchen. Der hat uns allen prima geschmeckt! Mal was anderes. – Also, über das Mitkommen von Dieter S. habe ich mit Schw. E. [Elfriede] u. mit Kl. Dieter gesprochen. Schw. E. [Elfriede] rät auf alle Fälle ab, denn Sie müssten dann auch die ganze Verantwortung übernehmen. Kl. Dieter hat es aber eingesehen u. war auch ganz vernünftig.

Sonst geht es uns allen gut. Das Wetter ist schön. Wir sind viel draußen.

Bauer Verlag in Hamburg erschien. Sie brachte Länderberichte, Artikel über Sport und Technik, Geschichten und Fortsetzungsromane, dazu Bastelseiten mit Bauplänen für Schiffe u. ä. Vgl. Martin Hussong, *Jugendzeitschriften von 1945 bis 1960. Phasen, Typen, Tendenzen*, in: Klaus Doderer/Martin Hussong, *Zwischen Trümmern und Wohlstand. Literatur der Jugend 1954–1960*, Weinheim 1988, S. 521-585, S. 568-572.

3 Schwester von Klaus-Dieter K.

4 Gemeint ist eine Dose Ölsardinen, die Klaus-Dieter liebte.

5 Gemeint sind Plastikfiguren.

6 Schwager von Klaus-Dieter K.

7 Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann, leitende Schwester des Johanna-Helenen-Heims.

Ihnen u. der ganzen Familie viele Grüße u. viel Schönes wünschend bin ich
Ihre dankb. Schw. Jenny

Dokument 3

*Klaus-Dieter K. an seinen Vater Eugen K., Geburtstagskarte,
undatiert [vermutlich 1960, vor dem 25. März]*

Lieber Papa!

Zu Deinem Geburtstag sende ich Dir herzliche Glückwünsche. Schade, dass ich noch nicht zu Hause sein kann. Ich möchte gerne mit Dir feiern. Aber am Mittwoch, den 29.3., dürft Ihr mich ja holen. Ich freue mich auf die Ferien. Wir haben in den letzten Tagen sehr viel gearbeitet. Nun wünsche ich Dir gute Gesundheit und ein fruchtbares, gutes Jahr für Deine Felder.

Dein Klaus-Dieter

Viele Grüße auch an Oma, Ursel und Mama

Dokument 4

*Gertraude Steiniger an Hermine K., Postkarte,
undatiert [vermutlich April/Mai 1960]*

Liebe Frau K.!

Leider muss ich Ihnen in aller Eile eine Absage schreiben. Am Sonntag werden unsere Kinder Konfirmation haben. Da liegt die Festgestaltung in meiner Hand. So ist auch der Besuchstag gesperrt, denn die anderen Kinder – auch Ihr Junge – werden zum Singen gebraucht. Sie haben doch sicher Verständnis dafür, dass ich, solange Klaus-Dieter mein Schüler ist, eine Einladung nicht annehmen mag, da begreiflicherweise einige Kinder sowieso schon mit etwas Neid darauf sehen, dass ich für Ihren Jungen manches mehr tue, um ihm zu helfen.

Die herzlichsten Grüße

Ihre Gertraude Steiniger

Dokument 5

*Klaus-Dieter K. an seine Mutter Hermine K., Ansichtskarte aus St. Peter-Ording,
undatiert [Datum des Poststempels: 20. August 1960]*

Liebe Eltern!

Wie geht es Euch? Hoffentlich gut. Wir sind hier gut angekommen. Bis Husum ging die Fahrt sehr schnell. Dann fahren wir mit einem Personenzug weiter.

Viele Grüße Euer Klaus-Dieter

Dokument 6

An die Kinder in St. Peter-Ording, maschinenschriftlicher Brief ohne Unterschrift [vermutlich von Schwester Elfriede Kehler-Hoffmann], 8. September [1960]

Liebe Kinder!

In einer Woche seid Ihr schon wieder hier, da soll schnell noch ein Gruß zu Euch. Für heute und gestern und morgen hat das Radio gutes Wetter angesagt, und wir hoffen, dass Ihr auch noch etwas davon abbekommt, und in der letzten Woche noch tüchtig baden könnt.

Wir freuen uns, dass Ihr solch eine schöne Fahrt gemacht habt, die Bilder von den Städten haben uns sehr gut gefallen.

Ihr scheint ja dieses Jahr mehr wirkliches Seerleben zu haben als in den Vorjahren: Seehunde, Muscheln, Ebbe und Flut, große Schiffe usw. Davon müsst Ihr noch viel erzählen, wenn Ihr nicht mehr zum Schreiben kommt. Einige der hiergebliebenen Kinder hätten wohl auch gerne einmal Post von Euch gehabt. Wir haben hier gar nichts erlebt, weil wir wegen der Masern nicht einmal einen Autobusausflug machen konnten. Gestern war Besuch aus der Schweiz hier, um sich unsere Schule zu begucken.

Was sagt Ihr denn zu unsern guten Erfolgen auf der Olympiade in Rom? Fein, dass wir heute die 10. Goldmedaille gekriegt haben. Von der vielen Sonne aus Italien könnten sie uns allerdings etwas hierherschicken. Wir haben hier jetzt auch geheizt. Herzliche Grüße

[handschriftlich hinzugefügt:]

Liebe Kinder!

Habt vielen Dank für Eure frohen Grüße! Wir denken viel an Euch und freuen uns an den schönen Bildern. Der Seehund, den Schwester Elfriede uns heute zeigte, hat genau so schöne Augen wie Fräulein Ulla!⁸ Ich kann mir denken, wie Euch zumute ist, wenn Ihr es morgens regnen hört! So haben wir in unserer Hütte im Wald auch das Trommeln des Regens auf unserem Dach gehört – und „runde“ Augen gemacht.

8 Gemeint ist wahrscheinlich Ulla v. Aswegen, Helferin auf der „Kleinkinderstation“.

Ich denke aber doch, dass es für Euch noch schöner war als für die Kinder hier, die in *die* Matsche gar nicht raus kamen. Heute war zum ersten Mal Sonne! Nun kommt mal schnell zurück, damit wir wieder zusammen Musik machen können! And our English? – You shurely [sic] forgot all – we learnt already! – The fifth book is here – and we are reading the first one!

Herzliche Grüße Euch allen – besonders den Engländern und den Musikanten – aber auch an meinen KDK [Klaus-Dieter K.], der mir so nette Grüße bestellt!

Eure Steiniger [sic]

Herzliche Grüße an die fünf Großen!

Dokument 7

*Gertraude Steiniger an Klaus-Dieter K., Brief,
undatiert [Ende August/Anfang September 1960]*

Lieber Klaus-Dieter!

Über Deinen Brief habe ich mich sehr gefreut. Wie schön, dass Du so aufmerksam aus dem Fenster geguckt hast bei der Fahrt und Dir über die Landschaft Gedanken gemacht hast. Vielen Dank auch für das schöne Bild von dem Deichhaus. Wir haben es uns aufmerksam angesehen und es mit unserer westfälischen Bauart verglichen. – Und einen Storch habt Ihr gesehen! Der gehört in unserer Gegend doch zu den „Märchengestalten“ – und an den, der uns gebracht hat, erinnern wir uns nicht mehr genau!

Du hast das Meer sicher auch zum ersten Mal gesehen – und wirst sicher so ergriffen davon sein, wie ich es war. Ob auch die Möglichkeit besteht, ein Stück auf's Meer hinauszufahren? Oder habt Ihr Angst bei dem Wetter?

Fräulein Severin und ich nehmen uns jeden Abend vor, den „Echo I“⁹ am Himmel zu beobachten – und immer stellen wir fest, dass die Straßenlaternen uns die Augen blenden, wenn wir angestrengt gen Himmel starren! – oder dass uns die dichtbelaubten Bäume im Wege sind – oder dass genau im entscheidenden Augenblick dicke Wolken den Himmel bedecken. Wir wünschen uns dann Euern hohen, unendlichen Himmel, um ihn eine lange Strecke seiner Reise zu verfolgen. Ob Ihr ihn schon einmal gesehen habt?

In den letzten Tagen war es bei uns sehr warm. Es hat auch Gewitter gegeben. Aber kein Tag war ganz sonnig. Immer wieder kamen dunkle Wolken. Wie kriegen Deine Eltern nur die Ernte rein!

9 Gemeint ist ein Satellit.

Nun wünsche ich Dir offene Augen für all das Neue, das Dich umgibt, und hoffe, dass Du uns viel erzählen kannst, wenn Du wiederkommst.

Herzliche Grüße von Deiner Gertraude Steiniger

Auch von mir herzliche Grüße. E. Severin¹⁰

Dokument 8

Hermine K. an Klaus-Dieter K., Brief, 19. September 1960

Mein I. [lieber] Klaus-Dieter!

Hiermit erhältst Du eine Zahnbürste, die ist stabiler und wird nicht so leicht durchzubrechen sein. Dann eine Nagelschere, sie ist ja nicht viel wert, aber für Deine Nägel abzuschneiden geht es. Du wirst jetzt darauf achten, wenn Deine Nägel lang sind, Du bist alt genug dazu.

Der Fußnagel wird sich ja bessern, wenn er behandelt wird. – Freitag rufe ich an, und ist keine Ausgehsperr [sic!], werden wir wohl die Erlaubnis bekommen, Dich zu holen. –

Lieber Klaus-Dieter, wir tuen doch nun alles, aber auch *alles*, um Dir das Fernsein leicht zu machen, dafür musst *Du* aber uns, Vater u. mir, die Freude machen, zu *lernen*. Es ist wirklich nicht zuviel verlangt, nicht wahr, mein Junge. Also Kopf hoch, mit frischem Mut an die Arbeit, bitte auch den I. [lieben] Gott um Kraft, dann soll es wohl gelingen.

In der Hoffnung, einen *frohen* und *tapferen* Jungen wiederzusehen grüßt Dich ganz herzl.

Deine Mutter

Dokument 9

Gertraude Steiniger an Hermine K., Brief, 16. Oktober 1960

Sehr geehrte Frau K.!

Gestern hat es kurze Ferien gegeben. Ich will gleich den ersten Tag benutzen, um Ihnen auf Ihren besorgten Brief zu antworten – und Ihnen für die reizenden Deckchen zu danken. Sie dürfen mich aber nicht so verwöhnen, denn ich tue ja nichts mehr als meine Pflicht an Ihrem Jungen!

 10 Es folgen die Unterschriften der 13 Kinder, die nicht mit nach St. Peter Ording hatten fahren dürfen.

Es stimmt, dass Klaus-Dieter sehr niedergeschlagen von seinem Seeaufenthalt zurückkam. Und es stimmt auch, dass Fräulein Schumann ihn oft hat nacharbeiten lassen müssen, weil er so langsam und gleichgültig war. Das blieb auch noch so bis jetzt ganz kurz vor dem Beginn dieser Ferien. Sowohl den Schwestern wie auch mir fiel immer wieder sein sehr bekümmertes Gesicht auf. Sein Arbeitstempo war so erheblich herabgesetzt, dass ich mir ernstlich Sorge machte, wie ich ihn bis Ostern zu einer Aufnahmeprüfung in die höhere Schule fördern sollte. Als ich das erste Mal mit ihm darüber sprach, bekam ich zuerst gar keine Antwort, dann kam langsam und zögernd, er hätte keine Lust mehr zum Lernen und wollte nach Hause. Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass wir Behinderten alle einmal durch dieses Heimweh und auch durch dieses „Nicht-mehr-können“ und „Nicht-mehr-wollen“ hindurch müssten, und dass es sich auf das Ganze des Lebens bitter rächte, wenn man der augenblicklichen Schwäche so nachgäbe. Ein heftiger Tränenstrom war die Antwort. In der letzten Woche habe ich es nun noch einmal versucht, indem ich ihm klarmachte, dass die Eltern doch auch große Hoffnungen auf ihn setzten, die nicht enttäuscht werden dürften, zumal ihm Gott seinen normalen Verstand gelassen habe. Ich versuchte ihm auch zu erklären, dass ein Mensch aus einer Familie mit Tradition eine andere Verantwortung trage als jemand, der nur an sich – und nicht an die Fortsetzung dieser Tradition, die durch ein Erbe gegeben sei, zu denken habe. Ob er nicht glaube, dass er mit Strebsamkeit und dem festen Willen, sich durch sein Geschick nicht unterkriegen zu lassen, auch seinen Eltern zu neuer Freudigkeit verhelfen könnte in dem Schaffen für die Zukunft ihres Besitzes. Nun solle er mal die betrübte Miene in die Schieblade legen und gleich morgens früh mit Lachen in die Klasse kommen und jedem Erzieher einen übertrieben freundlichen „Guten Morgen“ wünschen, dann wäre schon der Start ein ganz anderer. Er versprach mir, sich zusammenzunehmen, und die letzten Tage vor den Ferien machte er einen frischen Eindruck und arbeitete eifriger. Er hat das 3. Schuljahr im Rechnen jetzt ganz eingeholt, und ich hoffe, ihn auch noch an das 4. Schuljahr dranzukriegen. Nach diesen Ferien werde wir noch einen Lehrer mehr haben, der uns die „Hilfsschüler“ abnimmt, so dass der Unterricht dann ungestörter vor sich gehen kann. Ich bitte Sie herzlich, ihm zuzureden, es doch bis Ostern auf keinen Fall aufzugeben, denn die Anstalt in Hessisch-Lichtenau, die die Kinder aufs Abitur vorbereitet, hat ja nur noch begabtere und gepflegtere Kinder, in deren Kreis er sich wohler fühlen kann als bei uns. Ich kenne die Lehrer der Anstalt persönlich und weiß daher, was den Kindern dort geboten wird.

Wir fangen nach den Ferien noch einmal mit frischem Mut an, dann wird es schon werden!

Die besten Grüße von Ihrer Gertraude Steiniger

Dokument 10

Hermine K. an Klaus-Dieter K., Brief, 18. Oktober [1960]

Lieber Klaus-Dieter!

Mal wieder sollst Du ein Päckchen haben. Hermi¹¹ hatte mir das letzte Mal das Schreiben abgenommen, sie war gerade hier u. half beim Einmachen. Armin hat Dir auch in dieser Woche etwas gebracht, *bedanke* Dich bitte dafür, er ist rührend um Dich besorgt. Hast Du Dein Radio an Schwester Jenny abgegeben, damit es nicht kaputt gemacht wird, die Batterie ist gewiss leer.

Nun zu Dir mein l. [lieber] Junge, wir versuchen Dir alles nett zu machen, Dich mit Kleinigkeiten, die Dir Freude machen, zu beglücken, so bitten *wir* Dich, Vater u. ich, ganz innigst, Dich tüchtig anzustrengen u. fleißig zu lernen, damit die Mühe, die sich Frl. Steininger [sic] mit Dir gibt, auch gelohnt wird. Tue es bitte, Du nimmst uns eine große Sorge ab. –

Dein Buch ist auch dabei, schon es gut u. lege es zur Seite, wenn Du es gelesen hast. Im Kuvert liegen 5,- [DM] bei, gehe sparsam damit um u. wirtschafte gut, damit Du auch später weißt einzuteilen.

So, sei von uns ganz herzl. begrüßt, auch kl. [kleine] Oma u. Ursel,

Deine Eltern

Morgen hat Ludwig E. Hochzeit. Schreibe bitte diese Karte.

Dokument 11

Hermine K. an Klaus-Dieter K., Brief, 2. November [1960]

Lieber Klaus-Dieter!

Armin hat mir Deine Wünsche gesagt, u. damit das Päckchen nicht so klein ausfiel, habe ich noch Deine langen Unterhosen dazu getan u. die beiden Schals. Verwahre die Rasselbande, wenn Du sie gelesen hast, so gib sie Schwester Jenny zum Verwahren u. wenn wir kommen dürfen, nehmen wir sie wieder mit, dann hast Du auch hier schon mal was zu lesen. Die beiden Kartons gebe bitte Schwester Jenny u. den Brief, der im Päckchen ist. –

Klaus-Dieter, hast Du auch Frl. Steinigers Worte beherzigt, halte durch, *lerne eifrig*, dann hast Du es Ostern geschafft.

Zu Weihnachten darfst Du Dir etwas Schönes wünschen, wenn Du gut lernst, Vater erfüllt Dir dann auch Deinen Wunsch.

Sei lieb begrüßt von Vater u. Mutter u. kl. [kleine] Oma, sie ist wieder krank.

.....
11 Schwester von Klaus-Dieter K.

Dokument 12

Klaus-Dieter K. an seine Eltern, Brief, undatiert [Anfang Dezember 1960]

Meine Lieben!

Jetzt kommt die heilige Adventszeit, in der wir uns auf das Kommen des Herren Jesus vorbereiten sollen. Wir bereiten für den ersten Advent ein Spiel vor, das wir unsern Kranken durch das Mikrophon nach oben senden wollen, weil wir ja die Krankenstation wegen unserer Gelbsucht nicht betreten dürfen. In diesem Spiel soll gezeigt werden, wie durch die Lichter der vier Adventssonntage die Riesen, die unsere Zeit beherrschen, besiegt werden: Der Riese Frostherz, der Riese Keinezeit, der Riese Lärmemund und der Riese Finstersinn. Zum Schluss führt uns der Weihnachtsstern zur Krippe. Wir schließen unser Spiel mit einem vierstimmigen Kanon:

Steht ein Stern in tiefer Nacht,
hat uns klingende Kunde gebracht:
Weihnacht will werden,
Weihnacht will werden!
Dunkel der Erde
Erfüllt sich mit Licht!

Dass Ihr teilhabt an dieser Adventsfreude, schicke ich Euch einen goldenen Adventstern und wünsche Euch eine gesegnete Adventszeit. Wenn bis zum ersten Advent noch ein Kind an der Gelbsucht erkrankt, dürfen wir nicht nach Hause fahren. An Oma bestelle bitte einen ganz besonderen Gruß. In der Schule bin ich jetzt wieder ganz mit dabei. Drückt bitte beide Daumen, dass die Sperre sehr bald aufgehoben wird. Eben habe ich Eure liebe Karte dankend erhalten. Ich will mir Mühe geben, mich zu bessern und Dir regelmäßiger zu schreiben.

Euch allen herzliche Grüße von Deinem Klaus-Dieter

Dokument 13

Klaus-Dieter K. an seine Eltern, Brief, 11. Dezember [1960]

Liebe Eltern!

Wie geht es Euch? Hoffentlich gut. Ich bedanke mich sehr herzlich für das liebe Päckchen, das Ihr mir geschickt habt. Bei uns ist gestern der erste Schnee gefallen. Bestelle Ursel und Armin einen herzlichen Gruß von mir. Ich habe mich besonders über die Bücher und das kleine Paket von Ursel gefreut. Ich wünsche Oma gute Besserung. Ich hoffe ja, dass der Arzt eine gute Nachricht mitbringt. Hoffentlich wird bis Weihnachten kein Kind mehr krank, dass wir zum Fest nach Hause dürfen.

Herzliche Grüße von Eurem Klaus-Dieter

Liebe Frau K.!

Auch von mir herzliche Grüße und noch vielen, vielen Dank für Ihren letzten Gruß. Ihnen alles Gute und noch auch eben eine schöne Adventszeit. Bald werden wir uns ja sehen.

Herzlichst

Ihre Schw. Jenny

Dokument 14

Gertraude Steiniger an Hermine K., Brief, 12. Januar 1961

Liebe Frau K.!

Nun sind sie da, die lange erwarteten Aufnahmebestimmungen für Hessisch-Lichtenau! Und ich denke, wir freuen uns beide über so klare und wohldurchdachte Angaben. Leider hat es sich noch um 2 Tage verschoben, dass ich dieses dicke Paket an Sie weiterschickte, weil ich den Arzt noch um sein Gutachten bitten musste, welcher gerade nicht anwesend war. Herr Pastor Kalle hat erzählt, dass alle Baulichkeiten neu und hochmodern sind, und dass alle, die die Anstalt besichtigt haben, sehr begeistert davon waren. Wie schön auch, dass keine Aufnahmeprüfung nötig ist! In ½ Jahr [sic] hat Klaus-Dieter sicher fest Fuß gefasst und ist begeistert dabei!

Sie richten Ihr Gesuch um Übernahme der Kosten bitte an den Landschaftsverband und füllen die für Sie bestimmten Bogen aus. Ich stelle Klaus-Dieter ein Zeugnis aus und schreibe meine empfehlende Stellungnahme. Wir schicken unsere Schreiben von hier aus und Sie die Ihren für sich.

Ich habe Klaus-Dieter schon gesagt, dass er keine Prüfung zu machen braucht. Er ist sehr froh. Er arbeitet wieder fleißig mit.

Herzliche Grüße

Gertraude Steiniger

Dokument 15

Gertraude Steiniger an Hermine K., Brief, 23. Januar 1961

Liebe Frau K.!

Heute war ich noch einmal bei Herrn Pastor Kalle. Er will ein befürwortendes Schreiben an Münster loslassen. Von *diesen* Scheinen kommt keiner nach Münster, sondern alle nach Hessisch-Lichtenau. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sie schnell ausfüllen und *an mich* zurückschicken könnten, damit ich alles auf einmal auf den

Weg bringe. Das ärztliche Gutachten ist auch geschrieben. Nun kneifen wir alle den Daumen, dass es gut geht!

Ich habe Ihnen kleine Merktzettelchen angeheftet an alle Stellen, wo Ihre Unterschrift erforderlich ist. Sie schicken mir vielleicht den ganzen Bogen wieder, denn Sie werden ihn sicher bei Klaus-Dieters Aufnahme dort noch einmal bekommen. Den Brief von Herrn H. an mich habe ich gleich behalten.

Herzliche Grüße
Gertraude Steiniger

Dokument 16

Schwester Jenny Zoller an Hermine K., Brief, 5. April 1961

Liebe Frau K.!

Gestern erhielt ich Ihren Brief und heute packte ich alles zusammen. Packte auch Gipsschienen ein, die ebenfalls vergessen wurden. Dass das Lederetui noch da ist, hatten wir Glück. So wie mir die Kinder erzählten, hat unser süßer Klaus Dieter die schöne Federmappe an einen unserer Jungens verschenkt. Wir fanden sie auch im Nachtschrank von H.-Jürgen B. Aber ich bin froh, dass sie da ist. – Sonst weiß ich nicht, ob noch etwas in der Wäsche ist oder sonst irgendwo. Sollte mir noch etwas begegnen, bekommen Sie es selbstverständlich, *ohne* das Porto zu bezahlen. Die Kinder, die hier geblieben sind, grüßen Klaus-Dieter alle (7) u. wünschen ihm einen guten Anfang. Ich wünsche Kl. Dieter ebenfalls alles Gute und viel Erfolg. Ihnen, liebe Frau K., vielen Dank für alle mir erwiesenen Freundlichkeiten und viel Gutes für Ihre Zukunft. Bleiben Sie allesamt behütet und lassen Sie sich grüßen von Ihrer Schw. Jenny

Liebe Frl. Steiniger!¹²

Haben Sie ganz herzl. Dank für die schöne Heimatchronik. Ich habe schon sehr oft darin geblättert. Sie haben ja viel Arbeit damit gehabt.

In Lichtenau gefällt es mir gut u. das Lernen macht mir Laune. Ich muss mich auch noch dafür bedanken, dass Sie mir in allem so gut geholfen haben. Sonntag reise ich wieder ab. Mit einigen Schülerinnen der Oberprima fahre ich zusammen zurück.

12 Von Hermine K. verfasster Entwurf eines Briefes, den ihr Sohn an Gertraude Steiniger zum Dank für die Übersendung seiner Heimatkundemappe am 13. Mai 1961 (vgl. Dokument 18) schreiben sollte.

Dokument 17

Gertraude Steiniger an Hermine K., Ansichtskarte, undatiert [vermutlich April 1961]

Liebe Frau K.!

Bei meiner Rückkehr aus den Osterferien fand ich Ihren lieben Brief und das entzückende Körbchen vor, das Sie mir geschickt haben. Haben Sie vielen Dank, dass Sie immer wieder so rührend an mich denken. Ich fühle mich zwar etwas bedrückt dadurch, dass Sie mir immerzu etwas schenken, denn es ist bei uns nicht üblich, etwas für sich in Anspruch zu nehmen für das, was man für die einem Anvertrauten tut. Ich freue mich, wenn ich hören darf, wie sich Klaus-Dieter in H.-L. [Hessisch-Lichtenau] macht. In der letzten Zeit habe ich mir manchmal Sorge um ihn gemacht, weil er sich nicht mehr so hielt wie früher. Hoffen wir, dass er wieder einen Aufschwung nimmt und sich in der schönen Schule – etwas herausgelöst aus der Primitivität – freier entwickelt. Wir feiern am 1. Mai Frl. Severins 25jähriges Dienstjubiläum und haben Mitte Mai in Bonn auf einem Kongress mitzuwirken, so dass ich bis Pfingsten sehr angespannt bin. Vielleicht geht es einmal nach den Pfingstferien. Noch einmal herzlichen Dank – und viele gute Wünsche für Ihren Jungen.

Ihre Gertraude Steiniger

Dokument 18

Gertraude Steiniger an Hermine K., Postkarte, 13. Mai 1961

Liebe Frau K.!

Hier schicke ich Ihnen das „Heimatkundeheft“ Ihres Jungen. Noch kurz vor den Pfingstferien haben wir den Einband fertig bekommen. Es sind für die Kinder so allerhand Erinnerungen zusammengetragen und auch allerlei Bildmaterial, das sie an das alles erinnert, womit wir uns in der Heimatkunde beschäftigt haben. Bei Klaus-Dieter ist einiges nicht fertig geworden, weil er ja so viel in anderen Fächern nachzuholen hatte. Aber ich denke, er freut sich auch so an seinem stattlichen ersten Werk. Ob er sich in H.-L. [Hessisch-Lichtenau] gut eingelebt hat? – Ich musste mich leider für ein halbes Jahr beurlauben lassen, da ich schlimme Nervenschmerzen und auch sonst allerlei nicht ganz harmlose Wehwehchen habe. So werde ich mich „von Volmarstein absetzen“ – und erst einmal gründlich Kur machen. Ich freue mich, dass es mir noch möglich war, Klaus-Dieter auf Hochglanz zu bringen. Grüßen Sie ihn bitte sehr herzlich von mir und seien auch Sie bestens begrüßt von

Ihrer Gertraude Steiniger

Dokument 19

Gertraude Steiniger an Hermine K., Neujahrskarte, undatiert [Ende Dezember 1961]

Liebe Frau K.!

Ihre schöne Weihnachtskarte wurde mir nach Hause nachgeschickt. Haben Sie vielen Dank, dass Sie sich noch meiner erinnern und mir von unserm lieben Klaus-Dieter so schöne Nachrichten übermitteln können. Wie ich mich freue, dass alle „Stürme“ und „stillen Stunden“ nicht vergeblich waren und dass er sich in der Schule gut macht! Er wird schon seinen Weg gehen und später seinen Mann stehen! Sehr gerne hätte ich Ihre Einladung angenommen, aber leider bin ich so schwer krank, dass ich meinen Beruf endgültig aufgeben muss. Schon seit 10 Jahren schleppe ich mich mit einem Vorderwand-Herzinfarkt – und nun kommen noch alle Beschwerden hinzu, die eine vollständig zerstörte Wirbelsäule verursacht – nicht nur mit Nervenentzündungen in allen Gliedern, sondern auch mit ernstesten Schädigungen an allen Organen. Seit Ostern bin ich in dauernder ärztlicher Behandlung mit vielen Medikamenten und Spritzen in die zerstörten Wirbel und die Entzündungsherde und gleich nach Neujahr muss ich mich einer schmerzhaften Behandlung im Krankenhaus unterziehen. „Berufsfähig“ werde ich auch dann nicht wieder. Ich hätte eher Schluss machen müssen – aber wer kann sich aus einem Dienst lösen, dem er sein Leben verschworen hat? Ihnen danke ich für das Vertrauen, das Sie mir immer entgegengebracht haben und für all die vielen Freuden, die Sie mir bei Ihren Besuchen bereiteten. Ich werde Sie nie vergessen und auch Klaus-Dieter immer in lieber Erinnerung behalten! Ich habe gern an ihm gearbeitet und hätte es gern länger getan, aber ich hielt einen schnellen Wechsel in eine andere Schule für unbedingt notwendig, da sich die Neuerungen, denen die Volmarsteiner Schule jetzt unterworfen wird, schon anbahnten. Wo vor dem Schein das Sein zerstiebt, da wird auch mir der Abschied nicht allzu schwer. Ich werde mich weiter künstlerisch betätigen und nebenbei unsern kleinen Haushalt (Fr. Severin verlässt Volmarstein auch!) versehen.

Ihnen und Klaus-Dieter meine herzlichsten Grüße und die besten Wünsche für das Neue Jahr

Ihre Gertraude Steiniger

Dokument 20

Gertraude Steiniger an Hermine K., Brief aus Oberwesel/Rhein, 26. August 1962

Liebe Frau K.!

Ihr lieber Brief wurde mir in die Ferien nachgeschickt. Ich wollte Ihnen eigentlich gleich antworten, aber leider kam ich ins Krankenhaus und habe bis jetzt mit einer bösen Venenentzündung gelegen. Daher kommt meine Antwort verspätet. Wie Sie sicher schon wissen werden, habe ich mich nach meiner letzten schweren Erkrankung vorzeitig in den Ruhestand versetzen lassen. Auch Frl. Severin hat Volmarstein verlassen, da unter dem neuen Rektor unsere Arbeit ganz ihr Gesicht verlor. Während es unser Bestreben war, die uns anvertrauten Kinder unter Einsatz all unserer Zeit und Kraft zu dem weitesten Ziel zu fördern, sinkt die Schule jetzt auf Hilfsschulniveau herab. Es wird nur noch bis 12 Uhr mittags unterrichtet und das auch mit zum Teil nur mangelhaft ausgebildeten Lehrerinnen. Frl. Severin arbeitet an der öffentlichen Schule zur Verfügung für besondere Veranstaltungen. Ich hoffe, dass auch das geliebte Instrumentalspiel allmählich dazukommt. Ich bin jedenfalls froh, dass ich so noch Anteil am Schulgeschehen habe. Es ist mir sehr schwer geworden, mich aus der Volmarsteiner Arbeit zu lösen, denn irgendwie fühlte ich mich dahin gestellt und in diese Arbeit gerufen. Es tut mir wohl, dass die Verbindung mit den Kindern und den Schwestern nicht aufgehört hat, wenn es auch schmerzt, dass nun alles so andere Wege geht! Dass Klaus-Dieter gute Fortschritte macht, freut mich ganz besonders. Hoffentlich findet er einen Beruf, der ihm zusagt und ihn beglückt. Ihnen ist es sicher auch schwer geworden, die Landwirtschaft aufzugeben. Aber Sie hatten es ja auch in der letzten Zeit zu schwer! Klaus-Dieter wird von seiner Mutter nun mehr haben, wenn er in die Ferien kommt, und das wird ihm wohl tun. Ich freue mich, dass es mir noch geglückt ist, ihn in Hessisch Lichtenau unterzubringen. Er wird wohl für lange Zeit unser letzter „höherer Schüler“ sein.

Wenn nun auch mein Brief wieder aus neuer Krankheit und Schwäche kommt, so bin ich doch trotz allem der Ansicht, dass auch dieses alles zum Besten dienen muss – und so will ich trotz alles Leidens und alles Entbehrens den Weg gehen, der mir vorgeschrieben ist, und es soll mein Bestreben bleiben, nicht bitter zu werden.

Viele gute Wünsche für Sie und Ihren lieben Jungen, liebe Frau K., und herzlichen Dank für Ihre Anteilnahme.

Ihre Gertraude Steiniger

Personenregister

- Abaelard** (1079 – 1142),
scholastischer Philosoph 261
- Adler, Alfred** (1870 – 1937), Begründer
der Individualpsychologie 254
- Antelmann, Hedwig, Schwester** 65
- Arndt, Franz** (1848 – 1917), Gründer
der Volmarsteiner Anstalten
51, 176
- Arndt, Johanna** (1855 – 1948), Gattin
Friedrich Arndts und eine der
Namensgeberinnen des Johanna-
Helenen-Heims 176
- Aswegen, Ursula (Ulla) v., Helferin im
Johanna-Helenen-Heim** 65, 307
- Bach, Johann Sebastian** (1685 – 1750),
Komponist 82
- Bach, Dr. Ulrich** (1931 – 2009),
Anstaltsseelsorger 1962 – 1996
22, 33, 139, 143, 150, 158-159
- Backofen, Karl-Heinz,**
Anstaltsseelsorger 150, 157-158
- Bamberg, Charlotte, Königsberger
Diakonisse und Oberin** 211
- Barth, Prof. Karl** (1886 – 1968),
Theologe 260
- Bastigkeit, Maria, Königsberger
Diakonisse** 64
- Becker, Prof. Wolfgang, Chefarzt der
Volmarsteiner Anstalten** 267
- Bednarz, Rektor der Schulen der
Volmarsteiner Anstalten** 156
- Bernd, Lehrer** 156
- Biesalski, Konrad** (1868 – 1930),
Orthopäde 168-169, 253
- Bläsig, Rektor des Annastifts
Hannover** 148
- Blücher, Hildegard, Schwester** 65
- Blumner, Vikarin** 210
- Bodelschwingh, Fritz v.** (1877 – 1946),
Theologe, Leiter der v.
Bodelschwinghschen Anstalten
259
- Bohne, Dr. Otto S.** (* 1898), Chefarzt
der Volmarsteiner Anstalten
1947 – 1960 66, 181, 193-194
- Boltz, Else, Königsberger Diakonisse,
Oberin** 216
- Brandt, Prof. Karl** (1904 – 1948),
„Begleitarzt“ Hitlers und Reichs-
kommissar für das Sanitäts- und
Gesundheitswesen 267
- Bremshey, Horst, Diakon** 162
- Brosch, Helene, Königsberger
Diakonisse** 64
- Bublies, Lina** (1899 – 1988),
Königsberger Diakonisse
64, 195, 204
- Budnick, Martha** (1886 – 1977),
Königsberger Diakonisse
64, 67, 195
- Casement, Roger** (1864 – 1916),
britischer Konsul 294
- Conrad, Joseph** (1857 – 1924),
englischer Schriftsteller polnischer
Herkunft 293-295
- Dante Alighieri** (1265 – 1321),
italienischer Dichter 294
- Dickschat, Elise** (1904 – 1978),
Königsberger Diakonisse,
1957 – 1967 auf der „Mädchen-
station“ des Johanna-Helenen-
Heims tätig 46, 58-59, 64, 71-73,

- 77, 88, 90, 93, 102, 108, 112, 115-117, 124, 128-129, 131, 133-137, 139-140, 144, 146, 151-152, 207-209, 211-216, 221-222, 238, 242-244, 271-272, 274, 276-278, 287, 296
- Dietz, Fräulein, Lehrerin 85
- Diewerge, Wolfgang, Ministerialrat im Reichspropagandaministerium 265
- Dittrich, Jürgen (*1955), Pfarrer, Vorstandssprecher der Evangelischen Stiftung Volmarstein seit 2007 23
- Durkheim, Emile (1858 – 1917), Soziologe 160
- E**
- Effey, Friedrich Wilhelm, Pastor, Anstaltsgeistlicher und Vorsteher der Evangelischen Diakonenanstalt Martineum 1946 – 1959 158, 198
- Eichhorn, Wilhelm (1846 – 1923), Rektor der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt 1909 – 1918 190
- F**
- Fiedler, Fräulein, Musiklehrerin 152
- Fliedner, Theodor, Pfarrer (1804 – 1864), Gründer des Diakonissen-Mutterhauses Düsseldorf-Kaiserswerth 189
- Flores, Wilhelmine (1897 – 1968), Wittener Diakonisse 193-194
- Flügge, Christel, geb. Reuter, diakonische Helferin im Johanna-Helenen-Heim 1963 – 1964 33, 49, 58, 64, 67, 72, 74, 84, 87-88, 94, 99-100, 105, 109, 115, 117, 123, 128-129, 133-135, 140, 155, 163, 209, 226
- Flügge, Eberhard, Diakonenschüler im Johanna-Helenen-Heim 1960 – 1961 33, 72, 85-87, 105, 115, 127, 151, 155, 226, 229, 231
- Freud, Sigmund (1856 – 1939), Begründer der Psychoanalyse 294
- Friedrichs, Ewald (*1925), Schulleiter des Johanna-Helenen-Heims und der Oberlinschule 1964 – 1968 66, 148-151, 156, 229-231, 246
- Funcke, Oscar (1885 – 1965), Fabrikant aus Hagen, Vorstandsmitglied der Volmarsteiner Anstalten 181, 193
- Fundinger, Gertrud, Schriftstellerin 79
- G**
- Gau, Dr. Lothar (*1877), Chefarzt der Volmarsteiner Anstalten 1909 – 1947 66
- Geese, Dr. Kurt, Leiter des Lazarett im Königsberger Diakonissen-Mutterhauses der Barmherzigkeit 191
- Gennerich, Lisbeth, Königsberger Diakonisse 272
- Gerhold, Martha, Lehrerin im Johanna-Helenen-Heim 65, 77-78, 246
- Gern, Hans-Rudolf, Leiter der Lehrwerkstätten 1950 – 1955 85
- Gerstein, Dieter, Obmann des Deutschen Bibelkreises Hagen-Eilpe 259
- Gerstein, Kurt (1905 – 1945), Widerstandskämpfer 258-261
- Gerulat, Anna, Königsberger Diakonisse 64, 204
- Goebbels, Joseph (1897 – 1945), Reichspropagandaminister 256, 265
- Gößling, Ruth, Hauswirtschaftliche Hilfe 33, 49, 52, 149-150
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1749 – 1832), Dichter 84
- Goffman, Erving (1922 – 1982), US-amerikanischer Soziologe 34-35, 90, 101, 160, 299

- Gohde, D. Jürgen, Präsident des Diakonischen Werkes 22
- Grenz, Johanna („Tante Hannchen“), Helferin im Johanna-Helene-Heim 65
- Grenz, Maria, Königsberger Diakonisse 64
- Gröber, Conrad (1872 – 1948), Erzbischof 264
- Groh, Ernst und Bernhard, Photographen 217
- Grotenherdt, Dr., Landesverwaltungsrat 101
- Grotjahn, Alfred (1869 – 1931), Sozialhygieniker 262
- Gruhl, Maria (1881 – 1929), Mitbegründerin des „Bundes zur Förderung der Selbsthilfe der körperlich Behinderten e. V.“ 256-257
- Günther, Anstaltsgeistlicher 197, 210
- Gütgemann, Prof. Dr. Alfred (1907 – 1985), Chirurg 154
- H**ändel, Georg Friedrich (1685 – 1759), Komponist 82
- Hävernick, Walter, Volkskundler 120
- Hallenberger, Herta, Schwester 65
- Happe, Dr. Günter, Leiter des Landesjugendamtes des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe 279, 281
- Harms, Adolf (* 1940), Diakon des Brüderhauses Martineum 33, 48, 51, 62, 66, 68, 75, 77, 85-88, 94, 99, 102, 126-127, 143, 148, 151, 230, 288, 292,
- Harmsen, Hans (1899 – 1989), Nationalökonom, Eugeniker, Leiter des Referats Gesundheitsfürsorge beim Central-Ausschuss für Innere Mission 264, 269
- Hartmann, Helene, Gattin Paul Hartmanns und eine der Namensgeberinnen des Johanna-Helene-Heims 176
- Hartmann, Paul, Landrat von Hagen 176
- Hegler, Fräulein, Patientin auf einer der Frauenstationen im Johanna-Helene-Heim, unterrichtete zeitweise auf der „Kindersiechenstation“ 65, 96, 114
- Heinrich, Meta, Königsberger Diakonisse 242
- Hitler, Adolf (1889 – 1945), „Führer und Reichskanzler“ 262
- Hoffmann, Emma (* 1908), Königsberger Diakonisse 213
- Holch, Eva, Leiterin der Ergotherapie 162
- Homer (8. Jahrhundert v. Chr.), griechischer Dichter 294
- Hoppe, Theodor (1847 – 1934), Pfarrer, Gründer und Vorsteher des Oberlinhauses in Nowawes bei Potsdam 167
- J**ure, Emmy, Helferin im Johanna-Helene-Heim 65, 129
- K**aiser, Robert, Rektor der Schulen der Volmarsteiner Anstalten 1960 – 1964 65
- Kalle, Ernst (1900 – 1986), Pastor, Leiter der Volmarsteiner Anstalten 1956 – 1967 32, 51, 67, 112, 182, 187, 189, 197-198, 202, 210, 224,

- 226-227, 231, 268, 271-272, 274-276,
287, 289-291, 298
- Kallinich, Martha, Diakonisse 64
- Katthagen, Dr. Alfred (1915 – 1999),
Chefarzt der Volmarsteiner
Anstalten 1960 – 1981 27, 66, 84, 108-
109, 129, 159, 197-198, 220,
258-270, 297
- Katthagen, Ernst, Vater Alfred
Katthagens 259
- Katthagen, Paula, Mutter Alfred
Katthagens 259
- Kaufman, Theodore Newman
(1910 – 1980), Verfasser der Schrift
„Germany Must Perish“ 265
- Kaufmann, Paul (1890 – 1982), Pfarrer,
Vorsteher des Königsberger
Mutterhauses der Barmherzigkeit
seit 1952 192, 201, 210, 214
- Kaup, Ignaz (1870 – 1944), Hygieniker
169
- Kehler-Hoffmann, Elfriede (1915 – 1995),
Königsberger Diakonisse, leitende
Schwester des Johanna-Helenen-
Heims 1958 – 1967 32, 47, 65, 67, 73,
75, 77, 95, 100, 117, 121, 126, 137, 195,
226, 243, 271-275, 298, 305, 307
- Keller, Inge, Lehrerin 66, 149, 275
- Kennedy, John F. (1917 – 1963),
Präsident der USA 1960 – 1963 112
- Kockelke, Hermann (1890 – 1974),
Pfarrer und Vorsteher des
Evangelischen Diakonissenhauses
Witten 1946 – 1950 193
- Koetter, Pastor, Vorsteher des
Evangelischen Diakonissenhauses
Witten 200
- Kollex, Charlotte, Königsberger
Diakonisse 199
- Konen, Heinrich, Kultusminister von
Nordrhein-Westfalen 118
- Koslowski, Anna v. (1911 – 1992),
Königsberger Diakonisse 64, 195
- Krämer, Lehrerin 245
- Kramer, Lisbeth (* 1900), Königsberger
Diakonisse 64, 195
- Kretschmer, Ernst
(1888 – 1964), Begründer der
Konstitutionspsychologie 254
- Krohn, Frieda (1891 – 1984),
Königsberger Diakonisse
64, 67, 203
- Krüger, R., Lehrerin 85
- Künneht, Walter (1901 – 1997), Leiter
der Apologetischen Zentrale des
Central-Ausschusses der Inneren
Mission 267
- Kurschat, Hedwig, Königsberger
Diakonisse 65
- Laas, Dr., Oberarzt in den
Volmarsteiner Anstalten 66
- Lange, Prof. Max (1899 – 1975),
Chefarzt des Orthopädischen
Versorgungskrankenhauses Bad Tölz
267
- Lenkitsch, Vorsteher des Königsberger
Diakonissen-Mutterhauses der
Barmherzigkeit 210
- Leopold II. (1835 – 1909), König von
Belgien 294
- Lindemann, Prof. Kurt (1901 – 1966),
Chefarzt der Orthopädischen Klinik
des Annastifts Hannover 267
- Linneweber, Eveline, Wittener
Diakonisse 193
- Lombroso, Cesare (1836 – 1909),
Mediziner und Anthropologe
254, 293
- Lotze, Rudolf (1920 – 2005), Pastor,
Leiter der Volmarsteiner Anstalten
von 1967 – 1988 149, 150, 158, 291-292

- Lunderstedt, Christa, Kindergärtnerin
245
- M**ahrn, Frieda (1907 – 1976),
Königsberger Diakonisse
64, 195, 203
- Masuhr, Maria, Königsberger
Diakonisse 64
- Meinecke, Ekkehard, Leiter
Wohnbereich Evangelische Stiftung
Volmarstein 33
- Meinzolt, Marie (1889 – 1962),
Neuendettelsauer Diakonisse,
Leiterin der Heimerzieherschule in
Neuendettelsau 121, 273
- Mindt, Anna, Königsberger
Diakonisse 64
- Muckermann, Hermann (1877 – 1962),
Eugeniker 264
- Müller, Fräulein, Lehrerin 85
- Müller, Alfred Dedo (1890 – 1972),
Theologe 264
- Muthmann, Dr. Dietrich (* 1928),
1953/54 und 1957 – 1960
Assistenzarzt, seit 1960 Oberarzt
in der Orthopädischen Klinik
Volmarstein, 1976 – 1980 Leiter
Rehabilitationsmedizin in den
Orthopädischen Anstalten
Volmarstein, 1980 – 1993 Leiter
Berufsbildungswerk Volmarstein
33, 46, 52, 66-67, 109, 127, 149, 153
- N**ebeling, Dieter (* 1935), Pfarrer
und Vorsteher des Königsberger
Diakonissen-Mutterhauses
1970 – 1999 216
- Nernheim, Elise (* 1896),
Königsberger Diakonisse 213
- Neubauer, Gertrud (1915 – 1985),
Königsberger Diakonisse 64, 195
- Niemöller, Oskar (1898 – 1956),
Anstaltsgeistlicher 179
- O**pp, Dr., Landesrätin 198
- Otte, Margarete (1898 – 1970), Wittener
Diakonisse, leitende Schwester der
Orthopädischen Klinik
202, 241-242
- P**akulat, Martha (* 1896), Königsberger
Diakonisse 64, 195
- Papmahl, Erna (* 1907), Königsberger
Diakonisse 64, 195
- Pardoen, Theo, Hausvater „De
Pieterberg“/Westerbork 163
- Pawlowski, Anna (* 1908),
Königsberger Diakonisse, auf
der „Kindersiechenstation“ des
Johanna-Helene-Heims tätig
64, 75, 87-88, 107-108, 113, 126, 128,
147, 211, 244
- Perl, Otto (1882 – 1951), Gründer
des „Bundes zur Förderung
der Selbsthilfe der körperlich
Behinderten e. V.“ 79, 256
- Petri, Inge (* 1928), Lehrerin an der
Bettenschule der Orthopädischen
Klinik 33, 66-67, 87, 97, 101,
162-163, 248, 275
- Pfitzner, Lehrerin 247
- Plückelmann, Friedrich-Alfred,
Verwaltungsdirektor der
Volmarsteiner Anstalten 150
- Preugschat, Emilie, Schwester 65
- Pürschel, Dr. Herbert, Leiter der
Lehrwerkstätten in Volmarstein
1955 – 1978 109, 202, 291

- Rakutt, Bertha, Königsberger
Diakonisse 64
- Reuter, Christel, siehe Flügge, Christel
- Röder, Eugen, Lehrer, Dozent am
Martineum, seit 1967 Leiter des
Oscar-Funcke-Hauses 88, 275, 288
- Rosenberg, Alfred (1893 – 1946), seit
1934 „Beauftragter des Führers für
die Überwachung der gesamten
geistigen und weltanschaulichen
Schulung und Erziehung der
NSDAP“ 259, 266
- Rügemer, Alfred, Verwaltungsdirektor
der Volmarsteiner Anstalten
101, 181
- Schäfer, Theodor (1845 – 1914),
Pfarrer und Gründer des Altonaer
„Krüppelheims“ 167
- Schanzenbach, Martha (1907 – 1997),
Bundestagsabgeordnete 202
- Schiller, Friedrich v. (1759 – 1805),
Dichter 84
- Schleiter, Schulrat aus Hattingen 181
- Schmidt-Delbrügge, Lehrerin 246
- Scholz, Gertrud, Lehrerin 50
- Schröder, Else, Kindergärtnerin
und Hilfserzieherin auf der
„Jungenstation“ des Johanna-
Helenen-Heims 47, 49, 60, 64,
75, 77, 90, 101, 103, 105, 108, 220,
238-239, 245
- Schütz, Werner, Kultusminister von
Nordrhein-Westfalen 187
- Schumacher, Dr. Dr. Joseph (* 1902),
Medizinhistoriker 261
- Schumann, Erna, Lehrerin im
Johanna-Helenen-Heim 57, 65,
84-85, 90, 96-97, 114, 142, 151, 157,
224, 245-246, 297, 310
- Severin, Erika, Lehrerin im Johanna-
Helenen-Heim 49, 59, 65, 77, 82,
84, 90, 96-98, 108, 111, 114-115, 142,
145, 246-247, 297, 308-309, 315-317
- Simoneit, Ida (1906 – 1994),
Königsberger Diakonisse, in der
Küche des Johanna-Helenen-
Heims tätig 64-65, 102, 204
- Skötsch, Martha, Königsberger
Diakonisse 214-215
- Smidt, Udo (1900 – 1978), Pastor und
Reichswart der Schülerbibelkreise
259
- Sommer, Anna, Königsberger
Diakonisse 64
- Springer, Ernst (1941 – 2008),
Vorstandssprecher Evangelische
Stiftung Volmarstein 1988 – 2006
22
- Stachowitz, Friedrich (1889 – 1951),
Pfarrer, Vorsteher des Königs-
berger Mutterhauses der
Barmherzigkeit 1931 – 1951 192
- Statnik, Erna, Putzfrau im Johanna-
Helenen-Heim 65, 71
- Statz, Martha (1900 – 1975),
Königsberger Diakonisse,
1957 – 1967 auf der
„Mädchenstation“ des Johanna-
Helenen-Heims tätig 46, 64, 72-73,
77, 88, 90, 93, 102, 108, 115, 117, 124,
129, 133, 139-140, 144, 151, 207-209,
211-216, 221-222, 238, 242-243,
271-272, 274, 276-278, 286-287, 296
- Steiniger, Gertraude (1909 – 1979/80),
Lehrerin im Johanna-Helenen-
Heim 27, 46, 49, 52, 60, 63, 65, 71,
77-84, 90, 94, 96-97, 99, 108, 111-115,
123, 137, 139, 141-142, 152, 156, 159,
246-256, 297, 301, 303-304, 306,
308-311, 313-317
- Steinke, Ella (* 1908), Königsberger
Diakonisse 67

- Steinrück, Dr. Hans († 1948), Oberarzt
in den Volmarsteiner Anstalten
267
- Stolz, Rektor 156
- Stroothenke, Wolfgang, Theologe 265
- T**elemann, Georg Philipp (1681 – 1767),
Komponist 82
- Theurer, Christoph († 1989),
Brüderpfarrer des Martineums seit
1959 32, 86, 197, 210, 268, 276
- Thien, Charlotte (1902 – 1981),
Königsberger Diakonisse, in der
Küche des Johanna-Helene-
Heims tätig 64-65, 204, 207
- Twer, Karl-Joachim (Jochen) (* 1940),
Diakonenschüler im Martineum
1964 – 1967 32-33, 62, 71, 85-86,
92-93, 102, 105, 117, 122, 126-127, 132,
135, 146-147, 228-230, 234, 239-240,
244, 274-276
- V**alentin, Prof. Bruno (1885 – 1969),
Chefarzt der Orthopädischen
Klinik des Annastifts Hannover
267
- Verschuer, Otmar Frhr. v.
(1896 – 1969), Humangenetiker und
Rassenhygieniker 263, 268
- Vietor, Hans (1882 – 1959), Pastor,
Leiter der Volmarsteiner Anstalten
1917 – 1956 30, 67, 94, 115, 137, 177,
181-182, 193-195, 200, 206, 210, 213,
242-243, 274, 298
- W**ald, Brigitte, Lehrerin
66, 85, 149, 152
- Waltraud, Putzfrau im Johanna-
Helene-Heim 65
- Wasgien, Helene Augusta
(1896 – 1966), Königsberger
Diakonisse, leitende Schwester
des Johanna-Helene-Heims
1947 – 1958 64-65, 94, 195, 199-201,
206, 214, 273, 277
- Weber, Dr. Josef, (1886 – 1972),
Sozialminister von Nordrhein-
Westfalen 181
- Wensierski, Peter, Journalist 21
- Wilm, Ernst (1901 – 1989), Präses
der Evangelischen Kirche von
Westfalen 268
- Würtz, Hans (1875 – 1958),
Pädagoge, Erziehungs- und
Verwaltungsdirektor des Oskar-
Helene-Heims in Berlin 169, 252,
254-257, 293, 297
- Z**illy (Zille?), Putzfrau im Johanna-
Helene-Heim 65
- Zoller, Eugenie („Jenny“)
(1923 – 2009), Königsberger
Diakonisse, 1956 – 1967 auf der
„Jungenstation“ des Johanna-
Helene-Heims tätig 33, 47, 51, 56,
60-64, 69, 71, 73, 75-78, 87, 89-90,
99, 102-103, 105, 107-109, 112, 115-
116, 121-123, 126-127, 131-132, 135, 141,
143, 151, 154-155, 203, 211, 215-222,
224, 226-235, 237-240, 242-244,
271-272, 274-278, 287, 296, 298, 303,
306, 311, 313-314
- Zurukzoglu, Stavros, Bakteriologe 263

Abkürzungen

a.d.V.	an den/die Verfasser/in	ICF	International Classification of Functioning, Disability and Health
ADW	Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, Berlin	ICIDH	International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps
AFET	Allgemeiner Fürsorgeerziehungstag	JWG	Jugendwohlfahrtsgesetz
AMC	Arthrogryposis multiplex congenita	KWV	Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser
BeB	Bundesverband evangelische Behindertenhilfe	NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
BGBI.	Bundesgesetzblatt	NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
Bl.	Blatt	o. Bl.	ohne Blattangabe
BDM	Bund Deutscher Mädel	o. S.	ohne Seitenangabe
BK	Bund Deutscher Bibelkreise	RJWG	Reichsjugendwohlfahrtsgesetz
BSHG	Bundessozialhilfegesetz	S.	Seite
CVJM	Christlicher Verein junger Menschen	SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
DAF	Deutsche Arbeitsfront	RGBl.	Reichsgesetzblatt
DW	Diakonisches Werk	verst.	verstorben
EKD	Evangelische Kirche in Deutschland	WHO	World Health Organization
ESV	Evangelische Stiftung Volmarstein		
FAG JHH 2006	Freie Arbeitsgruppe Johanna-Helene-Heim 2006		
Fs.	Festschrift		
GzVeN	Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses		
HJ	Hitlerjugend		

Nachwort zur zweiten Auflage

Als wir im März 2010 unsere Studie zum Johanna-Helene-Heim in Volmarstein in erster Auflage vorlegten, betraten wir Neuland, handelte es sich doch um die erste geschichtswissenschaftliche Arbeit, die sich mit den Lebensbedingungen und Lebenslagen von Menschen mit körperlicher Behinderung in einer geschlossenen Einrichtung in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigte. Dies hatte zur Folge, dass wir unsere Befunde nur beschränkt in größere Zusammenhänge einordnen konnten. Auch ein systematischer Vergleich war nicht möglich, fehlte es doch an Vorarbeiten, an die wir hätten anknüpfen können.

Diese Situation hat sich – nicht zuletzt auf Grund des Interesses vieler Einrichtungen für Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung, mehr über deren Alltag zu erfahren – grundlegend verändert. 2011 erschien unsere Studie „Als wären wir zur Strafe hier“ zum Wittekindshof, einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung in Bad Oeynhausen. Dieses Buch stieß auf ein so großes Interesse, dass es mittlerweile in dritter Auflage erschienen ist.¹ Inzwischen haben wir auch eine Gesamtgeschichte des Wittekindshofes vorgelegt, in der die Lebensbedingungen und Lebenslagen der Bewohnerinnen und Bewohner von den Anfängen der Einrichtung bis in die jüngere Vergangenheit breiten Raum einnehmen.² Mit der Studie „Es war eine enge Welt“. Menschen mit Behinderungen, Heimkinder und Mitarbeitende in der Stiftung kreuznacher diakonie, 1947 bis 1975“ konnte außerdem zum ersten Mal ein Träger der Körperbehinderten- und der Geistigbehindertenhilfe untersucht werden.³ Weiterhin haben die v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel und die Diakonie Neuendettelsau entsprechende Forschungsaufträge an den Verfasser und die Verfasserin vergeben, deren Ergebnisse 2013 präsentiert werden sollen.

-
- 1 Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, „Als wären wir zur Strafe hier“. Gewalt gegen Menschen mit geistiger Behinderung – der Wittekindshof in den 1950er und 1960er Jahren, Bielefeld 2011, 32012.
 - 2 Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler, „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012, Bielefeld 2012.
 - 3 Ulrike Winkler, „Es war eine enge Welt“. Menschen mit Behinderungen, Heimkinder und Mitarbeitende in der Stiftung kreuznacher diakonie, Bielefeld 2012.

Das Buch von Dr. Sylvelyn Hähner-Rombach, die zur Bruderhausdiakonie Reutlingen, einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, arbeitet, wird im nächsten Jahr erscheinen. Für den katholischen Bereich ist schließlich Dr. Bernhard Frings zu nennen, der die Lebensverhältnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Franz-Sales-Haus in Essen in den Jahren von 1945 bis in die heutige Zeit erforscht.⁴

Sodann ist von einer Erweiterung des theoretischen Bezugsrahmens unserer mikrohistorischen Studien zu berichten. Zwar eng an die Institution „Heim“ angelehnt, haben wir sie mehr und mehr mit dem innovativen Ansatz der Disability Studies und hier speziell der Disability History verzahnt. Was ist gemeint? In Abgrenzung zum medizinischen Modell des Behindert-Seins als individuelles körperliches Defizit, aber auch in Weiterentwicklung des soziologischen Modells des Behindert-Werdens als Ausdruck sozioökonomischer Strukturen und Prozesse fasst die kulturalistisch angelegte *Disability History*⁵ Behinderung als „soziokulturelle Konstruktion“ auf. Demnach werden aus „verkörperten Andersheiten“ in komplexen Zuschreibungs-, Deutungs- und Benennungsprozessen *Begriffe von „Behinderung“* abgeleitet. Mit anderen Worten: Körperliche und psychische Einschränkungen haben selbstverständlich Anteil an der Konstruktion von „Behinderung“, aber hinter jeder sichtbaren oder unsichtbaren Materialität stehen immer auch kulturelle Werte, Erwartungen, Narrative, Diskurse, Gewohnheiten, emotionale Ressourcen und Praktiken. Insofern hat „Behinderung“ neben einer *materiellen* immer auch eine *diskursive Dimension*, eine Dimension, die in einem zeit- und wertgebundenen Prozess von der Gesellschaft und vom Einzelnen konstruiert wird. Diese Verknüpfung wollen wir weiteruntersuchen. Mit unserem Wissenschaftlichen Symposium „Heime für Menschen mit geistiger Behinderung in der Perspektive der Disability History“ im Juli 2012 in Bad Oeynhausen ist – so hoffen wir – ein erster Brückenschlag zwischen der

4 Bernhard Frings, Heimerziehung im Franz Sales Haus 1945–1970. Strukturen und Alltag in der „Schwachsinnigen-Fürsorge“, Münster 2012.

5 Die Disability History hat in den letzten Jahren eine Weiterentwicklung zur Dis/ability History erfahren. Wurde bisher mehr oder weniger ausschließlich aus der „Normalität“ heraus über „Behinderung“ geforscht und geschrieben, soll nun – umgekehrt – aus der Perspektive von „Behinderung“ die vermeintlich „normale“ Gesellschaft beschrieben und analysiert werden. „Mit der Einführung des Schrägstrichs geht es nicht mehr allein um die Kategorie Behinderung als eine Form der sozialen Ausgrenzung, sondern um die Verschränkungen und Verknüpfungen, das Wechselspiel von ‚normal‘ und ‚behindert‘, kurz, um das Transversale und Intersektionale, das zum eigentlichen Forschungsgegenstand wird.“ Anne Waldschmidt, Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? Programmatische Überlegungen, in: Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hgg.), *Disability History. Konstruktion von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Bielefeld 2010, S. 13-27, S. 20.

Erforschung konkreter Lebensverhältnisse in Heimen für Menschen mit Behinderung und universitärer Forschung gelungen.⁶


Betrachtet man vor diesem Hintergrund unsere Studie zum Johanna-Helene-Heim, so hat sie sich nicht nur als innovativ, sondern auch als methodisch und konzeptionell wegweisend erwiesen. So war es *erstens* gewinnbringend, nicht nur der Kultur der Gewalt nachzugehen, sondern die gesamte Lebens- und Arbeitswelt der Beteiligten in den Blick zu nehmen. *Zweitens* hat sich unser damaliger Ansatz, den Alltagsbetrieb mit Hilfe leitfadengestützter Interviews zu rekonstruieren und in Form einer dichten Beschreibung darzustellen, auch in unseren neuen Projekten außerordentlich bewährt. *Drittens* schließlich erwies sich das von Erving Goffman entwickelte theoretische Modell der „totalen Institution“ als sehr gut geeignet, Strukturen und Interaktions- und Kommunikationsprozesse in geschlossenen Einrichtungen zu analysieren und zu erklären.

Ein Wermutstropfen bleibt. Zwar können seit Januar 2012 ehemalige Heimkinder einen Antrag auf Unterstützung bei dem von der Bundesregierung geschaffenen Fonds stellen, diese Regelung gilt jedoch nicht für jene Frauen und Männer, die in Einrichtungen der Behindertenhilfe untergebracht waren. Wieder einmal – so scheint es – wird beim Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und materielle Hilfen mit zweierlei Maß gemessen.

Bielefeld und Berlin, im Oktober 2012

Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler

6 Die Tagungsbeiträge erscheinen in: Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler (Hgg.), „Welt in der Welt“. Heime für Menschen mit geistiger Behinderung in der Perspektive der Disability History, Stuttgart u.a. 2013.

A photograph of two children sitting in wheelchairs outdoors. The child on the left is wearing a patterned sweater, and the child on the right is wearing a dark sweater. They are positioned in front of a large tree trunk. The background shows a garden area with a stone wall and some foliage. The entire image has a reddish-pink tint.

Die Debatte um die Gewalt in der Heimerziehung der frühen Bundesrepublik zieht immer weitere Kreise. Mit dem Johanna-Helene-Heim in Volmarstein ist erstmals eine Einrichtung für Menschen mit körperlichen Behinderungen in die öffentliche Diskussion geraten. Wie ist die erschreckend harte und lieblose, teilweise offen gewalttätige Behandlung, die die Mädchen und Jungen im Johanna-Helene-Heim erdulden mussten, zu erklären? Auf der Basis von Zeitzeugeninterviews mit Betroffenen und ehemaligen Beschäftigten und bislang unausgewertetem Archivmaterial werden die Geschehnisse beschrieben und in den damaligen sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen, kulturellen und pädagogischen Kontext eingeordnet.

Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte
an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel
Band 18

Zweite Auflage

ISSN 1868-047X

ISBN 978-3-89534-918-8